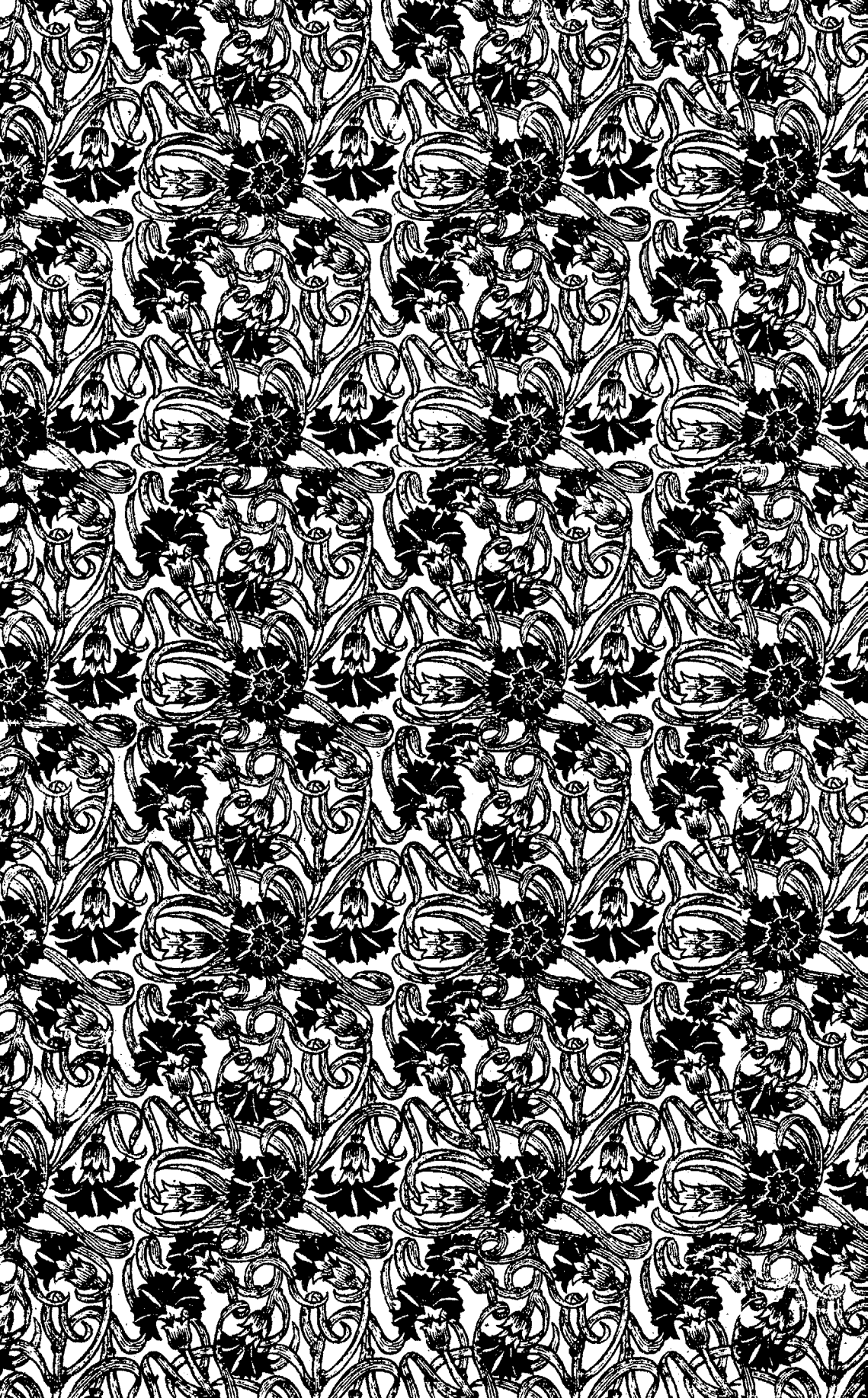




30.7.1937

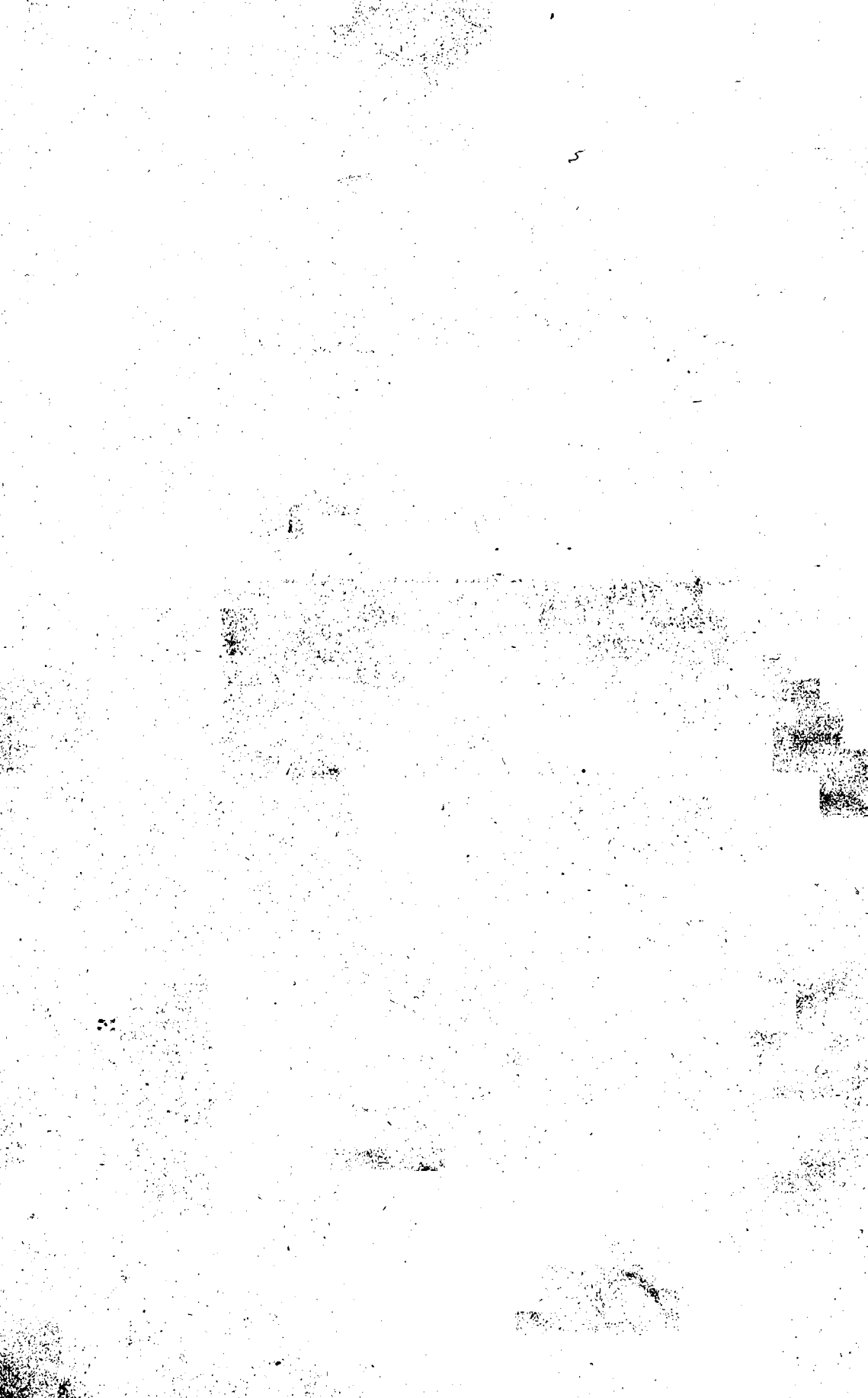




Frau Wipke.

Das westliche Samland

Zweiter Band

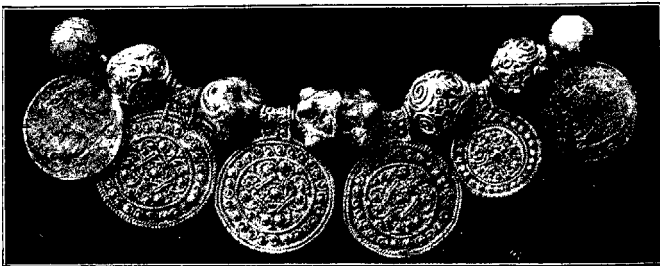


E 2939 II

Oscar Schlicht:
Das westliche Samland

Ein Heimatbuch des Kreises Fischhausen

Bl. 4 - 5



Altskandinavischer Halsschmuck aus Silberfiligran
Wikingerfund bei Wiskiauten

Zweiter Band

Land und Leute der Bernsteinküste / Die Steilküste / Die Landschaft
westlich der Alk / ²Das Kirchspiel Medenau / Die Landschaft östlich der
Alk / Cranz

Mit 270 Abbildungen und 29 Karten im Text

Dresden 1922
Verlag von Kolbe & Schlicht

1937: 977

 CZYTELNIA
REGIONALNA

IV.9
Rybaki

35035



IV.9

54543

~~5805~~

2432

IV.9 Rybaki

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite		Seite
Inhaltsverzeichnis.		Das Gebiet Rinau	133
Verzeichnis der Abbildungen.		Das Kirchspiel Thierenberg . . .	136
Verzeichnis der Pläne, Karten und Grundrisse.		Die weiteren Ortschaften des Kirchspiels Thierenberg	142
Land und Leute der Bernsteinküste.		Rund um den Galtgarben.	
Zur Vorgeschichte des westlichen Samlandes	1	Das Kirchspiel Kumehnen	145
Romowe	9	Weitere Ortschaften des Kirchspiels	148
Die Siedlungen an der Bernsteinküste.		Der Galtgarben und das Alkgebirge	153
Von Fischhausen bis Palmnicken	12	Aus der neueren Geschichte des Galtgarben	155
Groß-Palmnicken	19	Das Gebiet Medenau	163
Die anderen Ortschaften des Palmnicker Kirchspiels	29	Medenau	164
Das Kirchspiel Germau	32	Die weiteren Ortschaften des Kirchspiels Medenau	174
Germau	34	Das Kirchspiel Wargen	184
Das Gebiet des Großen Hausen .	40	Wargen 188 — Mednicken 193 — Preyl 195	187
Weitere Ortschaften des Kirchspiels Germau	43	Die weiteren Güter und Dörfer des Kirchspiels	198
Der Sudauer Winkel	47	Die Wasserversorgungsgebiete der Stadt Königsberg.	
Die Kirche zum Heiligen Kreuze	49	Der Landgraben	204
Dirschkeim	53	Der Wirrgraben	209
Brüsterort	59	Das Wiekauer Teichgebiet . . .	211
Groß- u. Klein-Kuhren. Die restlichen Ortschaften des Kirchspiels	63	Das Gebiet Pobethen	214
Die samländische Steilküste.		Burg und Kirche Pobethen . .	218
Warnicken	72	Das Kirchdorf Pobethen . . .	226
Die Warnickener Forst	77	Die Dörfer und Güter des Kirchspiels	228
Georgenswalde	86	Grünhoff	237
Das Gebiet der Katze	92	Aus der Geschichte Grünhoffs .	240
Das Ostseebad Rauschen . . .	99	Graf Friedrich Wilhelm von Bülow	241
Rauschen von 1900 bis zur Gegenwart	102	Die Grünhoffer Forst	244
Die nähere Umgebung Rauschens	108	An der Cranzer Bahn	248
Neukuhren	112	Das Kirchspiel Rudau	250
Das Lachsachtal	120	Rudau und seine Kirche . . .	252
Das Gebiet Beten	122	Die weiteren Güter und Dörfer des Rudauer Kirchspiels . . .	257
Sankt Lorenz	123	Maldaiten 257 - Der Hünenberg 258 - Pluttwinnen 260 - Kirschnenzen 260	
Die restlichen Ortschaften des Kirchspiels Sankt Lorenz . . .	127	Die Rudauer Schlacht	263
Die Landschaft des inneren Samlandes westlich der Alk.			
An der Fischhausener Kreisbahn	129		

	Seite
Das Kirchspiel Laptau	268
Das Kammeramt Laptau	270
Die Burg Laptau	271
Das Kirchdorf Laptau	273
Die weiteren Ortschaften und Gü- ter des Kirchspiels	276
Die Fritzensche Forst	280
Bledau	285
Die Besitzer der Bledauschen Güter	287

	Seite
Die einzelnen Güter	289
Die Gewässer Bledaus	291
Cranz	292
Cranz von 1895 bis zur Gegen- wart	298
Das Kirchspiel Cranz	302
Das Cranzer Moorgebiet	308
Die Plantage	311

Abbildungen im zweiten Band.

	Seite
Farbiges Titelblatt: Samländische Küste bei Rauschen. Titelvignette: Altskandinavischer Schmuck.	
Funde der jüngeren Steinzeit	1
Funde der Bronze- und Eisenzeit	3
Funde aus dem dritten Jahrh. n. Chr.	4
Romowe	9
Göttreiche in Romowe	11
Modell des Dargener Hausenberges	13
Schloß Gaffken	15
Erbegräbnis Galfken	15
Strand bei Rothenen	16
Gutshaus Nodems	18
Groß-Palmnicken.	
Palmnicker Bergmann	19
Schloßhotel Palmnicken	19
Aus dem Palmnicker Park	20
Gedenkstein der Genesenden	21
Alte Bernsteingrube Palmnicken	21
Wohnhaus des Bergwerkdirektors	22
Die Bernsteinwerke 1916	22
Moritz Becker	23
Schmelzfabrik	24
Kirche in Palmnicken	24
Werkhof der Bernsteinwerke	25
Wohngebäude der Angestellten	26
Krankenhaus in Kraxtepellen	26
Am Kraxtepeller Fließ	27
An der Pfeffermühle	28
Modell des Kraxtepeller Hausen	28
Fischerstrand bei Sorgenau	30
An der Sorgenauer Schlucht	31

	Seite
Germau	32
Der Germauer Hausen	35
Kirche in Germau	36
Kirche in Germau, Inneres	37
Der Große Hausenberg	40
Modell der Wallanlagen der Großen Hausen	42
Gutshaus Korjeiten	43
Stein bei Polennen	45
Weinberge bei Krattlau	46
Der Sudauer Winkel.	
Ein Waideler	48
Kirche in Heiligencreutz	50
Kirche in Heiligencreutz, Inneres	51
Altes Amtshaus in Dirschkeim	53
Groß-Dirschkeimer Schlucht	55
Galgenberg bei Groß-Dirschkeim	56
Der Teufelsstein bei Groß-Dirschkeim	57
Die Rosenorter Schlucht	57
Zeihbrunnen	58
Leuchtturmanlage Brüsterort	60
Der Wachbudenberg	62
Finkener Schlucht	63
Alte Finkener Wassermühle	64
Ufer bei Klein-Kuhren	64
Morgenschlucht in Groß-Kuhren	65
Der Zipfelberg 1920	66
Strand bei Groß-Kuhren	67
Dorfplatz und Kirche in Groß-Kuhren	68
Der Zipfelberg 1899	69
Braunkohlenbildung bei der Collis- schlucht	70
Landstraße bei Finken	71

	Seite		Seite
Warnicken.		Samland-Bahnhof in Königsberg	114
Blick vom Königstuhl	72	Kurhaus Neukuhren	115
Warnickener Schlucht um 1850	73	Gemeindehaus Neukuhren	116
Parkpartie aus Warnicken	73	Seeberganlagen Neukuhren	117
Alte Esche, Warnicken	74	Kaiserin-Auguste-Victoria-Heim	117
Wolfsschlucht, Warnicken	75	Hafen bei Neukuhren	118
Collisschlucht, Warnicken	75	Fischerkolonie Neukuhren	119
Gasthof Warnicken	76	Blühender Weißdorn im Lachsachtale	120
Hünengrab in der Warnickener Forst	77	Der geborstene Stein	120
Am Wall des Kleinen Hausen	78	Partie aus dem Lachsachtal	121
Modell des Burgwalles auf dem Kleinen Hausen	78	Sankt Lorenz.	
Blick vom Kleinen Hausen	79	Kirche Sankt Lorenz	124
Alte Linde bei Hirschau	80	" " " , Altaraufsatz	125
Eichen in abgeholztem Jagen	82	Modell des Pokirbener Pilberges	126
Waldpartie in der Warnickener Forst	83	Gutshaus Kallen	132
Waldbaracke in der Warnickener Forst	84	Thierenberg	136
Georgenswalde.		Kirche in Thierenberg	137
Waldtor	86	" " " , Ostgiebel	138
Blaue Rinne	86	" " " , Inneres	139
Detroitsschlucht	87	Am Mühlwehr	140
Waldhaus	87	Bockmühle	141
Gauspschlucht	88	Am Norgauer Burgwall	142
Gutshaus	88	Modell des Norgauer Burgwalles	143
Bahnhof	89	Kumehnen.	
Kurhaus	89	Kirche in Kumehnen	146
Wasserturm	90	" " " , Inneres	147
Rauschen.		Linkenmühle bei Kumehnen	148
Strand bei Rauschen	91	Gutspark Prilacken	151
Das Tal der Katze	92	Galtgarben.	
Das weiße Meer in den Katzeegründen	93	Blick vom Bismarckturm	152
Der Pilberg	94	Der Galtgarben	153
" " " , Modell	94	Modell des Galtgarben	154
Wallpartie am Pilberg	95	Am Wall des Galtgarben	155
Am Unterlauf der Katze	96	Prilacken und der Galtgarben	156
Craamer Dorflinden	97	Galtgarben, Erinnerungskreuz	157
Rauschener Teichidyll	98	" " , Hölzernes Kreuz	157
Rauschen vom Teiche gesehen	99	" " , Bismarckturm	159
Alte Linden am Dorfteich	100	Feldmarschall v. d. Goltz am Bis- marckturm	160
Rauschen um 1850	101	Das Galtgarbengasthaus	160
Mühlenteich von der Teichbrücke	103	Gasthaus Hegeberg	161
Kirche in Rauschen	103	Moorblänke an der Alk	161
Das Seewasser-Warmbad	104	Medenau.	
Pestalozziheim	105	Medenauer Teich und Burgwall	165
Drahtseilbahn	107	Stangenschanze bei Medenau	165
Blick auf Mühlenteich und Fichtenhain	108	Alte Wassermühle Medenau	166
Gedenkstein im Fichtenhain	109	Kirche in Medenau	168
Kordollingschlucht	109	" " " , Inneres	169
Alte Sassauer Bernsteingrube	110	Kelch in Medenau	170
Loppöhner Spitze	111	Gedenkhalle an der Kirche Medenau	170
Neukuhren.		Blick vom Wallberg	171
Neukuhren um 1850	112	Dorfplatz in Medenau	172
Douglas'sche Häuser um 1850	113		
Der historische Birnbaum um 1850	113		

	Seite
Cranz.	
Das Cranzer Kurhaus um 1850	294
Alte Dorfstraße	295
Am Cranzer Ufer, um 1850	296
Fischerstraße in Cranz	297
Bootsliegestelle in Cranz	298
Korso	299
Seesteg	299
Königsberger Straße mit Postamt	300
Der Wasserturm	301
Häuserkolonie auf der Adolphshöhe	301
Evangelische Kirche	302
Erinnerungskreuz 1914/18	302

	Seite
Inneres der Kirche in Cranz	303
Lutherhaus	304
Synagoge	304
Bahnhof	305
Villenkolonie Westend	306
Dampferhaltestelle Cranzbeek	307
Blick von Dumckes Höh	309
Buhnen bei der Plantage	309
Musikhalle am Rondell	310
Der Storchenteich	310
Birkenweg in der Plantage	311
Revierförsterei Cranz	312

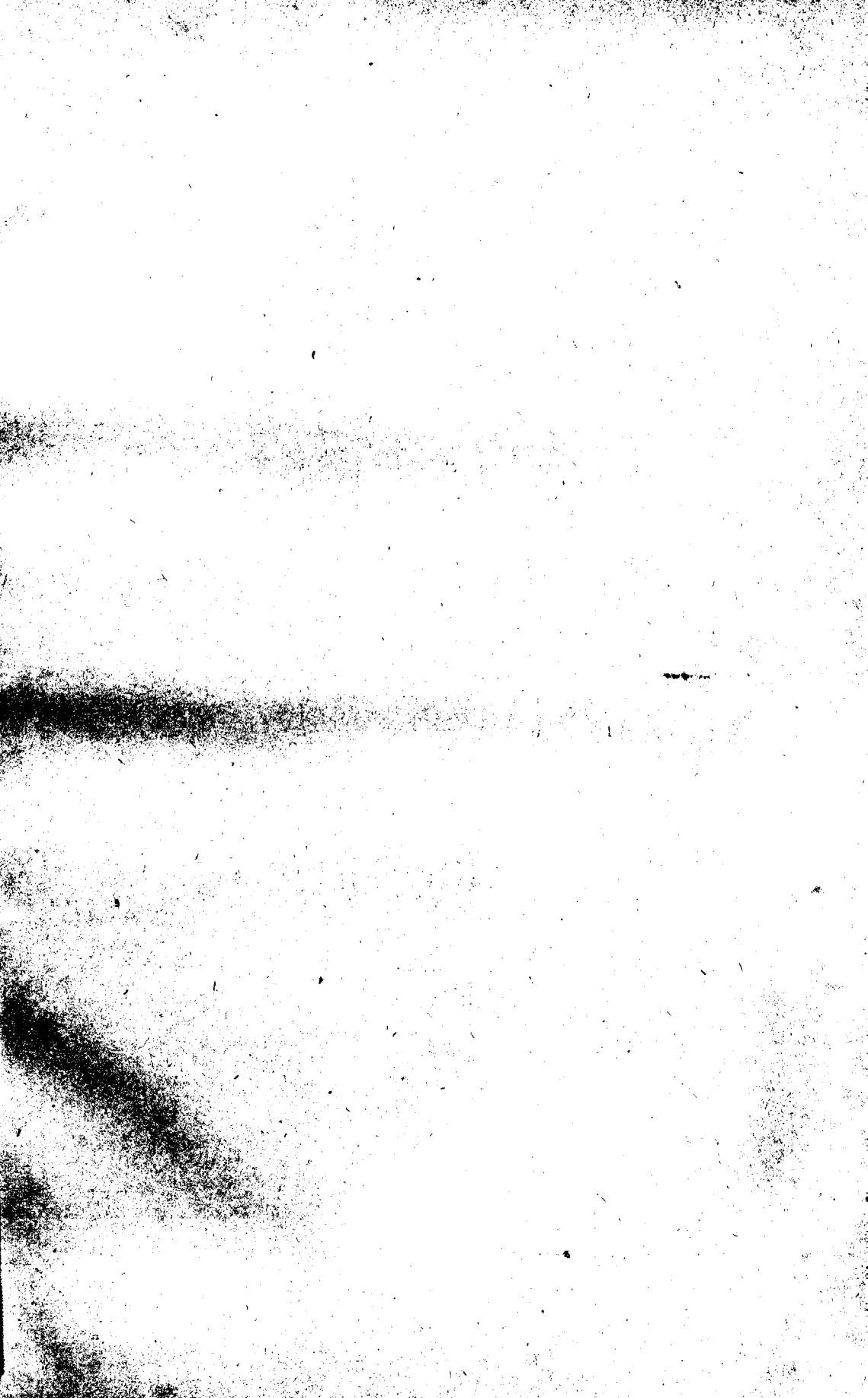
Karten und Pläne im zweiten Band.

	Seite
Skizze der Nodemser Schlucht	17
Lageplan der Germauer Burg	35
Karte der Warnickener Forst um 1800	81
Karte der Warnickener Forst	85
Plan von Georgenswalde 1921	90
Der Pilberg, Lageplan	95
Plan von Rauschen 1885	102
Plan von Rauschen 1921	106
Plan von Neukuhren 1921	119
Lageplan der alten Burg Thierenberg	136
Karte des Alkgebirges	162
Lageplan der alten Medenauer Burg	166
Der Ziegenberg, Lageplan	182
Lageplan der Wargener Burg	189
Lageplan des Preyler Schloßberges	196
Quellgebiete der Königsberger Wasser- leitung	208

	Seite
Uebersichtsplan der Stauanlagen	
Wiekau	213
Lageplan der Burg Pobethen	217
Der Pilgar bei Diewens, Lageplan	234
Karte der Grünhoffer Forst	247
Lageplan der Rudauer Burg	252
Lageplan des Hünenberges bei Ekritten	260
Lageplan der Laptauer Burg	272
Karte der Fritzenschen Forst um 1800	282
Karte der Fritzenschen Forst	284
Bledauer Gegend um 1800	288
Plan von Cranz, um 1850	293
Lageplan von Cranz 1921	306
Karte des alten Cranzer Tiefes	308

Alle Erziehung läßt sich mit gutem Grund unter den Begriff der Pflege des Heimatsinnes unterordnen. Was könnte man von der Erziehung mehr verlangen, als daß sie den jungen Menschen heimisch macht auf dem Platze und in der Zeit, in die ihn das Schicksal gestellt hat; heimisch in seinem Hause, in seinem Garten, in seinem Dorfe, in seiner Gemeinde, seiner Stadt, seiner Provinz, seinem Vaterlande und heimisch überhaupt auf Erden und unter seinen Zeitgenossen.

Ludwig Gurlitt.



Samländische Küste bei Rauschen.



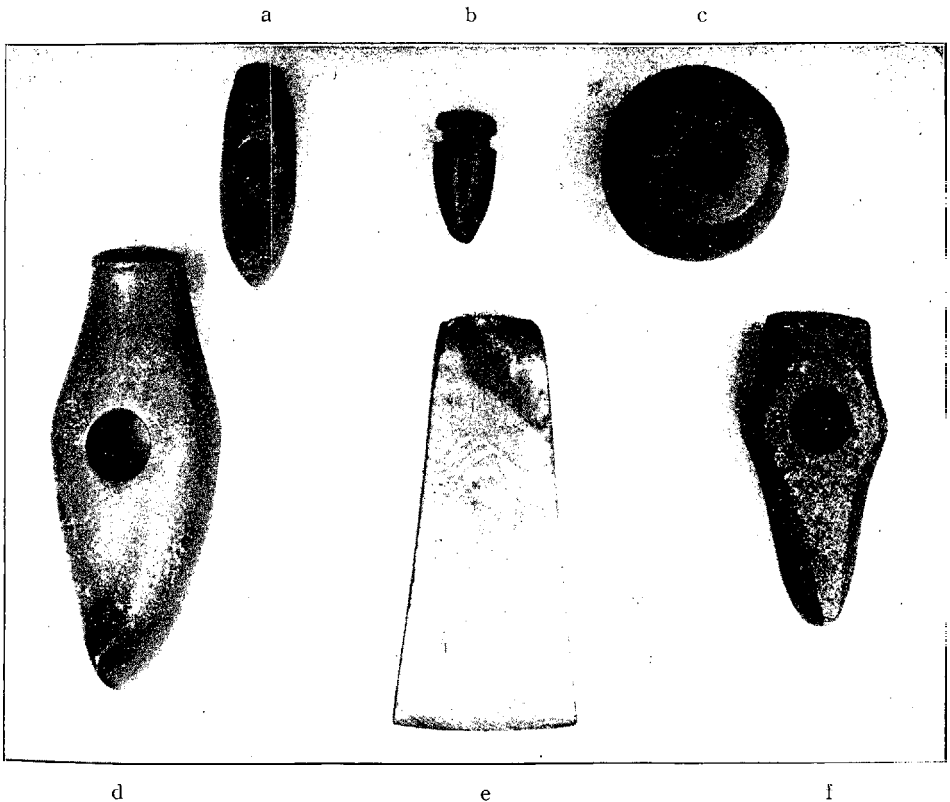
„Was vergangen, kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück.“

Karl Förster.

Land und Leute der Bernsteinküste.

Zur Vorgeschichte des westlichen Samlandes.

Ein jedes Volk hat in seiner Kultur Entwicklungen durchlebt, für deren früheste Zeitabschnitte die vorgeschichtlichen Funde fast die einzigen Zeugen sind. Auch die Geschichte unserer samländischen Vorfahren ist bis weit in die Ordenszeit von einem geheimnisvollen Dunkel umhüllt, für dessen Erhellung die dokumentarischen Quellen nicht im entferntesten genügen, um uns auch nur ein annähernd richtiges Bild dieser vergangenen Zeiten geben zu können. Erschwert wird uns die Kenntnis der preußischen Vorgeschichte durch das Verhalten des Ordens, der bewußt alles in dem eroberten Lande vernichtet haben soll, was seine Tätigkeit bei der Besitzergreifung des Landes in ein ungünstiges Licht hätte setzen können.



Funde der jüngeren Steinzeit.

(Etwa vom fünften bis Ende des dritten Jahrtausends v. Chr.)

Aus der Sammlung der Prussia, Königsberg.

a) Kleine Axt aus Serpentin (Tenkitten), Importstück, diente vielleicht als Amulett. — b) Hammerförmige Bernsteinperle (Alt-Pillau). — c) Keulenkopf aus dunklem Gestein (Germau). — d) Bootförmige Streitaxt (Haffstrom). — e) Gebänderte Feuersteinaxt (Gauten), der gebänderte Feuerstein wurde aus Ostgalizien importiert. — f) Streitaxt (Germau).

Gleichen sich nun auch die einzelnen Kulturperioden in ihrer Dauer fast bei allen Völkern, so sind doch die Zeiten ihres Beginns und der Beendigung sehr verschieden; wesentlich später als in südlicher gelegenen Ländern entwickelten sie sich aber in Preußen. Infolge seiner frühzeitigen alten Handelsverbindungen wird in diesem wiederum dem Samland eine zeitiger entwickelte Kultur zugeschrieben als den anderen Gauen dieses Landes.

Die älteste der vorgeschichtlichen Perioden, die Steinzeit, die hier etwa mit dem dritten Jahrtausend vor Christi abschließt, liegt für das westliche Samland fast völlig im Dunkeln. Nur vereinzelte, zum Teil aber hervorragende Funde, geben Kunde von ihr und beweisen höchstens, daß das Samland bereits damals, wenn auch spärlich, besiedelt war. Erst die darauf folgende ältere Bronzezeit bietet dem Forscher sicherere Grundlagen für die vorchristliche Heimatkenntnis. Unter den Zeugen dieser Periode ist besonders ein bei Litthausdorf gemachter Fund bemerkenswert, durch den man u. a. 23 Armringe und 63 Knopfsicheln erhielt. Der gleichen Zeit gehören auch größere Funde bei Germau, Kirpehnen und in der Warnicker Forst an.

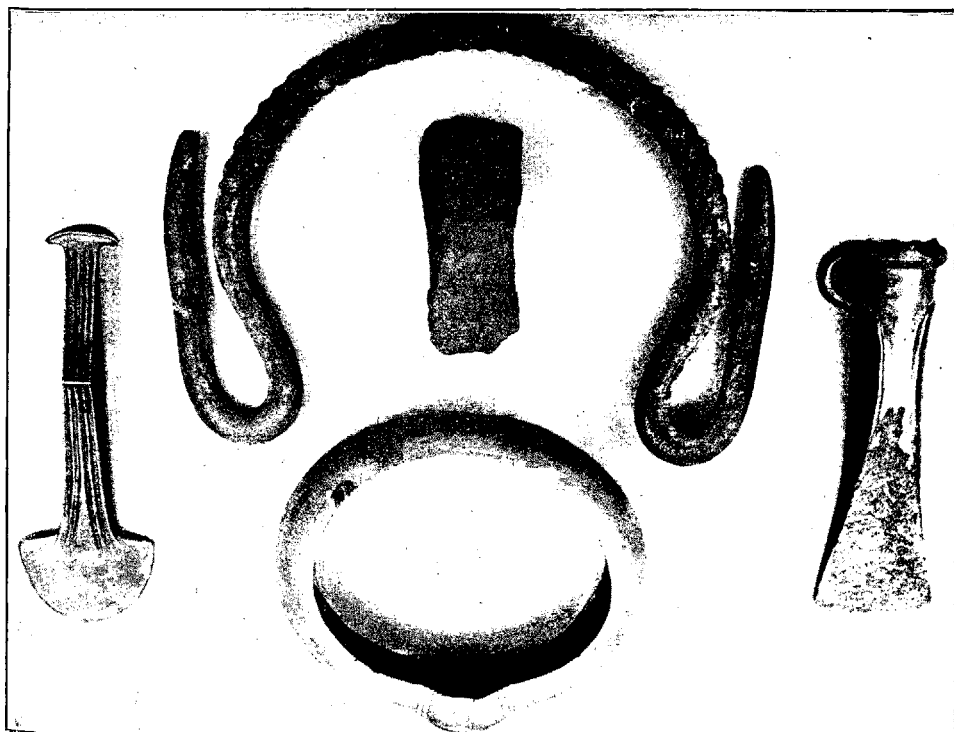
Wesentlich zahlreicher aber als aus dieser Periode sind die Funde aus der etwa um das sechste Jahrhundert vor Christi beginnenden jüngeren Bronzezeit und älteren Eisenzeit, die auf eine immer stärker werdende Bevölkerung hindeuten. Die Verstorbenen wurden nicht mehr wie bisher begraben, sondern verbrannt und in, vielfach verzierten, Urnen beigesetzt. Das öftere Vorkommen römischer Münzen in den Urnen gibt Kunde von dem Bernsteinhandel mit Rom nach Christi und ermöglicht eine annähernd genaue Zeitbestimmung der Beisetzung. Viele Urnenfunde geben auch einen Anhalt für die Zeit der Wikinger, ihrer Fahrten nach dem Samland und der Gründung skandinavischer Kolonien dortselbst.

Die Beisetzung der Urnen mit den Ascheresten der Verstorbenen, denen die mannigfaltigsten Gegenstände beigefügt wurden, erfolgte zumeist auf größeren Gräberfeldern. Besonders reich an solchen ist die Küstenstrecke von Tenkitten bis Rantau, sie übertrifft darin bei weitem alle andern Gegenden des Samlandes. Auffallend ist besonders die Häufung der Gräberfelder vom Großen Hausen bis Polennen, von denen die größte südöstlich des Hausen liegende Begräbnisstätte eine Länge von etwa einem Kilometer bei dreiviertel Kilometer Breite hat. Ein weiteres großes Gräberfeld ist die Lesnicker Palwe. Allein in der Talmulde des Germauer Fließes bis nach Godnicken hin hat man bisher acht größere Gräberfelder festgestellt. Südlich von diesen kennt man noch solche bei Kallen, Geidau, Gaffken und Tenkitten. Wie reich besonders dieser Teil des Samlandes an Gräberfeldern ist, beweist die Zusammenstellung von Hollack auf seiner „Vorgeschichtlichen Übersichtskarte von Preußen“, die auch einen Überblick über die sonstigen vorgeschichtlichen Fundstätten im Samland sowie deren einzelne Zeitalter gibt.

Die Häufung der Gräberfelder auf einen bestimmten Bezirk läßt die Annahme zu, daß dieser entweder besonders stark besiedelt war, oder daß in ihm auch die Verstorbenen aus entfernteren Ortschaften beigesetzt wurden. Fast möchte man der letzteren Vermutung zustimmen, befand sich doch hier das altpreußische Heiligtum Romowe; und wie noch heute die Bewohner bei ihren Kultusstätten beigesetzt werden, so dürfte es auch früher gewesen sein. Ob die Verbrennung der Leichen nun an den Wohnstätten selbst oder in der Nähe der Gräberfelder auf Brandaltären erfolgte, ist nicht nachweisbar. Vielleicht ist letzteres zutreffend, finden wir doch in der Urkunde des Jahres 1322 eine zwischen Groß Hubnicken und Dirschkeim

gelegene Stelle als „Brandstat“ bezeichnet, weitere Brandfelder wurden bei Kraxtepellen, Brüsterort und Lengniethen festgestellt, auch den Galgenberg bei Kirpehnen hält man für einen Brandaltar. Das Vorkommen der Gräberfelder entlang der ganzen Bernsteinküste dürfte demnach ziemlich sicher mit der Tatsache zusammenhängen, daß dieser Bezirk unseren Vorfahren als heilig galt und sein Betreten im allgemeinen nicht gestattet war. Ob dieses nun mit dem preußischen Oberpriestertum zusammenhing, in dessen Besitz die ganze Gegend gewesen sein dürfte, oder, wie bereits anderweitig ausgeführt, auf ein Bernsteinmonopol der Priester hindeutet, möge dahingestellt sein. Auffallend ist jedenfalls die sich über Jahrhunderte erstreckende häufige Erwähnung von heiligen Wäldern und Feldern in diesem Teil des Sam-

c



a

d e

b

Funde der Bronzezeit und ältesten Eisenzeit.

(Von etwa 2000 v. Chr. bis etwa 600 v. Chr.)

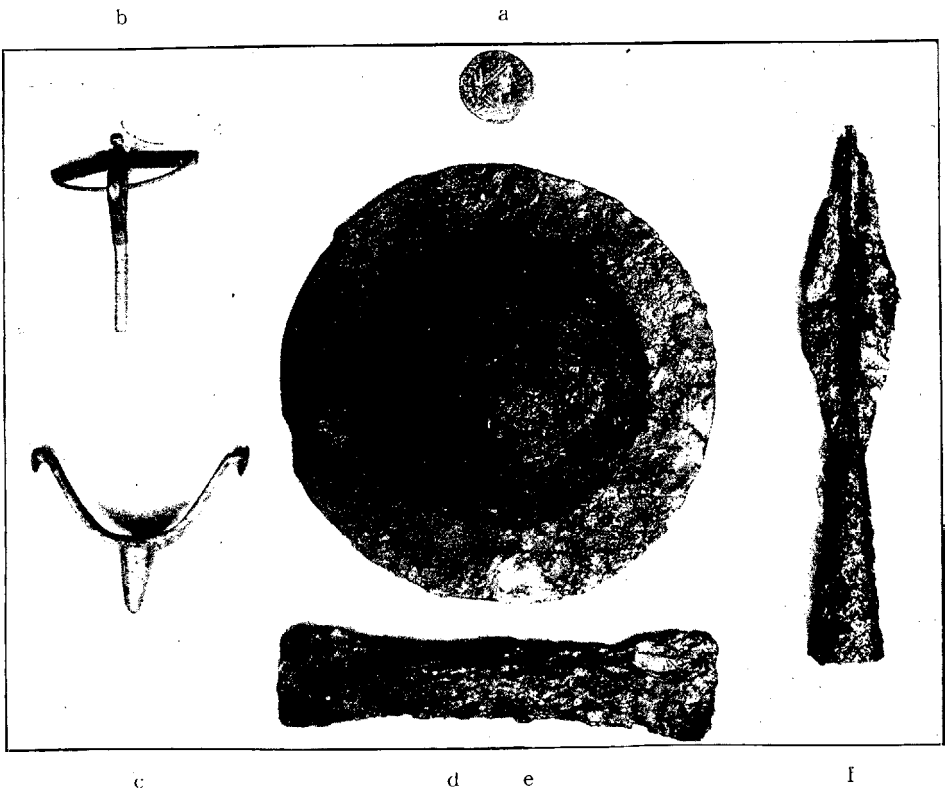
Aus der Sammlung der Prussia, Königsberg.

a) Bronzene Streitaxt (Samland). — b) Bronzene Tüllenaxt (Samland). — c) Großer bronzenener Halsring mit tordiertem Stab und umgeschlagenen (sog. Vogelkopf-) Enden (Pobethen). d) Nierenförmiger Armring mit schöner Malachitpatina. Aus dem großen Depotfund von Kl. Drebnau. — e) Eiserne Tüllenaxt aus dem Depotfund von Dittersdorf Kr. Mohrungen, eines der ältesten Eisengeräte aus Ostpreußen.

landes, von denen bereits Adam von Bremen (elftes Jahrhundert) schreibt: „daß die das Samland besuchenden oder dort wohnenden Unsrigen (also Niedersachsen oder Skandinavier) alles mit dessen Bewohnern gemeinsam haben, daß ihnen aber der Zutritt zu den Hainen und Quellen, von denen sie meinen, daß sie durch das Betreten von Christen befleckt würden, verwehrt sei“. Auch der älteste Ordenschronist Dusburg führt es noch als erwähnenswerte Tatsache an, daß man in den

heiligen Hainen, Fluren und Gewässern nicht wagte Ackerbau zu treiben, noch zu ernten oder zu fischen.

Nach einer Landverschreibung des Jahres 1292 dürfte sich der große heilige Wald bis an das Haff erstreckt haben, werden doch z. B. einigen Fischhausener Bürgern in ihm 1327 37 $\frac{1}{2}$ Morgen verschrieben. Vielleicht ist unter diesem Teil des Waldes der jetzige bei Peyse liegende Stadtwald zu verstehen (pois [altpr.] = die Fichte). Von hier aus zog sich der heilige Wald über Blumenau bis Ziegenberg. Erwähnt werden ferner der heilige Wald Wissekint zwischen Norgau und Ponacken, und heilige Wälder bei Nastrehnen und Dargen; eine kleine Baumgruppe bei Gaffken heißt noch heute das heilige Wäldchen. Der noch 1666 stehende Wald bei Brüsterort war gleichfalls ein Teil des heiligen Waldes. Häufig begegnen wir auch heiligen Feldern, so wird bei Tenkitten ein heiliges Feld erwähnt, ein sacrum campus nordwestlich von Neuendorf, und 1331 heißt der zwischen der See und Wangnicken liegende Landstrich das „Heyligevelt“. Im Jahre 1373 wird das Dirschkeimer Wirtshaus als Krug zum Heiligenfeld genannt. Um die in den Samländern noch lange fortlebenden heidnisch-religiösen Gefühle nicht zu verletzen, wurde anfänglich auch den Angehörigen des Ordens der Zutritt zu diesen Stätten untersagt.



Funde aus dem dritten Jahrhundert n. Chr.
(Sogenannte Spätromische Zeit: Drittes bis viertes Jahrh. n. Chr.)

Aus der Sammlung der Prussia, Königsberg.

a) Bronze-Münze der Lucilla, Gemahlin des Lucius Verus (161 - 169), Mitregent auf dem römischen Kaisertum des Marcus Aurelius. In Ostpreußen in Gräbern des dritten Jahrhunderts gefunden. — b) Silberne Armbrustfibel, Gewandnadel (Grebieten). — c) Bronzener Reiter-sporn (Gauten). — d) Eiserner Schildbuckel, e) Eiserner Schildfessel, f) Eiserner Lanzen-spitze, aus den Gräbern von Dollkeim.

Die alten Gräberfelder dienten nun vielen aufeinanderfolgenden Geschlechtern, unter denen sich allmählich die Verdrängung der Bronze durch das Eisen vollzog. Der Beginn dieser Periode, der älteren Eisenzeit, macht sich im Samland, vermutlich durch den Seeverkehr mit den skandinavischen Ländern, stärker bemerkbar als im übrigen Preußen. Übertroffen wird diese Zeit jedoch noch durch die jüngere Eisenzeit, dem bedeutsamsten Kulturabschnitt des vorgeschichtlichen Samlandes, sie ist der Glanzpunkt jenes altpreußischen Lebens, wie es uns die Sage überliefert hat. Anders sind die Gegenstände des täglichen Gebrauches und des Schmuckes geworden; wir finden Gürtelschnallen, Gewandnadeln, Riemenbeschläge und Sporen, selbst Glasperlen und Bronzearbeiten mit Emailleeinlage. Bemerkenswert sind auch die im Samland noch in großer Anzahl vorhandenen ausgehöhlten Steine, in denen wie bei allen Naturvölkern das Getreide in der einfachsten Weise gemahlen wurde. Alles dieses ermöglicht es uns, eine annähernd richtige Vorstellung der damaligen Lebensgewohnheiten unserer Vorfahren zu bilden. Erwähnt möge noch die Feststellung Kemkes sein, nach der unsere Vorfahren die Gräberfelder aus wirtschaftlichen Gründen zumeist dort anlegten, wo der Boden sich für den Ackerbau als nicht besonders geeignet erwies.

Bald machte sich dann die nahende Ordenszeit geltend, und gefundene Waffen, Eisenhelme u. a. lassen darauf schließen, daß die Samländer dem Orden nicht wehrlos entgegengetreten sind. Daneben finden wir für den häuslichen Gebrauch Wagschalen und Wagebalken, Bronzeschüsseln mit Gravierungen und andere Gegenstände, jetzt aber nicht mehr nur bei den Gräbern, sondern an den verschiedensten sonstigen Stellen und bei fast allen Ortschaften des westlichen Samlandes. Mit dem Beginn der Ordenszeit hörte dann auch die Verbrennung der Verstorbenen auf, denn in dem Christburger Vertrage aus dem Jahre 1245 hatten sich die unterworfenen Preußen verpflichten müssen, die christliche Bestattungsweise anzunehmen. Die heidnische Sitte, den Verstorbenen Geld mit beizulegen, hielt sich jedoch noch bis in das fünfzehnte Jahrhundert.

Viele Urnen der heidnischen Begräbnisstätten sind im Laufe der Jahrhunderte der Bodenbearbeitung, aber auch dem Unverstand und der Gleichgültigkeit zum Opfer gefallen; noch aber sind deren unzählige, namentlich in den nördlichen Wäldern des Samlandes, vorhanden, wo sie unberührt von leichtfertigen Händen der ungewissen Zukunft entgegenschlummern.

Die Erforschung der heimatlichen Vorgeschichte entwickelte sich zu einer ernsthaften Wissenschaft erst in den letzten Jahrzehnten. Man begann die Überreste altpreußischer Vergangenheit sorgsam zu sammeln, welchem Zwecke auch die vielen Ausgrabungen dienen, die aber nur dann von Wert sind, wenn sie von fachkundiger Hand vorgenommen werden. Die bedeutsamste derartige Sammlung ist die der Altertumsgesellschaft Prussia in Königsberg, überhaupt eine der umfangreichsten vorgeschichtlichen Sammlungen, in der namentlich das Samland hervorragend vertreten ist; groß ist auch die Anzahl samländischer Funde in dem Museum für Völkerkunde in Berlin. Aber auch mancher Bewohner des Samlandes hat es sich zur Pflicht gemacht, die auf seinem Besitz gefundenen Gegenstände zu vereinigen, so die Besitzer Kirpehnens und Gautens im Kirchspiel Germau. Viele vorgeschichtliche Gegenstände und römische Münzen sollen die Franzosen in den Kriegsjahren 1807/8 aus dem Samland verschleppt haben.

Die vorgeschichtlichen Burgwälle des westlichen Samlandes.

Neben den Urnenfunden gehören die altheidnischen Burgwälle und Schanzen zu den bei weitem noch nicht genügend gewürdigten vorgeschichtlichen Denkmälern des westlichen Samlandes. Wir begegnen ihnen unter den verschiedensten Bezeichnungen als „Schloßberge, Hausenberge, Schwedenschanzen und Pilberge“. Wohl nirgends anderweitig treffen wir sie in einer derartig großen Zahl und auch in zumeist solch guter Erhaltung an als hier, wo sie sich, unter geschickter Ausnutzung der vorgefundenen Bodenverhältnisse, als eine Kette von Befestigungen quer durch das Land ziehen. Zumeist finden wir sie auf jenen Erhebungen östlich der Alk, die das Inlandseis hier als Endmoränen zurückließ; keinerlei Funde geben aber einen Anhalt für die Zeit ihrer Erbauung und über das sie erbauende Volk, wohl für immer wird man bei den Burgwällen auf Vermutungen angewiesen bleiben. Bereits um das Jahr 800 n. Chr. berichtet Wulfstan von vielen hochgelegenen Burgen des Samlandes, auf denen „reiks“, die altpreußischen Konagis oder Könige saßen, unter denen wahrscheinlich die vornehmsten Familien des Landes zu verstehen sind. Vermutlich waren sie Werke der das Samland einst bewohnenden Goten, deren Verdrängung oder Verschmelzung mit den aus dem Osten kommenden Völkerstämmen etwa um das vierte Jahrh. v. Chr. begann. Hiermit in Einklang steht jene Überlieferung, nach der ihr Bau einem fremden Volke zugeschrieben wird, das dann von der heimischen Bevölkerung unterjocht wurde. Als sicher erscheint nur, daß die Zeit ihrer Erbauung in eine spätere Zeit fällt als in die der ersten Benutzung der heidnischen Gräberfelder.

Auch über die ursprüngliche Bestimmung der Burgwälle gehen die Vermutungen sehr auseinander. Anzunehmen ist, daß die kleineren von ihnen Zufluchtsstätten einzelner Familien waren, die größeren aber dem Schutze ganzer Ortschaften dienten, ist doch ihr Umfang teilweise so bedeutend, daß eine große Zahl von Personen nebst Vieh auf ihnen Platz finden können. Die Vermutung, daß sie teilweise auch Kultuszwecken dienten, ist nicht von der Hand zu weisen, liegen sie doch in überwiegender Zahl an oder in der Nähe der Grenze des wohl den Priestern vorbehaltenen heiligen Gebietes. Dem Orden dienten sie dann in seiner ersten Zeit als Fliehburgen gegen die aufständischen Preußen und später wohl auch als vorgesehene Wehr gegen die Einfälle der Litauer in Samland. Später wurden auf einer Anzahl von Burgwällen die festen Häuser des Ordens errichtet, wie sich dieses u. a. bei Germau, Medenau, Thierenberg und Rudau mit Bestimmtheit nachweisen läßt; auch Lochstädt soll auf der Stelle eines solchen errichtet sein.

Trotz ihrer verschiedenen Bezeichnungen dürften die Burgwälle ursprünglich alle dem gleichen Zweck gedient haben, eine Einteilung nach ihren heutigen Benennungen würde kaum zweckentsprechend sein. Erfreulicherweise hat sich bei einer Reihe von ihnen noch die altpreußische Bezeichnung als Pilberg ganz oder teilweise erhalten, so im Pilgar bei Diewens, den Pilbergen bei Plinken und Pokirben, sowie denen bei Rodmannshöfen und Waldau im Landkreis Königsberg. Auch die Siedlungen Pillau und Pillkopen haben ihre Namen auf ehemalige bei ihnen gelegene Burgwälle zurückzuführen.

Der Orden hat in seiner ersten Zeit die ihm als geeignet erscheinenden Pilberge wohl für Verteidigungszwecke eingerichtet, worauf bei einer Anzahl von ihnen die Bezeichnung als Hausenberg unzweifelhaft hinweist. Derartiger Hausen-, richtiger Hausberge, wie sie noch im vorigen Jahrhundert benannt wurden, gibt es eine ganze Anzahl auch in anderen Teilen Deutschlands, alle führen aber ihren

Namen auf befestigte Häuser zurück, die auf ihren Höhen errichtet waren, erst die meist wenig kritische Neigung der Landbevölkerung hat auch andere samländische Burgwälle zu Hausenbergen werden lassen. Man will jedoch nur diejenigen als wirkliche Hausenberge gelten lassen, bei denen sich eine Art Vorburg zur Sicherung des Viehes, wie beim kleinen Hausen, nachweisen läßt. Unter den Hausenbergen sind die bekanntesten der Große Hausen und der Kleine Hausen, die auf den Heimatsfreund eine unverminderte Anziehungskraft haben. Weniger bekannt sind der Kraxtepeller Hausen, die Hausen bei Norgau, Ellerhaus und Dargen sowie die kleine Schanze gleichen Namens bei Germau. Ob der Name der Stadt Fischhausen mit einem Hausberg in Verbindung zu bringen ist, wäre erwägenswert; einige Anhöhen, auf die diese Bezeichnung zutreffen könnte, finden wir in dem sogenannten Eiskellerberg, sowie in der Rosenthaler alten Schanze. Der bei Godnicken früher stehende Hausenberg wurde gelegentlich des Baues der Kunststraße 1876 abgetragen.

Eine im Samland für die Burgwälle häufiger angewendete Benennung ist die als „Schwedenschanze“, über deren Ursprung die Meinungen geteilt sind. Zweifellos liegt hierbei eine kritiklose Verallgemeinerung dieser Bezeichnung für einige Schanzen, die sie wirklich mit Recht tragen, auf eine weitere Anzahl von ihnen vor. Die Entstehung jener dürfte auf die Besetzung eines Teiles des Samlandes durch die Schweden in den Jahren 1629 bis 1635 zurückzuführen sein, in denen nachweislich mehrere Schanzen von ihnen, so bei Neuhäuser, Fischhausen und Nodems, errichtet wurden. Später, im Jahre 1658 wurden aber auch Schanzen am Strande gegen befürchtete Landungen der Schweden aufgeworfen, zu denen auch drei Schanzen in der Nähe von Cranz gehört haben dürften, die auf einer älteren Karte des Königsberger Staatsarchivs eingezeichnet sind. Die Truppen selbst waren am Galtgarben versammelt, um auf ein gegebenes Zeichen von ihm nach den eventl. Landungsstellen vorzurücken. Man hat auch, jedoch wohl zu Unrecht, versucht, die Bezeichnung als Schwedenschanze aus dem altpreußischen swyntints = heiligen, also heiliger Berg, herzuleiten, unter Umständen eine Bestätigung ihrer Eigenschaft als frühere Kultusstätten. Da preußische Sprachreste sich bis in das siebenzehnte Jahrhundert im Samland erhielten, wäre es vielleicht noch möglich, diese Vermutung auf ihre Wahrscheinlichkeit nachzuprüfen.

Landläufig ist auch für einige alte Wälle der Name Schloßberg; die Bezeichnung als Hünenberg für den Ekritter Burgwall — ursprünglich wurden dort zwei Hünenberge erwähnt —, dürfte auf deutsche Kolonisten zurückzuführen sein. Mehrfach begnügt man sich auch mit der einfachen Benennung als Schanze. Derartige Schanzen, teilweise von ganz bedeutendem Umfange, finden wir u. a. bei Ziegenberg, Medenau, Preyl, Mednicken, Margen und auf dem Galtgarben. Andere Schanzen wiederum dürften nur irrtümlich als solche bezeichnet sein, so der Schloßberg bei Drugthenen, der Stallchenberg bei Krattlau. Alle werden noch an den gegebenen Stellen eingehender behandelt werden.

Für den Platz der Burgwälle waren ausnahmslos die vorgefundenen Terrainverhältnisse maßgebend; als ziemlich sicher kann man annehmen, daß sie nur dort zu treffen sind, wo zwei mehr oder minder versumpfte Bäche zusammentreffen und den von ihnen umflossenen Wall mit schützen helfen. Für die Gestaltung und die Größe der Burgwälle, die fast immer in gebogenen Linien angelegt sind und das große Geschick ihrer Erbauer in der Verwendung des Terrains beweisen, war wiederum Form und Umfang der vorgefundenen Hügel bestimmend. Hierauf sind auch die Größenunterschiede der Burgwälle zurückzuführen, unter

denen wir neben ganz kleinen Werken, wie z. B. dem Wall des Pokirbener Pilberges, solche von ganz bedeutendem Umfange, so in den Anlagen des Galtgarben und des Großen Hausen, finden.

Das fertige Werk hatte um die Kuppe eine erhöhte Brustwehr, die noch einen Schutz aus Planken oder Strauchwerk trug. Hierauf folgt der zumeist sehr tiefe Graben und dann der eigentliche Wall, für den das Material durch die Ausschachtung des Grabens gewonnen wurde. Gestatten es die Bodenverhältnisse, so schließen sich an diesen Hauptwall vielfach noch ein weiterer niedriger Wall, ja sogar deren mehrere an. Für den Eingang zum Plateau wurde in den Hauptwall ein Einschnitt gemacht, der durch einen vorliegenden Wall gedeckt wurde; ebenso wurden die Zugänge in Zeiten der Gefahr in regelmäßiger Weise verpfählt, wie dieses z. B. Oberst Stadie bei dem Pokirbener Burgwall in überzeugender Weise feststellte. Einen weiteren Schutz boten Verhaue aus Weißdorn, den man noch heute, nach mehr als einem Jahrtausend, vielfach an den Burgwällen vorfindet.

Das auf dem Plateau stehende Blockhaus diente zur Unterkunft und wohl auch zur Verteidigung; Reste derartiger Blockhäuser hat man auf mehreren Burgwällen feststellen können. Schwere Lasten wurden auf Windebahnen durch Krähne hochgezogen, die dafür nötigen Einschnitte sind z. B. noch am Galtgarben und an der Ziegenberger Schanze zu finden. Auf künstliche Wasseranlagen konnte man verzichten, da die Burgwälle ja, wie bereits bemerkt, ausnahmslos an Bächen angelegt wurden, zu denen der Zugang natürlich auch geschützt war.

Die Erhaltung der noch vorhandenen Burgwälle ist sehr verschieden, im allgemeinen haben die höher gelegenen die Zeit besser überstanden, während die niedriger gelegenen durch die landwirtschaftliche Beackerung teilweise abgeflacht sind. Vielfach erschwert auch die Bewaldung das genaue Erkennen der ursprünglichen Form, so bei den als sicher anzunehmenden Verschanzungen auf dem Kauster bei Geidau und im nördlichen Teil des Dellgiener Wäldchen.

Eine besondere Stellung nehmen unter den altpreußischen Verteidigungswerken die Langwälle der Großen und Kleinen Gardine ein, deren Anlage man aber bereits der christlichen Zeit zuschreibt.

Noch manchen Hügel gibt es im Samland, der seiner ganzen Form nach nur von Menschenhänden errichtet sein kann. Unter diesen sind wiederum die kegelförmigen — fast immer bewaldeten — Erhöhungen bemerkenswert, die wir z. T. meist in der Nähe größerer Burgwälle finden. Hingewiesen sei auf einige derartige Höhen nördlich der Ziegenberger Schanze, die bei Spinnerhaus und auf eine am Wege vom Großen Hausen nach Palmnicken gelegene Anhöhe; ferner auf den Lindenberg bei Kirpehnen, den Lindenberg bei Germau u. a. Auch alte Grenzwälle finden sich noch an manchen Stellen des Samlandes. Von ihnen allen wird sich wohl nie das über ihnen schwebende Dunkel lichten; sie aber in ihren Formen zu erhalten, ist die heilige Pflicht jetziger und kommender Geschlechter.

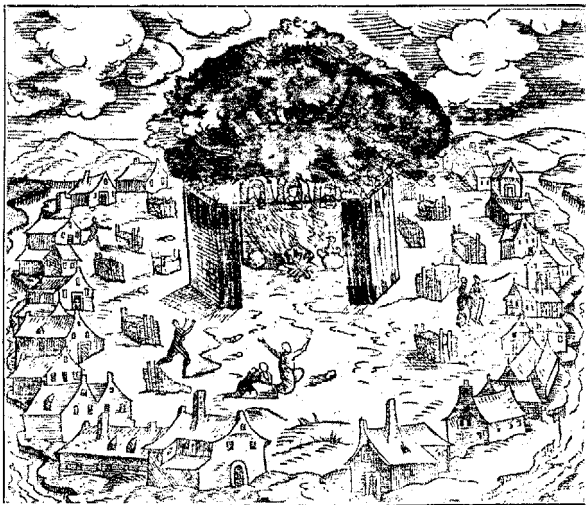
Auf grüner Au, die weit umringt von Waldesschweigen,
stand hoch, seit grauer Zeit, mit ausgespannten Zweigen,
in Samlands altem Reiche, der Preußen Heiligtum:
Romowes Götter-Eiche, geschmückt mit Glanz und Ruhm.
Furchau (1831).

Romowe.

Zu den wohl nie zu lösenden Fragen der preußischen Vorgeschichte gehört auch die über das angeblich im Samland bestandene heidnische Oberpriestertum mit seinem Hauptsitz Romowe. Urkunden und Überlieferungen geben von ihm nur schwache Umriss, unsicher ist die Ableitung des Namens aus den noch heute bestehenden alten Ortsbezeichnungen, dazu kommt ferner, daß verschiedene Gaue Preußens sich um den Beweis bemühen, Romowe als innerhalb ihrer Grenzen liegend zu betrachten. Bereits Hartknoch erwähnt sieben derartige, jedoch nur schwach nachweisbare Romowes in Preußen, unter denen ein bei Schippenbeil im Natangenschen gelegenes mit an erster Stelle Anspruch auf ein solches erheben kann. Vielleicht besaß jede Landschaft ein Romowe?

Die meiste Wahrscheinlichkeit, der älteste Sitz des obersten Priesters, des Kriwen oder Kirwayto, gewesen zu sein, besitzt zweifellos das Samland, denn für keines der verschiedenen Romowe finden sich so zahlreiche Spuren als für das samländische Romowe. In größerer Anzahl als anderweitig finden wir an der Westküste des Samlandes die auf eine besondere Bedeutung hinweisenden heiligen Felder und Wälder, auch in den altheidnischen Burgwällen will man ehemalige Kultusstätten erblicken. Spärliche urkundliche Nachrichten sprechen gleichfalls für ein samländisches Romowe; so heißt es in einer alten Ordenschronik: „Onde die Peus (Papst) wohnde altyt in Samelant, in een dorp dat Romawe hiet“. Später schreibt Caspar Schütz: „Der König (Ottokar) zog noch bei Winterszeit nach der Balga, von dannen auf Romowo oder Rikayot, eroberte die Feste und verbrante die große Eiche mit sampt iren Göttern und macht aus der großen heyligen Stelle ein Dorff, welches noch heutiges Tags Rom heißt“.

Als dieses Rom haben wir das bei Germau liegende Dorf Romehnen anzusehen, das in Urkunden des Jahres 1325 als Rumenowe und 1331 als „Romaynis villa apud Lynkeniken Rumowe“ bezeichnet wird. Lynkeniken ist das in der Nähe befindliche Lengniethen, bei dem man eine Brandstätte auffand. Hier dürfte einst das heilige, mit der Göttereiche in Verbindung gebrachte Feuer gebrannt haben, Romehnen aber war der Wohnsitz des Kriwen. Auch die



Romowe.

Nach einer Darstellung Hartknochs.

in dieser Gegend liegenden Ortschaften will man in Zusammenhang mit Romowe bringen; sie gelten als die Wohnsitze der unteren Priester, der Waideler oder Waidelotten; an sie erinnern die Ortsnamen Weydehnen und Woydiethen.

Nach früheren Forschern der altpreußischen Sprache, die wie Praetorius noch Gelegenheit hatten, sie von den Bewohnern des Samlandes selbst reden zu hören, bedeutet Romowe oder Rombhove etwa „zusammengewachsene Zweige“, rombu soll wiederum Eiche heißen. Diese Erklärungen dürften einigermaßen den Vorstellungen entsprechen, die sich ältere Schriftsteller von dem Romowe machten, wie sie noch heute in Litauen fortleben und uns in Bildern überliefert werden. Von dem preußischen Romowe schreibt Grunau, daß in ihm eine besonders große, heilige und immergrüne Eiche stand. Die immergrüne Eigenschaft der Eiche entnahm Grunau wohl von der Espe Ygdrasil aus der nordischen Mythologie, deren Einflüsse auf die altpreußische Glaubenslehre unverkennbar sind, und sich aus den frühzeitigen skandinavischen Kolonien im Samland erklären lassen. An der als heilig geschilderten dreistämmigen Eiche waren die Bilder der obersten Gottheiten befestigt; vor ihnen brannte ein ewiges Feuer.

Mit der Einführung des Christentums im Samland, dem sich, wie Bonk schreibt, nur wenige Szenen der Weltgeschichte an Schauerlichkeit vergleichen lassen, kam auch das Ende des samländischen Romowes; nach Angabe alter polnischer Schriftsteller soll aber Romowe lange vor der Ordensankunft im Jahre 1015 durch den König Boleslaw I zerstört sein. Diese Nachricht gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß wir zum Schutze des nächsten, zwischen Wehlau und Insterburg gelegenen Kriwensitzes Romowe eine Reihe von Burgwällen finden, für deren Errichtung der nachrückende Orden den Preußen wohl kaum die nötige Zeit gelassen haben dürfte. Dieses Romowe lag in der von Dusburg als „dictus Romow“ bezeichneten, früher sehr schwer zugänglichen sumpfigen Gegend in Nadrauen, dort, wo die Auxinne in den Pregel fließt.

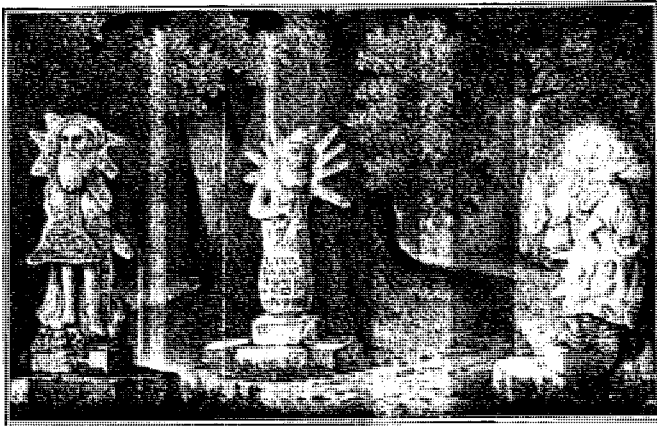
Auf diese Zeit weist wohl die alte Überlieferung hin, nach der der Kriwe abwechselnd im Samland und in Nadrauen wohnte. Aber auch in dem zweiten Romowe war seines Bleibens nicht, verraten von dem Nadrauer Tirsko, mußte der Kriwe seinen Wohnsitz weit in das Gebiet von Litauen verlegen, für dessen stammesverwandte Bewohner er gleichfalls das kirchliche Oberhaupt war. Auch in Litauen erinnern heute noch Wallreste und Ortsnamen an dieses weitere Romowe. Eine am Zusammenfluß der Dubissa mit der Memel liegende Insel, ferner die Landschaft Ciriwicien, in der wir die gleiche Ortsbezeichnung „Romein oder Romayn“ übertragen finden, waren der letzte Sitz des Kriwen.

Menschenleer war nach der gewaltsamen Vertreibung des Kriwen die „sancta terra“ des Samlandes geworden, sie blieb es bis auf den heutigen Tag, aber noch in fernen Zeiten wird das samländische Romowe, dessen Untergang den Beginn einer neuen Kultur für ein tapferes, seinem alten Glauben treu anhängendes Volk bedeutete, fortleben.

Alle Nachrichten über den altpreußischen Götterkultus, über den Kriwen selbst, der uns als oberster Priester, Gesetzgeber und Richter in einer Person geschildert wird, ferner über die heidnischen Priester sind durchaus sagenhaft, sie sollen jener späteren Zeit entstammen, als das Christentum längst im Samland heimisch war. Nur der Gestalt des Curcho, des Idols der Fruchtbarkeit, will man eine gewisse Berechtigung zugestehen. Man pflegte in ihr ein aus rohen Feldfrüchten geschaffenes Symbol zu verehren, so daß der aus Ähren geflochtene Erntekranz oder die Erntekrone von heute eigentlich nichts anderes sind als das urpreußische Curcho.

Alle sonstgenannten, sich an nordische Vorbilder anlehrende Gottheiten —, u. a. die der Perkunes, Potrimpus und Pikolles — will man als Erfindungen älterer Chronisten hinstellen, inwieweit dieses zutrifft, möge dahingestellt sein. In der Hauptsache entstand aber jene Anschauung der altpreußischen Religion, wie sie zumeist noch heute dargestellt wird, durch ein Gemisch mit den uns bekannten religiösen Gebräuchen der Sudauer im Samland.

Noch Jahrhunderte nach der Eroberung des Samlandes standen namentlich dessen Strandbewohner der christlichen Religion aber noch so fremd gegenüber, daß kirchliche Versammlungen sich mit der Abschaffung ihrer heidnischen Gebräuche in Kleidung, bei der Heiligung des Viehes, des Bieres und anderer Gegenstände befaßten. Und als nach der Reformation der bekannte Paul Speratus auf seinen Visitationsreisen auch die Gemeinden am Haff besuchte und den Fischern andächtig das Vaterunser vorsprach, verließen diese „entsetzlich fluchend harten Schrittes“ die Kirche, damit beweisend, daß heidnisches Wesen in der Bevölkerung noch in vielen Generationen fortlebte. Selbst in den wenigen, im Volksmunde der Samländer noch erhaltenen Sagen finden wir zumeist Rückerinnerungen an den altpreußischen Götterkultus.



Die Göttereiche in Romowe.
Nach einer älteren Zeichnung in der Gartenlaube.

Von Haff- und Meereswogen
umglitzert und umschäumt,
von lachenden Fluren durchzogen,
von Eichenwäldern durchräumt;
umrauscht von seltsamen Sagen,
klingend um See und Sand —
im Herzen will ich dich tragen
Samland, mein Heimatland.
Fritz Kudnig (Samlandlied).

Die Siedlungen an der Bernsteinküste.

Weitab von allem Verkehr lag früher die Bernsteinküste mit ihren Ortschaften: „So leer noch dazu an jeglichem Kirchturm startt hier rings der Raum der Erde gen Himmel; der Landschaft gen Meer, so fühlend leer!“ empfindet Heinrich Lautensack, der bedeutsame Sänger dieser Gegend, die weltfremde Küste. Nur selten kam hier des Weges ein Wanderer, und um nach den nördlich von Tenkitten gelegenen Strandortschaften zu gelangen, bedienten sich die dorthin Reisenden zur Umgehung der auch als langweilig verrufenen Küste früher sogar des Segelbootes. Die Scheu vor dem alten Verbot der Strandbetretung reicht aber noch bis in die Gegenwart hinein.

Die erste wesentliche Verbesserung der Verbindung brachte der Bau der 1861 dem Verkehr übergebenen Kunststraße von Fischhausen nach Polennen und deren Fortsetzung nach Germau im Jahre 1868 mit insgesamt 14 Kilometern, auf der man diesen Ort mit der alten Personenpost in zwei Stunden erreichte. Mit der im Jahre 1884 eröffneten Bahnlinie Fischhausen—Palmnicken wurde die Erreichung des Weststrandes noch mehr erleichtert, namentlich wie dann noch als Zufahrtsstraßen zur Bahn 1890 die Kunststraße Germau—Kirpehnen mit 1,095 Kilometer, 1903 die Wegstrecke Germau—Heiligencreutz mit 4,413 Kilometer und ihre Verlängerung mit 9,402 Kilometer von hier über Groß Kuhren nach Warnicken folgten. Freundlich ist das Bild dieser Kunststraßen im Herbst, wenn die an ihnen gepflanzten Ebereschen rot aufleuchten, eigenartig der Einfluß der alle Stämme nach Osten neigenden westlichen Winde.

Ohne besondere Schwierigkeiten eignete sich die Sohle des Germauer Mühlenfließes für den Bau der Palmnicker Bahn, die bis Gaffken auch der Kreisbahn das Mitbenützungsrecht gewährt. Bald nach ihrer Fertigstellung dachte man bereits an eine Fortsetzung der Bahn über Groß Dirschkeim und Groß Kuhren nach Warnicken, dort sich der Samlandbahn anschließend, ohne daß es bisher gelang, die Absicht zu verwirklichen. Erst in jüngster Zeit war dieser Plan bei den zuständigen Stellen wieder Gegenstand von Beratungen. Zweifellos würde diese Bahnstrecke für die weitere Erschließung der Nordwestecke des Samlandes und der Anlage weiterer Seebäder von großer Bedeutung sein.

Von Fischhausen bis Palmnicken.

Die am samländischen Weststrand liegenden Ortschaften werden infolge ihrer sich meist bis zur See erstreckenden Gemarkungen als Stranddörfer bezeichnet; früher führten sie alle den Namen als Königliche Bauerndörfer, war doch das ganze Strandgebiet einstmals Eigentum der Landesherrschaft. Seit altersher sind sie Wohnsitze der Bernsteinfischer, die durch die Übernahme der Bernsteinpacht im Jahre 1837 in eigene Regie die Grundlage zu ihrem heutigen Wohlstand legten.

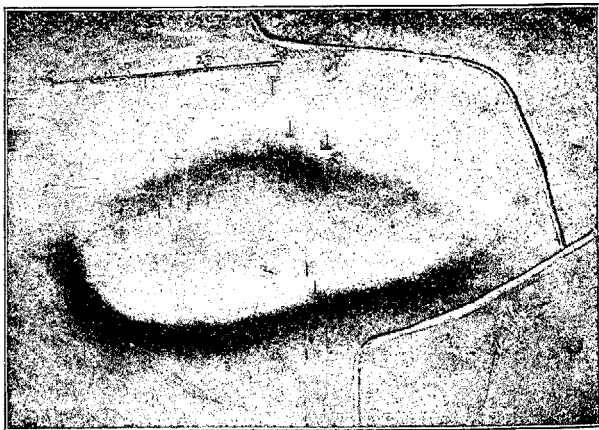
Die Geschichte erzählt uns hier auch von vergangenen Ortschaften, denn unerbittlich verschlingt die See Jahr um Jahr ein Stück der Küste nach dem anderen, ein Schicksal, dem nach menschlicher Berechnung in Zukunft wohl noch manche der heute blühenden Siedlungen zum Opfer fallen wird.

Der von Fischhausen bis Nodems sich erstreckende Landstrich ist infolge seines Lehmbodens sehr fruchtbar. Diese durch Verwitterung gelbbraune Geschiebemergelschicht liegt in einer Meereshöhe von 15–25 Metern und hat eine Stärke bis zu zwei Metern; sie liefert den unmittelbar bei Fischhausen liegenden Ziegeleien seit altersher das von ihnen benötigte Material. Bereits in einer Urkunde des Jahres 1331 heißt es, daß deren Bewohner: „zcu notdorff erer stadt al eren leym haben doselbst gegraben“. Die unter dem Lehm liegende Mergelschicht dürfte noch einen größeren Abbau dieses für die Landwirtschaft so wichtigen Materials ermöglichen. Soweit dieser Lehmboden mit aufgewehtem Sande bedeckt ist, bildet er die mit geringer Vegetation bestandenen Palwen, die in ihrer Unendlichkeit und in ihrer Verbindung mit der See doch einen gewissen Zauber auf empfindsame Gemüter auszuüben vermögen. Dünne Grasflächen wechseln auf diesen Heideflächen mit blauem Heidekraut und dunklem Wacholder. Um weiteren Versandungen von Kulturland vorzubeugen, hat man an den Seeufern streckenweise Pflanzungen, die sogenannten Plantagen, angelegt. Bei Dargen liegt eine gut fortkommende Weidenpflanzung; das Lochstädter Wäldchen, ferner die Palmnicker und Dirschkeimer Plantagen sind solche Schutzanlagen.

Die erste Ortschaft nordöstlich Fischhausens ist das 1299 als Woliten bezeichnete Dorf Dargen, das 1327 erstmalig als Darguwayn = die Wiesen des Darge, erwähnt wird. Dargen ist ein freundlicher Ort mit hochentwickelter Viehzucht, an dem früher auch der hier besonders gepflegte Obstbau gerühmt wurde. Die Schule gehört noch zu denen, die König Friedrich Wilhelm I. bald nach seinem Regierungsantritt errichtete. Nach dem Strande zu befinden sich größere Torflager, deren Ausnutzung aber, um Schädigungen der Seeberge zu verhüten, nicht gestattet wird. Einen schönen Überblick über die ganze Gegend, besonders auf die Palmnicker Bucht, hat man von der nördlich Dargens liegenden und bis 35 Meter steigenden Anhöhe, der größten Erhebung eines nach Südwesten streifenden Hügelzuges.

Östlich von Dargen und in der Nähe der Fischhausen-Germauer Kunststraße

liegt ein heidnischer Burgwall, der jedoch durch dauernde Beackerung bis auf 5 Meter verflacht ist. Auf alten Karten finden wir ihn als Dargener Hausberg bezeichnet, während er jetzt meist nur als Schloßberg bekannt ist. Dieser Burgwall bildet ein etwa 120 Meter langes und 25 bis 40 Meter breites Oval. Die Platzwahl machte zwei sehr schmale Fronten erforderlich, die dann durch je einen Stirnwall verstärkt wurden.



Modell des Dargener Hausberges.
Nach einer topograph. Aufnahme von Oberst Stadie.

Umschlossen wird der Hausen zum Teil durch zwei jetzt der Entwässerung dienende Gräben, die zum Germauer Fließ gehen, früher aber in dem oberen und unteren Schäferteich mit 16 resp. 17 Morgen Größe aufgestaut waren. Bei einer Untersuchung des Burgwalles fand man noch Reste des Einganges sowie im Burgkessel schlecht gebrannte Ziegel.

An dem von Dargen nach Tenkitten führenden Wege liegen die Dörfer Legehnen, 1305 als Laygayne genannt, und Kalkstein. Der Ursprung dieses Namens dürfte jedoch nicht im Deutschen zu suchen sein, sondern im altpreußischen calxte, einem Wort, das im Samland noch mehrmals zur Anwendung kommt und für das eine Erklärung fehlt; vielleicht hängt es mit caltestis = der Bär zusammen.

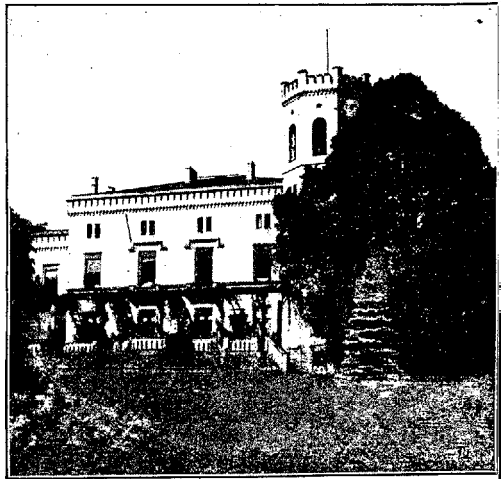
In der Nähe des Adalbertkreuzes und unmittelbar am Seeberg bei Tenkitten will man die Reste eines weiteren Befestigungswerkes erkennen, vielleicht eines kleinen von den Schweden errichteten Werkes; die Sage läßt hier auf der Palwe den wilden Jäger ziehen. Tenkitten wurde in letzter Zeit übrigens häufiger als Endpunkt des größten bisher gelegten Fernsprechkabels genannt; zur Umgehung des entrissenen Westpreußens legte man von hier bis zur pommerschen Küste bei Leba eine Kabelverbindung von 170 Kilometern Länge, die am 4. August 1920 fertiggestellt wurde und den Namen Ostpreußenkabel erhielt.

Wandert man von Fischhausen nördlich an dem Kreishaus und dem Eiskellerberg vorbei, der noch vor einem Jahrhundert als Kirchhof der armen Sünder bezeichnet wurde, so liegt rechts der Kunststraße ein 1920 unter den Nachwirkungen des Krieges und mit sehr bedeutenden Kosten errichteter Häuserblock als Beginn der Fischhausener Stadterweiterung. Bald darauf folgen die Staatsgüter Schäferhof und Neuendorf, einstmals bischöfliche Vorwerke von Fischhausen. Sie wurden nach der Säkularisation wie fast alle Burgen und Vorwerke des Ordens und der Bischöfe eigener Besitz des Herzogs Albrecht, diesen zum reichsten Grundbesitzer des Landes machend. Aus Geldmangel zumeist verpfändet, wurden sie durch Georg Friedrich wieder eingelöst, um unter den folgenden Kurfürsten mehrfach wieder als Pfand verliehen zu werden. Um 1710 stellte der Staat die Domänenpächter in Zeitpacht als Verwalter seines landwirtschaftlichen Besitzes an, nachdem sie bisher in Erbpacht vergeben waren. Bis 1890 bildeten Schäferhof und Neuendorf einen Teil der Domäne Fischhausen, jetzt ist Neuendorf mit 557 Hektar ein selbständiges Staatsgut. Noch 1800 bildete Fischhausen ein eigenes Domänenamt, zu dem damals 124 Hufen 32 Morgen gehörten und das mit 3888 Seelen das umfangreichste des westlichen Samlandes war. Die in ihm ansässigen 47 Köllmer, 117 Bauern, 6 Müller, 9 Kaufgärtner, 7 Krüger und 109 Scharwerksbauern zahlten insgesamt an den Staat einen Domänenzins von 15953 Talern.

Neuendorf erhielt am 7. November 1327 durch Bischof Johannes seine Handfeste, nachdem kurz vorher einem Prowin das Schulzenamt übertragen war, es war also eine deutsche Neugründung. Die sich in Neuendorf ansiedelnden Preußen erhielten zwar auch deutsches Recht, mußten sich aber dem Bischof selbst vorstellen. Auf Veranlassung des Bischofs Jakob wurden 1356 bis 58 die Grenzen des Dorfes neu vermessen. Am 17. August 1876 brannte der größte Teil der Ortschaft ab, ein Schicksal, das auch Schäferhof im Jahre 1797 anläßlich eines schweren Gewitters hatte, wobei 1400 Schafe umkamen. Die um Hilfe angegangene Fischhausener Bürgerschaft lehnte diese wegen eigener Feuersgefahr ab. Schäferhof ist noch heute Vorwerk der Domäne Fischhausen, die dortige Schule wurde für die Kinder der Domänen Fischhausen und Neuendorf um 1875 eingerichtet.

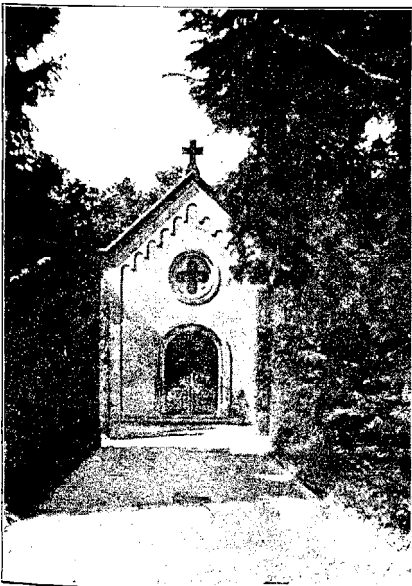
Nördlich von Neuendorf liegt das adlige Gut Gaffken, eine der schönsten und wertvollsten Besitzungen des Samlandes, dessen landwirtschaftliche Betriebe, neben der Fürsorge für die Gutsangehörigen, vorbildlich gelten. Bereits im Jahre 1413 heißt es: „Die Gärtner zu Gautcken dreschen um den elften Scheffel, und wenn sie den elften Scheffel nehmen, so gibt man ihnen noch einen Scheffel voll zu einem zwölften Scheffel.“

Gaffken, das alte Gaudtken, führt seinen Namen auf das urpreussische Geschlecht der Sigler, genannt die Gaudeckers, zurück, das noch jetzt in Pommern weiter besteht. Unter dem Orden war Gaudtken ein Vorwerk von Lochstädt, woraus sich auch seine kirchliche Zugehörigkeit zu diesem erklärt. Im Jahre 1629 kam es an Andreas von Mohrenberg, nachdem dieser die Nutznießung als Pfand für ein Darlehn bereits vordem erhalten hatte. Damals gehörten zu Gaffken acht Bauergrundstücke und ein Krug, ferner zwei wüste Huben in Damerau und einige wüste Huben in dem nicht mehr bestehenden Ort Inlitten. Bereits im Jahre 1817 wurde der Wert des Gutes



Schloß Gaffken.

auf die für jene Zeit ganz bedeutende Summe von 46,776 Talern eingeschätzt. Jetzt gehören zu Gaffken noch als Vorwerke Damerau und Nöpkeim sowie ein Torbruch am Großen Hausen mit einem Gesamtumfang von über 1000 Hektar. Sehr beachtenswert ist mit etwa 125 Hektar der Waldbesitz des Gutes, umso mehr, da zu ihm das interessante hügelige Wäldchen des Kauster gehört. Damerau, ursprünglich Damerow, bezeichnet ein unbebautes Gelände und Nöpkeim, das um 1400 Noppekayme = das Feld des Noppen, hieß, war seit 1490 ein selbständiges adliges Gut. Lange war es im Besitz der Altpreußen Waissel und Korieite oder Koriothe, ferner im achtzehnten Jahrhundert in dem der deutschen Familie von Auer; kirchlich gehört es zu Germau. Hier war früher die adlige Schule, die sich zeitweilig in Damerau befand und jetzt in dem freundlichen Gebäude in Gaffken untergebracht ist. Die Schule dient auch gottesdienstlichen Zwecken und ist hierfür mit entsprechender Einrichtung versehen. In dem auf einer Moränenkuppe hübsch gelegenen Wäldchen, der Tiergarten genannt, befindet sich das Erbbegräbnis der Familie Wien, in deren Besitz sich Gaffken seit 1856 befindet.



Erbbegräbnis Gaffken.

Die Schule dient auch gottesdienstlichen Zwecken und ist hierfür mit entsprechender Einrichtung versehen. In dem auf einer Moränenkuppe hübsch gelegenen Wäldchen, der Tiergarten genannt, befindet sich das Erbbegräbnis der Familie Wien, in deren Besitz sich Gaffken seit 1856 befindet.

Nach der See hin liegen an den sehr flachen Uferbergen und inmitten fruchtbaren Bodens die Dörfer Sanglienen mit alter Dorfschule und Litthausdorf, bereits 1258 als Glawsothemoter erwähnt. Man will in Litthausdorf das alte Sabenowe erblicken, das durch Tausch vom Bischof an den Orden gelangte, eine spätere urkundliche Nachricht weist aber auf Nodems hin. Zeitweilig war es in adligen Händen, so werden in ihm die Namen von Schlieben und von der Watlau erwähnt. Der große Bernsteintrag dieses Küstenstriches führte zu der Redensart „dat de Bure hier goldene Kneep kunne dräge“. Der nördlich von Litthausdorf, früher auch Litthauschdorf, liegende Saltnickensche Graben bildet die Grenze zwischen den Kirchspielen Fischhausen und Germau; er ist wie alle Wasserläufe an der Westküste nur unbedeutend, da die Kleinheit des Niederschlaggebietes dort die Bildung größerer Bäche verhindert. Dieser Graben war auch die Grenze des Lochstädter Kämmeramtes, an das sich das frühere Strandamt Palmnicken anschloß.

In dem sich bis Sorgenau hinziehenden Küstenstrich liegt zunächst das Dorf Saltnicken, ehemals Dalkenigken, dem sich die Ortschaften Rothenen, Nodems, Grebieten, Powayen und Lesnicken anreihen. Das hügelige Gelände erhebt sich bei Rothenen in den fünf Bergen im Galgenberg bis 37,5 Metern und verläuft sich dann im Scharfenberger und Kraich'schen Haken in der See. Entwässert wird das Gebiet durch den Kraggraben, die Kraich oder Krack genannt, der vor seinem Austritt zur See eine kleine bewachsene Schlucht bildet, in der die Bewohner Rothenens einen Gedenkstein mit der Inschrift 1813—1913 aufrichteten. Für die Bewohner der ganzen Gegend bildet der Kraggraben ein bekanntes Wetterzeichen, denn aus dem Brausen der hier anbrandenden See will man bereits einige Tage vorher den Umschlag der Windrichtung erkennen: „die Kraich roahrt“ sagen sie. Die zwischen Rothenen und Godnicken liegende frühere Ortschaft Materswalde ist eingegangen.

Rothenen ist ein zumeist von Fischern bewohntes Dorf mit 1919 262 Einw., das in ältesten Urkunden Reteynen heißt; die 2klassige Schule ist vor 1735 errichtet.



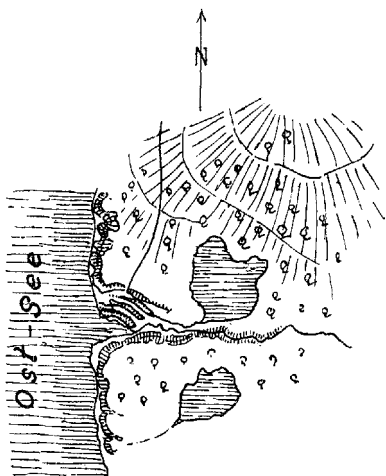
Am Seestrand bei Rothenen.

Mit Rothenen ist die Sage von einem wandernden Stein verbunden, der sich durch eigene Kraft aus einem früheren benachbarten Stauteich fortbewegte. Als dieser Teich im Mai 1665 wie alljährlich abgelassen wurde, stellte man fest, daß ein in ihm befindlicher großer Stein sich um 77 1/2 Werkschuh aus seiner alten Lagerstätte entfernt hatte. Da dieses Ereignis das Volk erregte, ließ die damalige Regierung die Angelegenheit durch das Stadtgericht in Fischhausen untersuchen, die den Vorgang auch als Wahrheit bestätigte; auch der Pfarrer in Germau tat dieses, schob aber die Wanderung auf die Macht des Eises, die gemeinsam mit den Ostseestürmen dieses Wunder vollbrachte. Die Sage machte aus dem einen Stein dann deren zwei, die durch Pferdekräfte nicht von der Stelle zu bringen waren, die aber in einer Nacht plötzlich von selbst aus ihren Lagerstätten wanderten, und zwar der kleinere Stein nach Nordwesten und der größere nach Nordosten.

Unweit Rothenens liegt die Domäne Nodems, deren Name die altpreußische Bezeichnung für ein Herrngut, also ein der Landesherrschaft gehörendes, ist. Tatsächlich war aber nicht nur Nodems, sondern das ganze Land an der Bernsteinküste ehemals fiskalisch, erst in neuerer Zeit wurde es, mit weiterer Ausnahme von Palmnicken, Privateigentum. Eng schlossen sich hier die Kammerämter Lochstädt, Palmnicken und Dirsckkeim aneinander an, die jetzt selbständigen Stranddörfer aber waren die Wohnsitze der unter diesen Ämtern stehenden leibeigenen Bernsteinfischer. Ursprünglich soll Nodems Snetkiten geheißen haben, es soll das Sabno sein, das 1425 als „villa Nodems“ bezeichnet wird, aber schon 1277 durch Tausch von dem Bischof Kristan von Mühlhausen gegen die Güter Metkeim und Drebnau, sowie das Gut Friemar in Thüringen an den Orden kam, der aber erst 1296 durch den späteren samländischen Bischof bestätigt wurde. Der hohe Gegenwert wird dadurch verständlich, daß der Orden des Bernsteins wegen bemüht war, möglichst den ganzen Weststrand unter seine Herrschaft zu bringen. Im Jahre 1570 wurde Nodems dem Germauer Kämmerer Biedermann auf Lebenszeit verschrieben, 1710 kam es als Domäne in Zeitpacht, und 1848 war der Fischhausener Landrat von Auer sein Pächter. Ein Teil von Nodems hatte bis in die neuere Zeit noch den Charakter als köllmisches Dorf. 1894 erwarb Nodems der Kaufmann Moritz Becker, von dem es 1899 wieder an den Staat gelangte. Der jetzige Umfang der Domäne Nodems beträgt etwa 460 Hektar, darunter aber größere Flächen Ödland; hübsch ist die durch den Bach Kuyck oder Kuckhe (lett. Kuke-Furt) gebildete enge Nodemser Schlucht. Das 1919 255 Bewohner zählende Nodems war der Geburtsort des Berliner Bürgermeisters Schustehrus.

Die nördlich der Schlucht vorspringende Landspitze bildet den Abschluß der Saltnicker Bucht, hier liegt auch der als Schloßberg bezeichnete Rest eines alten Walles, der zu meist schon in die See abgestürzt ist; die Einbuchtung des Strandes heißt noch heute im Volksmund der Schloßgraben.

Einsam wird es jetzt bis Sorgenau am Strande. Eine Wanderung an den steilen, im Wachberg bis zu 34 Meter steigenden



Skizze der Nodemser Schlucht, der Wallreste und des ehemals bewaldeten Wachberges.

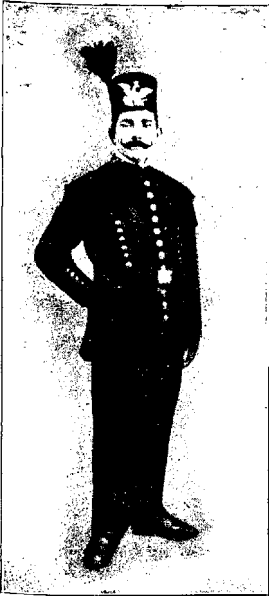


Seebergen bietet aber schöne Ausblicke auf die gezähnte Kliffküste, deren Ufer mit Geröll und Abbruch der Seeufer bedeckt sind. Von hier aus senkt sich das Land und seine Seeküste bis zur Sorgenauer Schlucht, und wir nähern uns jenem Gebiet, das als Sudauer Winkel noch bis vor etwa zwei Jahrhunderten eine Sonderstellung im Samland einnahm, und das den Beginn des Palmnicker Kirchspiels bildet. Hier liegen aber noch die Dörfer Powayen, 1258 Poweyke, früher mit Abbau Materswalde, vor einigen Jahrzehnten noch als Groß Powayen und Etablissement Klein Powayen angeführt; ferner Grebieten, 1368 Greibithen, und Lesnicken, das ehemalige Assnicken (im Altpreußischen — der Ort der zur Jagd gehenden Leute), früher auch Selnicken genannt, das 1643 der Bernsteinmeister Wagemann als Lehn erhielt und das jetzt teilweise ein hübsch gebautes Vorwerk von Nodems bildet.



Gutshaus in Nodems.

Nie sieht mein Aug' an dir sich satt
 Mein teures, heimatliches Meer,
 Was auch an Reiz der Süden hat,
 Dich gebe ich dafür nicht her.
 Joh. Trojan.



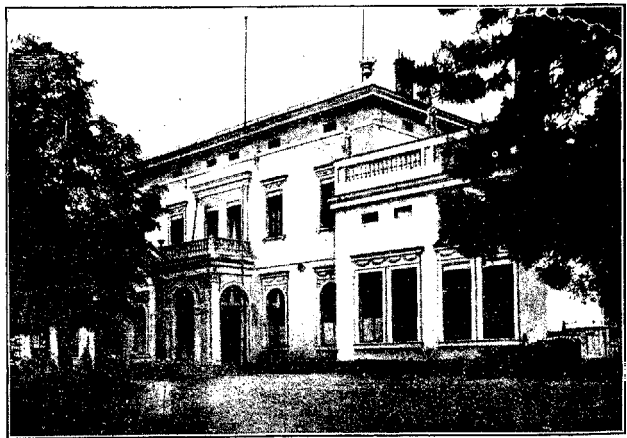
Groß-Palmnicken

Mit der Entwicklung der Bernsteingewinnung im Palmnicker Strandbezirk erhielten auch die hier liegenden Ortschaften im Laufe der letzten Jahrzehnte ein völlig verändertes Aussehen. Aus den kleinen Fischer- und Bauerndörfern Palmnicken, Kraxtepellen, Groß Hubnicken und Sorgenau wurden größere Gemeinden, deren schneller Bevölkerungszuwachs wohl einzig in Ostpreußen dasteht. Palmnicken selbst aber, der Hauptort der ganzen Bernsteingewinnung, wurde zur Weltberühmtheit.

Der Name Palmnicken hat seinen Ursprung in dem altpreußischen pelwis oder pelky = Moorerde, also die Gegend der moorigen Viehweiden, oder nach einer ähnlichen Lesart „die der an der Palwe wohnenden Leute“; in früherer Zeit hieß es daher auch Palweniken. 1654 bestand das Palmnicker Bergmann. Dorf aus nur vier Bauernstellen, und noch 1833 hatte es nur ein Bauerngut und sechs Eigenkätner mit insgesamt 123 Einwohnern, deren Zahl im Jahre 1858 258 betrug, der Dorfumfang war aber auf drei Morgen zurückgegangen. 1895 war dann die Bewohnerzahl auf 685 und 1919 auf 1546 gestiegen, von denen 114 auf den engeren Gutsbezirk entfielen.

Eine Sonderstellung nahm in Palmnicken stets dieser Gutsbezirk gleichen Namens ein, da er bis auf einige Unterbrechungen immer in Staatsbesitz war. Bereits Kurfürst Georg Wilhelm soll hier aus abgebrochenen Teilen der Germauer Burg ein „Schloß“ erbaut haben, das er bei seinen Jagden in dieser Gegend bewohnte. In dieses wurde um 1690 das Strandamt von Germau verlegt, es enthielt daher auch die Bernsteinkammer, und unter dem Namen Kustodie oder Klause das Gefängnis für die Bernsteindiebe; ein besonders tiefes Gemach des Gefängnisses hieß der Grund.

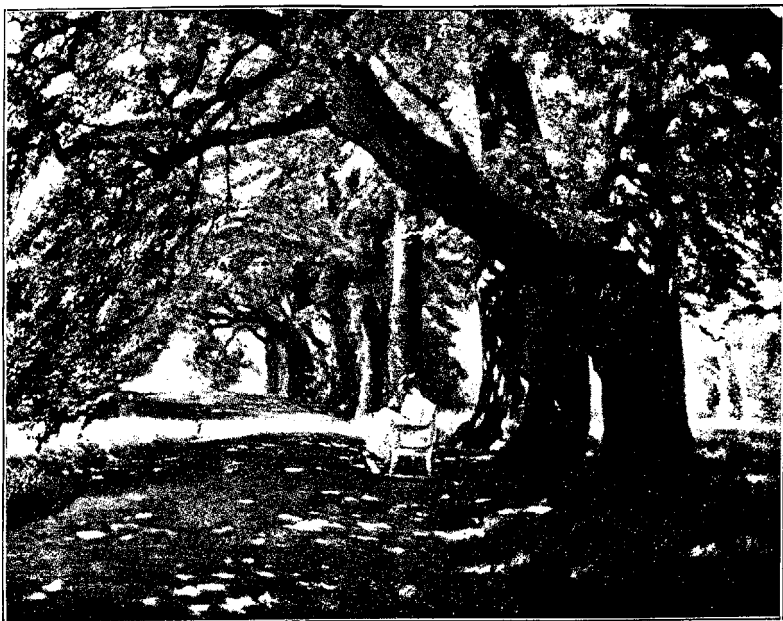
Im Jahre 1703 scheint dann eine Erweiterung oder ein Umbau des Hauses stattgefunden zu haben, denn ein Bauanschlag sah hierfür 1023 Taler vor; als erforderlich wurden 66,000 Steine, das



Schloßhotel in Palmnicken.

Tausend zu fünf Talern bezeichnet. Aus der damals im Abriß befindlichen Fischhausener Schloßkapelle wurden die schwedischen Fliesen nach dem „neuen Palmnickenschen Hause“ geschafft, das dann auch König Friedrich I. als Jagdschloßchen diente. 1781 wird das Haus wieder als schlecht erhalten bezeichnet, gerühmt werden jedoch die guten Keller, die noch heute den Wirtschaftszwecken des Schloßhotels dienen.

Nach dem Eingang Palmnickens als Kammeramt im Jahre 1780 war der Bau das Dienstgebäude eines Strandreiters, bis er 1849 von dem damaligen Besitzer des Gutes Palmnickens, Stein, erworben wurde, der ihn wiederherstellen ließ. Nach dem Kauf Palmnickens durch Becker ließ dieser das ganze Gebäude abbrechen, und dafür 1870 den geräumigen Bau aufführen, der jetzt als Schloßhotel von der Bergwerksverwaltung für Gasthauszwecke verpachtet ist. Die große Veranda



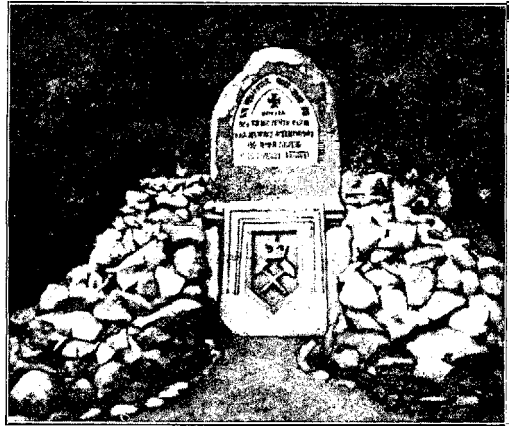
Aus dem Palmnicker Park.
Nach einem Gemälde von Wilh. Eisenblätter.

rechts von dem Hauptbau wurde 1892 anlässlich der Einweihung der Kirche hinzugefügt.

Ein Juwel von großer Schönheit ist der anschließende Park mit seinem hervorragenden Baumbestand, den Becker in der Hauptsache mit seinem Gärtner Löwner, dem späteren Besitzer Medenaus, aus dem alten Gutsgarten schuf. Aus älterer Zeit stammen natürlich die prächtigen Linden, die Flatterrüstern, darunter eine mit dem Umfang von etwa 7 Metern, ferner die Ulmen und Silberpappeln. Becker pflanzte dann noch mit Hilfe seines Sohnes eine Reihe seltener amerikanischer Nadelhölzer, die sich hier ausgezeichnet entwickelten; von letzterem stammt auch der Bestand japanischer Lärchen, deren Rest am Wege rechts der Kirche steht.

Der eine wirkliche Sehenswürdigkeit bildende Park erfreut sich seitens der Bergwerksverwaltung, die ihn auch durch weitere Anlagen entlang des Seeberges bedeutend vergrößert hat, sorgsamster Pflege. Nicht nur die Bewohner Groß-Palmnickens genießen seine Schönheit, sondern sie wurden auch von den Tausenden

genesender Krieger, die während und nach dem Kriege in den zwei Genesungsheimen „Schloßhotel und Kraxtepillen“ untergebracht waren, mit Dankbarkeit empfunden. An diese Genesenden erinnert der von ihnen im Park errichtete und am 18. November 1915 unter Feierlichkeiten enthüllte Gedenkstein. Zu den in Palmnicken aus diesem Grunde Weilenden gehörte auch Heinrich Lautensack, einer der begabtesten Dichter des jüngeren Deutschlands, den auch Palmnicken aber nicht vor einem zu frühen Tode bewahren konnte.



Gedenkstein der Genesenden im Park.

Lautensack besingt die den Park begrenzende alte Bernsteingrube, in deren Vordergrund die Station Kraxtepillen der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger liegt:

Und — hingelagert breit mit weiblichen
Schoßes Wucht —
Die Holunderbucht; am Palmnicker Strand
vorwirkende Holunderbucht
(mitden Kiefern darüber, so pinienhaft-weich):

Deren vieltausend Dolden, jetzt im Ab-
blüh'n zumal,
Sie ähnen dem weiß-goldnen Fluten Eurer
duftenden Strähnen



Alte Bernsteingrube Palmnicken.

Das in der Senke neben dem Schloßhotel in einem abgegrenzten Teil des Parkes liegende freundliche Gebäude ist die Dienstwohnung des Werkdirektors. Es wurde 1828 für die Gutsbeamten erbaut und war in den letzten Jahren der Anwesenheit Beckers in Palmnicken dessen Wohnung. Eigenartig ist das hier an der Straße liegende große kastellähnliche Gebäude, das allen möglichen Zwecken, darunter auch früher der Palmnicker Brauerei diente. In dem Leutezimmer befand

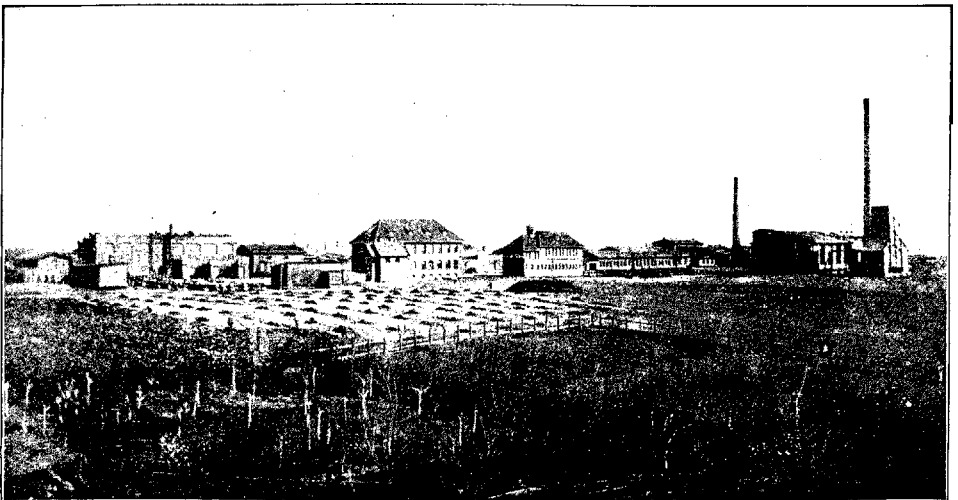
sich eine an die ersten bergbaulichen Versuche bei Palmnicken erinnernde Tafel mit der Inschrift: „Erste Bergwerksversuche Friedrich des Großen unter Leitung des Majors von Taubenheim“, sie stand ursprünglich an der betreffenden Stelle bei Groß Hubnicken. Jetzt ist der Bau die Wohnung des Gutsverwalters, auch wird der Gottesdienst für die katholischen Bewohner Palmnickens darin abgehalten.



Wohnhaus des Bergwerkdirektors.

Bei dem im Beginn des vorigen Jahrhunderts stark betriebenen Verkauf der staatlichen Güter ging auch Palmnicken 1805 in den Besitz seines bisherigen Pächters, des Oberamtmannes Eggert, über. Dieser erhielt hierzu von dem ermländischen Bischof eine Hypothek von 4000 Talern; als ihm die Zinszahlung Schwierigkeiten bereitete, bezahlte der Staat diese aus den Forderungen, die Eggert an ihn aus Branntweinlieferungen gelegentlich der Freiheitskriege hatte. Der Besitz Eggerts umfaßte auch die Vorwerke Dorbnicken, Heiligencreutz, Warschen, Seefeld und die Pfeffermühle, Eggert konnte den umfangreichen Besitz jedoch nicht halten und so wurde er 1823 für den Preis von 33837 Talern zum Verkauf ausgeben.

Ein Jahr darauf erwarb Gustav Theodor Stein zunächst das Gut Palmnicken für den Preis von 7610



Die Palmnick Bernsteinerwerke im Jahre 1916.

Talern; ausgenommen vom Kauf blieben natürlich das Strandetablissement und auch das Dorf Palmnicken. 1838 erhielt Stein dann auch für Palmnicken, und solange sein Besitz ungetrennt blieb, die adlige Qualität zugesprochen. Stein muß ein sehr tüchtiger Wirtschaftler gewesen sein, denn als er 1860 seinen Besitz aufzulösen begann, gehörten ihm eine ganze Reihe von Ortschaften mit insgesamt 3895 Morgen Land; ebenso hatte er zum Absatz des Bieres der von ihm eingerichteten Brauerei eine Anzahl Kruggerechtigkeiten in den Strandorten der Westküste gepachtet. Zunächst wurden 1844 das ihm auch gehörende Gut Schloß Thierenberg an Kroeck und 1860 Heiligencreutz an Morgenstern verkauft. Im nächsten Jahre folgten Palmnicken, Dornnicken und Warschken, die von dem Freiherrn von der Goltz auf Kallen, der Volksmeinung nach eigentlich gegen dessen Absicht, erworben wurden.

Bereits unter Stein war in den Palmnicker Seebergen nach Bernstein gegraben, dieses Recht überließ dann von der Goltz auch der Bergwerksgesellschaft Stantien und Becker. Nachdem im Jahre 1871 die Firma in den alleinigen Besitz Beckers übergegangen war, erwarb dieser 1872 das ganze damals 16 Hufen große Gut mit 170000 Talern für den doppelten Preis seines landwirtschaftlichen Wertes, es begann der Aufstieg Palmnickens. Im Laufe der Jahre kaufte Becker noch eine Reihe weiterer Ländereien in Kraxtepillen und Groß Hubnicken, für die er den damals sehr hohen Preis von durchschnittlich 1000 Mark für den Morgen zahlte. Hierdurch wurden viele arme Fischer und Bauern zu wohlhabenden Leuten, Becker aber zum Besitzer des von ihm für seine bergbaulichen Zwecke als notwendig erachteten Landgebietes. Da später auch Nodems hinzu kam, erreichte Beckers Landbesitz schließlich einen Umfang von etwa 6000 Morgen.

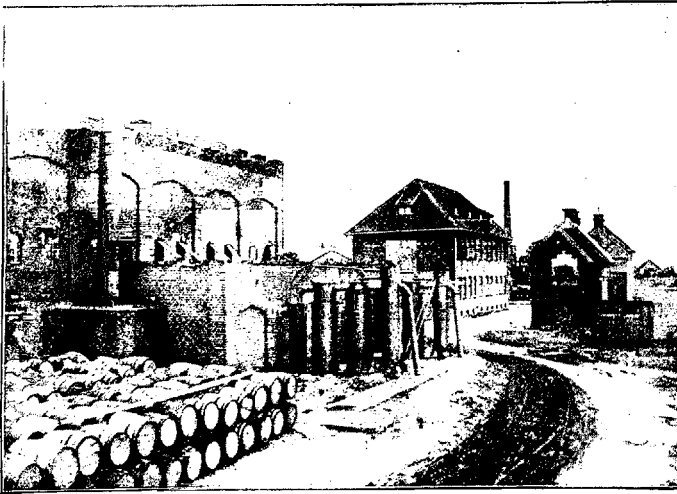
Moritz Becker Das weitausschauende Wirken Moritz Beckers wurde von einer derartigen Bedeutung für Palmnicken, ja für das ganze Samland und noch darüber hinaus, daß sein Lebensbild hier festgehalten sein mag. Becker wurde im Jahre 1830 als der Sohn armer jüdischer Eltern, die ihm nur eine dürftige Schulbildung auf seinen Lebensweg mitgeben konnten, in Danzig geboren. Sich dem Handel zuwendend, finden wir ihn in Verbindung mit dem Bernstein zunächst bei der Ausbeutung der Bernsteinlager bei Prökuls, wo er Angestellter des Memeler Gastwirtes Stantien war, jedoch bald zu dessen Teilhaber aufrückte.

Der nächste Abschnitt seines arbeitsreichen Lebens war die Einrichtung der Schwarzorter Bernsteinbaggerei, die sich zu einem bedeutenden, hohen Gewinn abwerfenden Unternehmen entwickelte. Die hierdurch erzielten Kapitalien ermöglichten die Pachtung von Bernsteingräbereien im Samland, denen die großartige Gewinnung des Bernsteins durch Taucher bei Brüsterort, und schließlich der Erwerb Palmnickens folgten, das nun der Mittelpunkt der Tätigkeit Beckers wurde. Becker wurde zuerst Kommerzienrat und später Geheimer Kommerzienrat.

Zunehmendes Alter, aber auch geschäftliche und sonstige Verdrießlichkeiten bewogen



Geh. Kommerzienrat Moritz Becker.



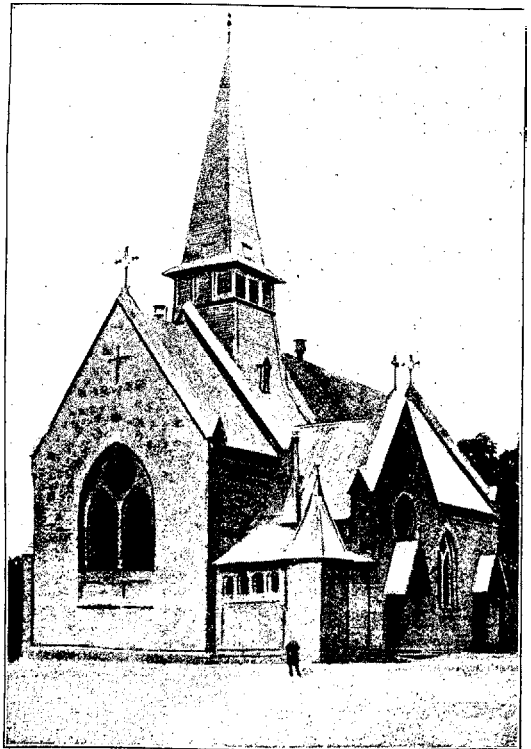
An der Schmelzfabrik.

Becker 1899 zum Verkauf seiner ganzen Unternehmungen, die neben Palmnicken auch die Bernsteinwarenfabriken in Königsberg und Polangen umfaßten; sein Vermögen wurde damals auf etwa 14½ Millionen Mark geschätzt. Am 1. Oktober 1899 siedelte Becker, nachdem er sich in den letzten Jahren meist in Wien aufgehalten hatte, nach Berlin über; gelegentlich eines Kuraufenthaltes

in Heringsdorf starb er dort am 25. August 1901. — Becker wurde von denjenigen, die näher mit ihm zu tun hatten, sehr hoch geschätzt, allgemein galt er, jedoch fälschlich, als ein Mann, mit dem es nicht ganz einfach war zu arbeiten. Jedenfalls aber war er eine derartig weitblickende, wenn auch vielfach verkannte Persönlichkeit, daß wir ihn unter den bedeutenden Männern Ostpreußens mit in die erste Reihe zu stellen haben. Von seinen Söhnen ist der eine Gutsbesitzer in Bartmannshagen in Pommern, ein anderer Kunstmaler in München.

Ein Becker besonders ehrendes Werk war der Bau der schmucken Palmnicker Kirche. Obgleich anderen Glaubens, stiftete er doch dieses christliche Gotteshaus zur Hebung der Gesittung seiner Angestellten. Nachdem am 8. September 1887 unter größeren Feierlichkeiten der Grundstein zu ihr gelegt war, erfolgte am 3. Januar 1892 die Übergabe des fertigen Baues an die Gemeinde in gleicher Weise. Zu dieser hatten sich die Spitzen der Provinzialbehörden eingefunden, die hierbei die Gäste Beckers waren.

Die Kirche kann als eine Nachbildung der St. Georgskapelle im Garten des Schlosses Monbijou in Berlin gelten. Sie ist aus gesprengten Granitfindlingen errichtet, das Dach wurde wegen der schweren, an der Seeküste herrschenden Stürmen mit



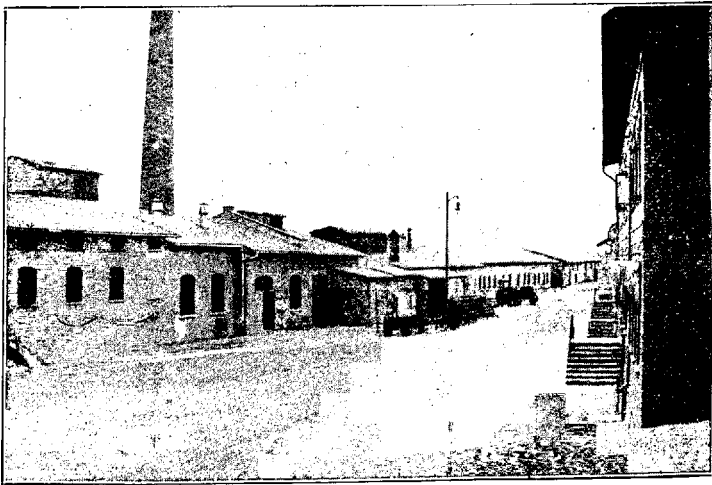
Die Kirche in Palmnicken.

verzinktem Eisenblech gedeckt. Das Kircheninnere ist in romanischem Stil gehalten und macht einen würdigen und freundlichen Eindruck.

Kirchlich gehörten Palmnicken, Kraxtepellen und Sorgenau früher zu Germau, doch wurde bereits seit dem Jahre 1884 durch einen Germauer Hilfsgeistlichen Gottesdienst in der Palmnicker Schule abgehalten. 1898 verlegte dieser Prediger seinen dauernden Wohnsitz nach hier, aber erst 1906 entstand die selbständige Kirchengemeinde Palmnicken. Außer den obigen Ortschaften und Bardau, Dorbnicken und Warschken kamen aus dem Kirchspiel Heiligencreutz Groß und Klein Hubnicken sowie Pfeffermühle zu dem neuen Kirchspiel, für deren Ablösung durch die Bergwerksverwaltung jährlich 200 Mark an die Kirche in Heiligencreutz zu zahlen sind. Die Zahl der in der Gemeinde wohnenden Personen beträgt etwa 3500. Der Weltkrieg erforderte aus ihr gegen 100 Opfer. Um das Andenken an sie wachzuhalten, wurden durch freiwillige Beiträge und festliche Veranstaltungen die Mittel zur Errichtung eines Denkmals aufgebracht. Dieses steht in der ziemlich abgebrauchten Form eines aus behauenen Feldsteinen hergestellten Obelisken an der Kreuzung der vom Bahnhof kommenden Straße und enthält auf Bronzetafeln die Namen der Gefallenen sowie ein Hindenburgmedaillon.

Auffallend stark ist in dieser Gegend das Sektenwesen. Es erscheint verwunderlich, daß die bisherige Landeskirche sich nicht deren Führer, die scheinbar großen Einfluß auf weite Kreise der Bevölkerung haben, in irgendeiner Form dienstbar macht.

Die Schule Palmnicksens wurde im Jahre 1740 durch König Friedrich Wilhelm I. eingerichtet. Entsprechend der gestiegenen Bevölkerungsziffer der Orte Palmnicken und Kraxtepellen, deren Kinder auch diese Schule besuchen, hat sie sich unter dem Rektor Knoll zu einer siebenklassigen Anstalt entwickelt. Knoll hat mit großer Liebe eine Chronik Palmnicksens geschrieben, die vieles über den Rahmen dieses Buches hinausgehendes Material über die Entwicklung dieses Ortes enthält. Neben dieser Schule wird noch eine 1902 gegründete Privatschule unterhalten. Auffallend günstig war der Einfluß der Lehrerschaft auf die Palmnicker Jugend, deren bis in die neuere Zeit höfliches Verhalten sich vorteilhaft gegenüber jenem mancher anderen Ortschaft des Samlandes abhob. Für wandernde Schüler höherer Lehranstalten befindet sich in Palmnicken eine Schülerherberge.



Der Werkhof der Bernsteinwerke.

Kirche und Schule liegen dicht zusammen am westlichen Ende der langgestreckten Ortschaft Palmnicken-Kraxtepelln. Auf dem sich anschließenden Gelände entsteht seit einigen Jahren eine Reihe neuer Wohngebäude für die Werksangestellten, zum Teil in einem sich der Landschaft gut anpassenden nordischen Blockhausstil. Diese Kolonie würde jeder Großstadt zur Ehre gereichen.

Kraxtepelln

Kraxtepelln, der Schwesterort Palmnickens, hat sich bisher innerhalb des sonst ganz fiskalischen Geländes als selbständige Gemeinde erhalten. Aber nicht nur äußerlich erscheint der Ort als ein Teil Palmnickens, sondern auch fast alle Gebäude sind Eigentum der Bergwerksverwaltung, und als



Wohngebäude der Bergwerksangestellten.

solche durch entsprechende Schilder kenntlich gemacht. An langer Straße liegen hier die

Wohnhäuser der Werksangehörigen, die zum Teil noch von Becker, namentlich in den Jahren 1890/91, jenen der Übersiedlung der Belegschaft der Schwarzortor Bernsteinbaggerei, errichtet wurden; hier steht auch das Postamt.

Die staatliche Verwaltung der Bernsteinwerke hat der Wohn-

frage von jeher ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet, so daß die Zahl der ihr gehörenden Häuser z. Zt. gegen hundert mit etwa 450 Wohnungen beträgt. Diese werden an die Angestellten überaus billig vermietet, auch stehen ihnen etwa 40 Morgen Garten- und fast 600 Morgen Kartoffel-land kostenlos zur Verfügung. Überhaupt kann die soziale Fürsorge Palmnickens als vorbildlich bezeichnet werden, sind doch hier bereits viele Einrichtungen vorhanden, die anderweitig erst angestrebt werden. So besitzen die Werke ein ausgezeichnet eingerichtetes Krankenhaus mit 30 Betten und ein Altersheim; um die Angehörigen der Bernsteinwerke dauernd billig und gut mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen versehen zu



Krankenhaus in Kraxtepelln.

können, ist auch der große Wirtschaftsbetrieb des Gutes Palmnicken in deren Dienst gestellt. Das Gut wird zwar von einem Verwalter geleitet, untersteht aber sonst völlig der Bergwerksdirektion.

Die Verwaltung sorgt aber auch durch Vorträge aller Art für die geistige Unterhaltung der fast ausschließlich durch die Bernsteinengewinnung ihren Unterhalt findenden Bewohner Palmnickens-Kraxtepellens. Selbst eine treffliche Musikkapelle besteht hier, deren Angehörige ehemalige Berufsmusiker sind, die im Betrieb mit leichteren Arbeiten beschäftigt werden. Alle diese Einrichtungen sind im besonderen ein Verdienst des nun bereits seit Jahren hier wirkenden Betriebsdirektors und Oberbergrates Jacobson.

Der altpreußische Name für Kraxtepellens dürfte Ampe sein. Nach der Besetzung durch kurische Fischer führte es wie Groß Kühren die Bezeichnung „Pella“; dann wird es auch Crispellen, Krischpelle und Krappellen genannt. 1638 standen hier fünf Fischerhäuser; 150 Jahre später hatte der Ort aber bereits acht Freigüter, ein Bauerngut und zehn Eigenkätner, und 1858 23 Grundstücke mit 188 Bewohnern. Im Jahre 1895 war deren Zahl auf 666 und 1921 auf 972 gestiegen.

Von großem Einfluß auf die Entwicklung Palmnickens-Kraxtepellens wurde die durch das freundliche Tal des Germauer Mühlenfließes fahrende Bahn Fischhausen-Palmnicken. Im Jahre 1884 hauptsächlich zur Herbeiführung der für den Bergbau erforderlichen Materialien gebaut, wurde sie auch für die anderen Strandortschaften bald eine Notwendigkeit, ebenso entwickelt sie sich immer mehr zu einer Touristenbahn. Die Kosten für den Bau betragen etwa 660 000 Mark, zu denen der Staat 560 000 Mark auf achtzehn Jahre lieh, die Stantien und Becker mit 4 % zu verzinsen hatten. Diese Firma hatte auch die Kosten des Grunderwerbs zu zahlen, ebenso mußte sie für den Rest der Herstellungskosten aufkommen. Durch die Übernahme der Bernsteinwerke kam dann auch die Bahn an den Staat.



An der Mündung des Kraxtepeller Fließes.

Zumeist auf Kraxtepeller Gebiet liegen die bereits anderweitig eingehend behandelten großen Anlagen des Tief- und des Tagbaues zur Gewinnung des Bernsteins. Der gesamte bergfiskalische Besitz beträgt zurzeit 1421 Hektar, von denen aber auf den großen landwirtschaftlichen Betrieb des Gutes Palmnicken 1097 Hektar entfallen.

In landschaftlicher Beziehung wird die Umgebung Kraxtepellens durch das hier in die See einmündende Kraxtepeller oder Bardau'sche Fließ, früher „der Bach Lasse“ genannt, beeinflusst. Der Hauptzufluß dieses Baches beginnt bei



Partie an der Pfeffermühle.

Biescobnicken, er erhält dann aus der moorigen Gegend bei Ihnicken ein Bächlein und bei Pfeffermühle den von Dornnicken kommenden Bach, der die nördlich des Großen Hausen liegende Gaugenwiese entwässert. Bei der Pfeffermühle ist der Bach zum Betrieb dieser alten ehemaligen Ordensmühle aufgestaut, die jedoch seit einiger Zeit nicht mehr im Betrieb ist. Später wurde die Mühle in Erbpacht ausgetan, auch war hier eine Krugwirtschaft; unter Herzog Albrecht hören wir von einer Reparatur durch den Germauer Bernsteinmeister; 1899 wurde die malerisch gelegene Mühle politisch mit Kraxtepellern vereinigt.



Modell des Kraxtepeller Hausen.
Sammlung der Prussia, Königsberg.

Unterhalb der Pfeffermühle erhält der Kraxtepeller Bach noch einen von Norden her kommenden Zufluß aus dem Moor bei Nötnicken. In dem spitzen Winkel der beiden Gewässer liegt der alte Burgwall des Kraxtepeller

Hausen, von den Anwohnern auch Spöker- oder Spukberg genannt. Seine Umgebung muß in altpreußischer Zeit stark besiedelt gewesen sein, denn man legte hier Kulturschichten bis zu zwei Meter Stärke frei, die den Funden nach zu urteilen bis in die Steinzeit zurückreichen. Die wissenschaftliche Forschung will in diesem großen Wallberg eine ehemalige Kultusstätte erblicken.

Trotz der Kleinheit des Kraxtepeller Baches wurde dieser doch von bedeutendem Einfluß auf die Entwicklung der gleichnamigen Ortschaft, denn durch sein mooriges Bett erzwang er die Verlegung des Tiefbauschachtes von Palmnicken auf Kraxtepeller Gebiet. Noch bis in die Zeit des Kurfürsten Georg Wilhelm stand das Wasser des Baches Lasse in dem Ruf besonderer Heilwirkung. Praetorius führte diese Eigenschaft auf Schwefelquellen zurück, die dann „in Vergessenheit“ gerieten.

Ein kleiner undurchdringlicher Urwald von Strandorn, Holunder, Ebereschen, Erlen, Weiden und Brombeeren bezeichnet die Stelle der früheren hier dicht am Seeberg gelegenen Bernsteingräberci.

Die anderen Ortschaften des Palmnicker Kirchspiels.

Das Eigentumsrecht an dem weiteren Bezirk des alten Strandamtes Palmnicken war seit etwa zwei Jahrhunderten in ewigem Wechsel zwischen Staat und Privat begriffen, durch den Ankauf Palmnickens vom Fiskus im Jahre 1899 wurde dieser wieder einmal der alleinige Besitzer. Der von Becker erworbene Besitz wurde damals wie folgt aufgeteilt: Das Becker gehörende Nodems mit dem Vorwerk Lesnicken, zusammen 449 Hektar, wurde Domäne und kam zur Verpachtung; selbständige Domänen wurden mit 355 Hektar auch Groß Hubnicken, ebenso das damals 437 Hektar große Stammgut Palmnicken, das aber später in Selbstbewirtschaftung kam. Die Waldflächen wurden der Oberförsterei Warnicken zugeweiht, die hier einen Waldwärter einsetzte, und 85 Hektar wurden den Angestellten und Arbeitern des Bergwerkes als Acker- und Gartenland vorbehalten.

Um freie Hand, namentlich für die Entwicklung des Tagbaues zu erhalten, erwarb die Bergwerksverwaltung zu diesem nunmehr staatlichen Besitz in neuerer Zeit noch weiteres, ebenfalls ehemals staatliches Gelände zurück, so 1912 Bardau und Dorbnicken. Dorbnicken, das alte Dürbenicken, wird 1561 gelegentlich der Anlage von zwei Fischteichen Dorwenig genannt, es hat zurzeit einen eigenen Gutsverwalter. Bisher nicht fiskalisch geworden ist das unter Stein auch zu Palmnicken gehörende Warschken. Die ehemalige Milchbude und Seefeld, das frühere Vorwerk Warschkens, sind eingegangen. Die Waldflächen des Palmnicker Bezirkes, wie die Palmnicker Forst — auch Sorgenauer Plantage genannt —, sowie die Waldbestände am Großen Hausen und bei Groß Hubnicken wurden am 1. April 1919 wieder von den Warnicker Forst getrennt und der Bergwerksverwaltung unterstellt.

Groß Hubnicken Von besonderer Bedeutung für den Betrieb des Tiefbaues ist Groß Hubnicken, denn weit über diese Ortschaft hinaus erstrecken sich die ein bedeutendes Ödland verursachenden Bergwerksstollen, da das Betreten der durch den Bergbau entstandenen Senkungsfelder mit Gefahr verbunden ist. Das früher recht umfangreiche Dorf ist jetzt eigentlich nur noch eine zu Palmnicken gehörende Kolonie; denn nur ein einziger Besitz ist von den 1831 noch vorhandenen zwei freien und sechs Bauerngütern, sowie elf Eigenkättern übrig geblieben; fast ausnahmslos wird es von Angestellten der Palmnicker Werke bewohnt.

Hubnicken dürfte altpreußischen Ursprunges sein, der Ort wurde aber durch Litauer neu besetzt. Damals erhielt es am 22. Juni 1348 durch den Bischof Jacobus

von Samland den Namen Jacobsdorf; bereits 1394 heißt es aber wieder Ubenicken. 1710 kamen die Grundstücke des Dorfes aus Erbpacht in Zeitpacht. Die Zahl der Bewohner stieg sehr schnell von 101 im Jahre 1831 auf 259 1858, 558 1905 und 631 1921. Die dreiklassige Schule ist neueren Datums.

Bereits lange vor den ersten bergbaulichen Versuchen der Bernsteinengewinnung im Jahre 1782 hatte Groß Hubnicken in geologischer Beziehung einen gewissen Ruf. So erzählen alte Berichte von Jaspis-, ja sogar von Diamantenfunden hierselbst; auch werden kupfervitriolhaltige Adern und schwefelsaures Eisen in dem alaunhaltigen Tonlager des Seeberges erwähnt. Da zwei Pfund schwefelsauren Tones ein halbes Pfund reinen Vitriols ergaben, dachte man unter dem Kurfürsten Georg Wilhelm sogar an seine Gewinnung; Befürchtungen für den Ertrag des Bernsteins, dessen Entstehen man mit dieser Erde in Verbindung brachte, ließen den Abbau verhindern.

Das in der Nähe liegende Dorf Klein Hubnicken ist eine gleichaltrige Gründung wie Groß Hubnicken, es erhielt damals den Namen Friedrichsdorf; der ursprüngliche Umfang war zwölf Hufen. Das Dorf hat sich als selbständige Ortschaft erhalten, auch seine Einwohnerzahl hat sich in den letzten Jahrzehnten verdreifacht. Mancherlei Sagen knüpfen sich an den hier liegenden Goldberg.

Sorgenau ist die letzte große Ortschaft des Kirchspiels Palmnicken. Man vermutet, daß nicht Nodems, sondern Sorgenau das alte, bereits in der Teilungsurkunde des Jahres 1258 erwähnte Sabenow ist. Der Ursprung seines Namens ist nicht nachweisbar, sicher aber hat er nichts mit „Sorgen“ zu tun, eher dürfte er mit dem altpreußischen sorsein = auf den See in Verbindung zu bringen sein. In dieser Gegend saß das angesehene altpreußische Geschlecht der Sabinas.

Sorgenau ist heute das größte Fischerdorf der samländischen Küste. An 50 Fischerwirte mit insgesamt 120 Fischern betreiben in der Hauptsache den Flunder-, Strömlings- und Dorschfang; der des öftern von hier aus versuchte Lachsfang hatte bisher weniger Erfolg. Der Fischfang ist von Sorgenau aus recht mühselig, da der Mangel eines Fischereihafens sich sehr fühlbar macht, dieses ist auch der Grund, daß die Fischerei mit Motorkuttern hier noch keinen Eingang



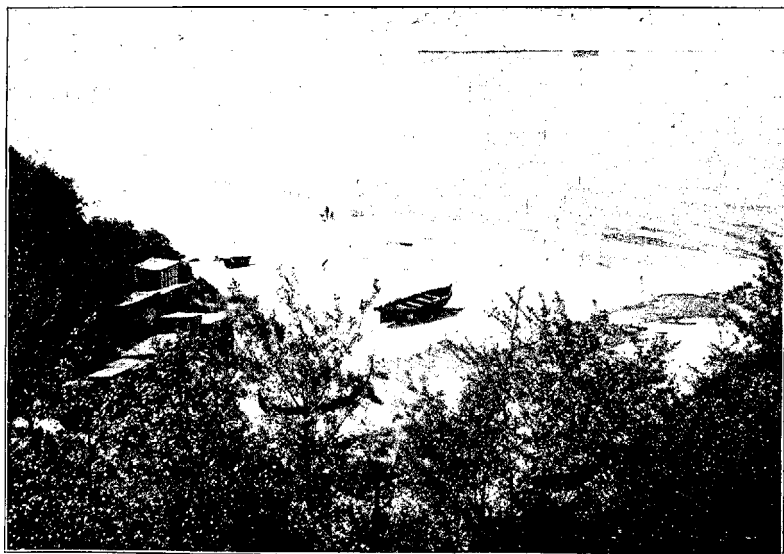
Fischerstrand bei Sorgenau.

fand. Es ist daher nicht verwunderlich, daß viele Fischer die ein sicheres Einkommen bringende und gefahrlose Beschäftigung in den Bernsteinwerken vorziehen; eine Ausnahme hierin machten die für die Fischerei besonders gewinnbringenden Jahre des Krieges.

Da auch sonst viele Arbeiter der Bernsteinwerke in Sorgenau wohnen, war die Entwicklung der Einwohnerzahl eine ebenso sprunghafte wie die Palmnicken—Kraxtepellens; noch 1831 betrug sie erst 63, um 1905 auf 503 und 1919 auf 617 Seelen zu steigen. Die dreiklassige Schule wurde 1906 von Palmnicken abgezweigt.

Angebahnt ist die Entwicklung Sorgenaus zum Seebad; Sommerfrischler halten sich hier bereits seit mehreren Jahren auf, die in der freundlichen Umgebung immerhin einige Abwechslung finden. So liegt südlich dicht beim Ort die große Sorgenauer Schlucht, der man den Namen Hindenburgschlucht beilegte; der sie durchfließende Sorgenauer Bach entwässert das Warschkener Bruch am Großen Hausen. Angenehme Spaziergänge bietet auch die sich bis Palmnicken hinziehende Sorgenauer Plantage, eine jüngere Kiefernplantation, die sich auf der Düne recht gut entwickelt. Ungefähr in ihrer Mitte springt die Küste bei den Seehundsteinen etwas in die See hervor; diese mächtigen Granitfindlinge beweisen, daß hier ein Moränenausläufer von der See abgespült wird. Die Bucht nördlich dieses Hakens heißt im Volksmunde „Lescheck“; eine kleine, nach Palmnicken hin gelegene Strandschlucht führt die landläufige Bezeichnung „Wolfsschlucht“.

Etwas landeinwärts zwischen Palmnicken und Sorgenau liegt der Gausberg, an dessen Fuß sich das alte Palmnicker Wasserwerk befindet; jetzt werden die Trink- und Wirtschaftswasser der Talsohle des Tagbaues entnommen. Die an diesem Hügel festgestellten Ufermarken beweisen, daß die Gegend früher ein Seebecken war, aus dem die Hügel als Inseln hervorragten. Der Name Gaus stammt aus dem lettischen guvis oder gav und bedeutet Kuh, also Gausberg = Kuhberg. Diese Bezeichnung ist ein weiterer Beweis dafür, daß die hier wohnende Fischerbevölkerung lettischen Ursprunges ist.



Am Ausgang der Sorgenauer Schlucht.



Germau.

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der ihrem Wesen nachforscht, ihren Sitten,
Die Wege wandelt, die sie einst geschritten,
Zu ihnen rückwärts die Gedanken lenkt,
Dem die Geschichte seines Heimatlandes
Das Schönste, Wissenswerteste erscheint,
Der nie vergißt des wundersamen Bandes,
Das ihn mit jenen inniglich vereint!

Johanna Baltz.

Das Kirchspiel Germau.

Das Germauer Kirchspiel, der altpreußische Gau Girmowe, steht in seiner vorgeschichtlichen Bedeutung an der Spitze aller samländischen Landschaften. In keinem anderen Bezirk finden sich so zahlreich die altpreußischen Wallburgen, nirgends trifft man derartig viele, umfangreiche Gräberfelder wie hier, und die fast bei jeder Ortschaft dieses Gebietes gemachten vorgeschichtlichen Funde, namentlich aus der Bronzezeit, sprechen für die große Vergangenheit dieser Gegend. Den Namen Germau will man auf das altpreußische *germas* = Trinker oder *gerimas* = trinken zurückführen; vielleicht war Girmowe die Gaststätte, an der unsere Vorfahren rasteten, wenn sie ihre Verstorbenen zur letzten Ruhestätte auf den heiligen Feldern dieser Gegend begleiteten. Weniger poetisch ist die andere Lesart, nach der Germau von *girmis* „der Ort der Maden“ herkommen soll.

In die neuere Geschichte wird das Germauer Gebiet durch den Kriegszug des Christburger Komturs Heinrich Stange eingeführt, der im Winter des Jahres 1252 mit einer Schar von etwa hundert Reitern von Balga aus über das Eis des Haffes zunächst nach der Lochstädter Gegend übersetzte. Alle Siedlungen verbrennend, erreichte Stange fast ungehindert die Germauer Gegend, um aber wohl noch am gleichen Tage den Rückmarsch anzutreten. Bei diesem wurden die Ordensleute, vermutlich zwischen Sacherau und Gaffken, von den Samländern überfallen.

Heinrich Stange wurde getötet, und auch sein ihm zu Hilfe kommender Bruder soll tödlich verwundet worden sein; dem Rest der Ordensschar gelang es zu entkommen. Dieses verunglückte Unternehmen dürfte dann der Anlaß zur Aufbietung größerer Machtmittel für die Bezwingung des Samlandes geworden sein, die dann auch zwei Jahre später dem Böhmenfürsten Ottokar II. Premysl gelingen sollte.

Bei Beginn der Ordenszeit saßen im Germauer Gebiet eine Anzahl edler Familien, die der Orden auch nach dem zweiten Preußenaufstand in ihrem alten Besitz beließ, trotzdem er das gesamte Land als sein Eigentum erklärte; an eine deutsche Kolonisation war ja vorläufig doch noch nicht zu denken. Belehnt mit besonderen Vorrechten, finden wir sie als „ehrbare Preußen“ bezeichnet, ihre Namen waren: Jocab Angonithe, Jocab Cromenik, Peter Clawsgall, Hans Polemyne, Nytcze Pobrawe u. a., zum Teil im jetzigen Sankt Lorenzer Kirchspiel wohnend. Später hören wir bis in das 16. Jahrhundert die Namen der Familien Waissel, Packmohr — die altpreußische Bezeichnung für einen Kämmerer —, Schönwiese, Clawke, später auch als Klauck, Claukow, und von Klugen bekannt, namentlich aber die Gaudeckers als die größten Grundbesitzer im Kirchspiel genannt. Diese letztere Familie scheint die einflußreichste und verbreitetste des westlichen Samlandes gewesen zu sein, denn wir finden ihre Zweige unter verschiedenen Namen, wie als „Segeler auch Sigler und Wargel“ an den verschiedensten Orten ansässig, bis das Geschlecht im Preußischen erlosch.

Eine teilweise Änderung im Besitz der großen Güter trat ein, als der Orden infolge des unglücklichen dreizehnjährigen Krieges gegen Polen sich gezwungen sah, die Ansprüche der deutschen Söldnerführer, die ihm aus dem Reiche zur Hilfe herbeigezogen waren, wegen Geldmangels durch Grundeigentum — meist in den Jahren 1468 bis 1470, zu entschädigen. Da diese noch Ansprüche auf andere Vorrechte machten, so wurden ihnen viele sonst nur der Landesherrschaft zustehende Rechte übertragen, wodurch sie auf ihrem Besitz zu fast uneingeschränkten Herren wurden. Unter diesen fast souveränen Grundherrschaften standen dann die dazu gehörenden Bauern, Halbbauern, Eigenkätner und die Kossäten, wie die Instleute früher genannt wurden. Diese Güter, vergrößert durch den Erwerb von Bauerndörfern bildeten den Beginn der adligen oder Rittergüter, die sich unter dieser Bezeichnung, aber nicht mehr mit den alten Rechten, bis in die neueste Zeit erhalten haben. Die Anzahl der Rittergüter vergrößerte sich dann in der herzoglichen Zeit noch sehr wesentlich, denn auch eine große Zahl der preußischen Freigüter wurde mit adligen Rechten ausgestattet, so im Jahre 1580 die im Besitz des Hans von Schönwiese stehenden Freigüter Kirpehnen, Korjeiten und Polennen, dazu Teile der Dörfer Bohnau und Linkau, deren preußische Besitzer auch in den wirklichen Adel aufgenommen wurden.

Durch viele Übergriffe des Adels über die ihm zustehenden Rechte sah sich 1684 der Große Kurfürst gezwungen, eine Regelung vorzunehmen; auch wurde angeordnet, daß nur diejenigen Güter als adlig anzusehen seien, die ursprünglich einem Adligen verliehen wurden oder bereits vor 1612 in adligem Besitz waren. Wurden Teile von einem solchen Gute abgetrennt, so behielten auch diese den adligen Charakter. Am 31. Dezember 1834 wurde wiederum nach Prüfung die adlige Qualität der entsprechenden Güter vom König bestätigt.

Weniger umfangreich war bis heutigen Tages der ehemalige köllmische und freie Bauernbesitz im Kirchspiel, den wir vorwiegend in seinem nördlichen Teil antreffen. Die Namen der ältesten bäuerlichen Besitzer sind uns nur in den Vor-

namen erhalten, denen damals die Ortsnamen angehängt wurden, so bei Jorge von Nodympste (Nodems), Michael von Lanckenithen (Lengniethen), Henszel von Bonaw (Bohnau) u. a. Diese preußischen Freien bildeten eine Zwischenstufe zwischen dem Besitz zu köllmischem Recht und den Eigenkättern. Ihre Einrichtung fällt bereits in die erste Ordenszeit, und zwar nach dem zweiten Aufstand der Samländer, als sich der Orden zum alleinigen Grundherrn und rechtmäßigen Eigentümer des ganzen Landes aufwarf. Den alten Besitzern verlieh er dann ihre Grundstücke als Dienstlehen. Noch 1831 zählte man im Kreise Fischhausen ca. 360 preußische Freigüter, die sich, soweit sie nicht im Großgrundbesitz aufgingen, als kleinere Güter oder als Besitzerstellen besonders in den letzten Jahrzehnten wirtschaftlich sehr gut entwickelten. Bemerkenswert ist, daß den Freien der Ämter Germau, Pobethen und Rudau, also aus den dem Orden gehörenden Kammerämtern, die Verpflichtung oblag, abwechselnd die Bewachung Lochstädt zu stellen; es war ihnen aber gestattet, zwei Wächter für Geld zu halten. Ob das Verhältnis der wohl nur dem Namen nach Freien mit dem Orden immer das beste gewesen ist, darf bezweifelt werden, denn 1439 vereinigten sich die des Germauer Amtes mit denen anderer Ämter, um beim Orden wegen der Bedrückungen vorstellig zu werden.

Wie die anderen samländischen Kammerämter wurde auch das Germauer Amt in den ersten Jahrhunderten des Ordens ausschließlich von angesehenen preußischen Familien verwaltet. Als älteste Kämmerer in Germau werden Leykaute, ferner der „cameralius“ Naglande genannt; besonders lange war das Kämmereramt im Besitz der Familie Waissel. Erst spät nach der Säkularisation kam das Kammeramt zum Hauptamt Fischhausen; es hatte damals 172 wehrhafte Männer zur Landesverteidigung zu stellen; nach ihr finden wir aber auch deutsche Kämmerer in Germau, die gleichzeitig die Verwaltung über den Bernstein führten, war doch das Kammeramt Germau auch Verwaltungssitz des namentlich durch den Bernstein sehr wichtigen westlichen Strandbezirkes. So bittet 1571 der Bernsteinmeister Fuchs um das kleine vier Haken umfassende Gut des verstorbenen Kämmerers zu freiem Besitz. Die letzte Erinnerung an diese Kämmerer des Ordens hat sich wohl in den Gutskämmerern, den Vorarbeitern auf Gütern, erhalten.

Eine besondere Stellung nahmen beim Orden die Withinge ein, die wir stets an der Spitze der altpreußischen Bevölkerung des betreffenden Bezirkes genannt finden. Vermutlich waren es zunächst jene Preußen, die das Christentum angenommen und die Ordensherrschaft anerkannt hatten. Aus dem Germauer Bezirk werden 1299 als dem Orden treue Withinge Gymme (wohl Gyyme), Lunkite und Biriske genannt. Als Ordensdiener preußischer Herkunft finden wir die Withinge später auf den Burgen in bevorzugter Stelle zur Besatzung gehörend.

Das Kirchdorf Germau.

Die Ortschaft Gyyme finden wir neben anderen Orten des Gebietes, wie Bohnau, Linkau und Powayen, bereits in der Teilungsurkunde des Jahres 1258 erwähnt; das hier sitzende Geschlecht der Gyyme soll ein sehr angesehenes gewesen sein. Als dann nach dem ersten Aufstand der Samländer Orden und Bischof eine Reihe fester Burgen zur Sicherung ihrer Herrschaft im Samland errichteten, wurde auch das Gelände der auf einem durch Teich und Sumpf geschützten Hügel liegenden Germauer Preußenburg für eine solche gewählt. Außer der Burg in Germau entstanden in den Jahren 1264 bis 1270 noch die weiteren vom Orden erbauten festen Häuser in Wargen, Pobethen und Rudau; der Bischof erbaute solche

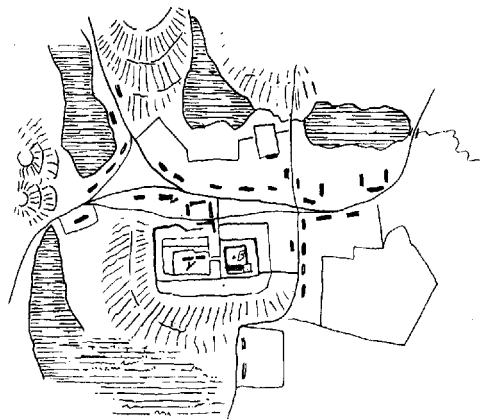
in Rinau, Medenau und Laptau. Ein Erlass des Papstes aus dem Jahre 1260 gab den neuen Landesherren das Recht, selbst durch Gefängnisstrafen die Samländer zum Bau zu zwingen. Diese neuen Burgen wurden nun die Vororte und Sitze der neugebildeten Kammerämter. Im allgemeinen dürften alle samländischen Burgen einheitlich erbaut sein: der vierflügeligen Hauptburg schloß sich die Wirtschaftszwecken dienende Vorburg an. Der Eingang zur Germauer Burg lag westlich der Kirche und führte zunächst in die Vorburg. An seiner Stelle stand bis vor einigen Jahrzehnten das ehemalige Torwächterhaus unter dem Namen die „Torbude“, der Lauf des alten Burggrabens läßt sich noch heute erkennen. Enge zur Burg gehörte die an einem Stauteich gelegene und noch bestehende Wassermühle. Durch Tausch mit der Kirche gehörendem Land kam sie später auf die jetzige Stelle. Das benötigte Wasser bezog die Mühle aber früher aus einem im Krattlauer Walde gelegenen Stauteich.



Der Germauer Hausen.

Auf dem östlich der Kirche gelegenen Pfarrlande und in der Nähe der Mühle erhebt sich eine altpreußische Wallburg, der Germauer Hausen, auch Strauchberg, und früher Stallchenberg genannt. Der Wall fällt nach Osten steil ab, er wird dort durch das Bruch, einen ehemaligen Teich, gesichert; die Oberfläche des Hausen wird jetzt beackert. Man will in diesem Burgwall die Fliehburg des nahebei wohnenden Wassermüllers sehen; ob dieses zutrifft, erscheint zweifelhaft. Auf Giese machte der Burgwall, den er in den dreißiger Jahren v. Jahrh. skizzierte, einen derartig erhabenen Eindruck, daß er in ihm das samländische Romowe erblicken wollte.

Im Thorner Friedensvertrage von 1466 wird das Germauer Schloß ausdrücklich dem Orden verbleibend erwähnt, ebenso als dem nunmehrigen Herzog gehörend in der Krakauer Belehnung vom Jahre 1525. Bereits bei dem sich über Germau hinaus



Lage der alten Germauer Burg.
Nach Giese.

V = Vorburg. B = Hauptburg.

erstreckenden Überfall der Elbinger im dreizehnjährigen Kriege soll die Burg sehr gelitten haben, sie wurde dann wohl nicht mehr richtig in Stand gesetzt, denn 1507 heißt es, „daß Germäu als befestigter Ort nicht mehr zu halten sei“. Infolge Geldmangels des Herzogs Albrecht verkam die Burg — wie alle Burgen des Samlandes — immer mehr, und 1580 bezeichnet sie Lucas David als fast verfallen und zerstört; trotzdem soll sie später den Kurfürsten noch als Jagdaufenthalt gedient haben. Um 1720 nennt sie de Collas ein altes schlechtes Gebäude; abgebrochene Teile wurden dann beim Bau des Palmnicker Hauses verwendet und der Rest schließlich zur Pflasterung der Dorfstraßen Germaus verbraucht. Seit dem Jahre 1581 war die Burg der Sitz des Bernsteinmeisters und des Bernsteingerichtes, bis jener nebst der Bernsteinkammer nach Palmnicken zog und das letztere nach Fischhausen verlegt wurde.

Während wir an den Sitzen der bischöflichen Kammerämter — wie in Thierenberg, Medenau, Pobethen und Laptau — die Kirchen gesondert von der Burg errichtet finden, dienten in den Kammerämtern des Ordens, so in Wargen, Rudau und auch in Germäu, die Burgkapellen dem kirchlichen Bedürfnis der Bewohner dieser Ämter. Die jetzige Germauer Kirche ist dann später aus den Resten des Südflügels der Burg und unter Hinzuziehung der alten Kapelle sowie anderer Räume der Burg entstanden.

Die Kirche Die Germauer Kirche beherrscht von ihrem hochgelegenen Platz aus die ganze Gegend und bestätigt die Vermutung, daß ihre Örtlichkeit seit jeher Verteidigungszwecken gedient hat. Daß die Kirche der ausgebaute Südflügel der Burg ist, beweist der auf der Südseite befindliche und noch gut erhaltene Wehrgang über den Fenstern, der sich beim Triumphbogen nach Norden wendet. Im Kirchturm finden wir den alten Burgturm wieder, ebenso weisen die großen unter dem Turm und der Kirche befindlichen und jetzt verschütteten Kellereien auf die einstige weltliche Bestimmung der Kirche hin. Der baulich wertvollste Teil der Kirche ist der Chor der Kirche, der, wie aus den Sterngewölben hervorgeht, bereits in der Blütezeit der Ordensbaukunst entstanden ist.

Als den Zeitpunkt der Erbauung der Kirche in ihrer heutigen Gestalt kann

man das Jahr 1596 annehmen, in dem es heißt, daß die Kirche nach ihrer Vergrößerung wieder ihrer Bestimmung übergeben wurde. Gewisse Änderungen müssen aber bereits vorher erfolgt sein, denn von dem Turm wird berichtet, daß er 1565 umgebaut worden ist und 1596 durch Blitzschlag beschädigt wurde.

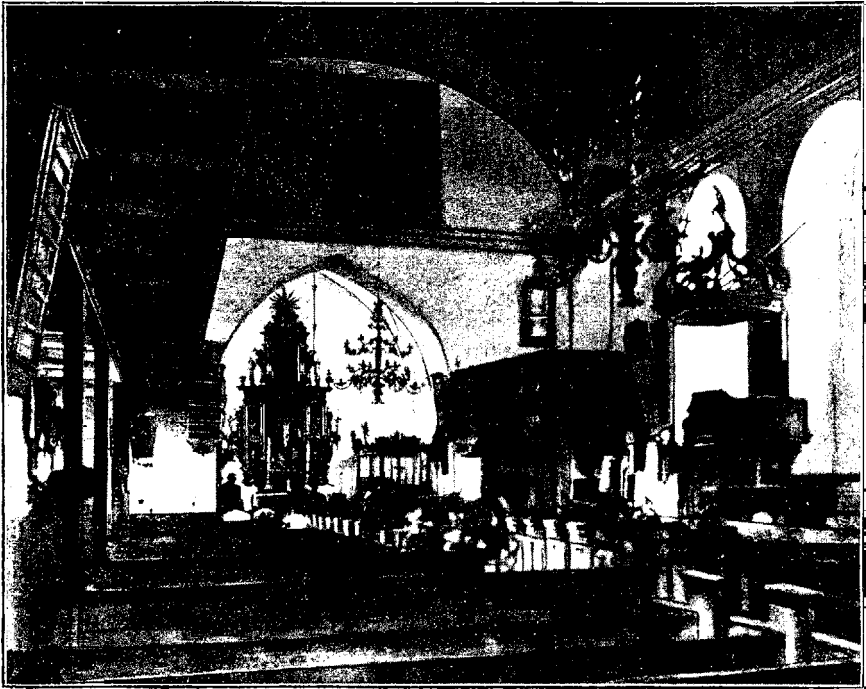
Die Kirche ist ein langer stattlicher Bau, der in den Fundamenten hauptsächlich aus rohen Feldsteinen und im Oberbau des Chores und des Langhauses zu meist aus Ziegeln besteht; erst 1890 wurde sie verputzt. Die Fenster waren entsprechend der Bestimmung der verschiedenen



Die Kirche in Germäu.

Gemächer von sehr verschiedener Größe; erst in neuerer Zeit sind sie in ihren Ausmessungen gleichmäßiger gemacht worden, also lange nach dem Bau der jetzigen Kirche. Die Bedachung der Kirche ist aus Schiefer, der sonst im Samland wenig verwendet wird. Die Sakristei ist 1832 angebaut.

Sehr geräumig ist das Innere der Kirche, es faßt etwa tausend Personen, bietet jedoch nicht viel Bemerkenswertes. Der im Jahre 1610 aufgestellte Altar ähnelt dem in Fischhausen. Die auf seinen Aufsatz gemalten Wappen geben einen Anhalt für ehemals im Kirchspiel wohnende adlige Familien. Die Stifter des Altars, der seinerzeit 900 Mark kostete, sind auf der Rückseite mit Namen aufgeführt. Über die Bilder des Altarflügels schreibt 1817 der Königsberger Kunstkritiker Ferdinand Raabe: „sie sind von einer ganz verworfenen Hand in allen Teilen neu



Inneres der Germauer Kirche.

übermalt worden.“ Das in Holz geschnitzte Kruzifix des Altars nennt er meisterhaft, Böttcher schlecht. Die letzte Wiederherstellung des Altars erfolgte 1896. Von den alten Altargeräten wurden im Jahre 1890 eine Anzahl gestohlen. Am Triumphbogen zeigen sich Reste alter Wandmalereien.

Die unter der hölzernen Decke befindlichen großen Seitennischen sind mit Gemälden geziert; hübsch ist ein reich bemalter Kirchenstuhl aus dem Jahre 1663. Das Kirchengestühl trägt noch die alten Bezeichnungen wie „Adeliche Bank, Strand-Amts Bank, Pfarr Bank, Strandreuters Bank u. a.“. Als Taufe dient das alte granitene Weihwasserbecken; hübsch sind auch drei Messingkronen in neuerer Arbeit.

Eine gewisse Berühmtheit bildete die frühere, 1767 durch den Königsberger Orgelbauer Casparini erbaute Orgel; sie wurde erst 1904 durch ein neues Werk

ersetzt. Die von der alten Orgel übernommenen klingenden Zinnpfeifen im Prospect, eine Seltenheit, forderte der Weltkrieg.

Gerühmt wird schon in alter Zeit die Fürsorge der Gemeindemitglieder für ihre Kirche, die unter dem Namen „Geländegeld“ eine regelmäßige Abgabe zur Unterhaltung der Kirche zahlten; noch 1792 berichtet der Fischhausener Diakonus Schäfer von der sich auszeichnenden Wohltätigkeit der Germauer Gemeinde. Besonders scheinen sich hierin die ehemaligen Besitzer Kirpehnens ausgezeichnet zu haben, deren 1683 als Empore gebauter und von der Außenseite der Kirche zugänglicher Kirchenstuhl sehr beachtenswert ist. Die in ihm angebrachten Erinnerungszeichen der Familie von Montowt weisen auf ein erfreuliches Zeichen der Zusammengehörigkeit mit der Kirche hin. Einige einen Auerkopf in getriebener Arbeit zeigende Wandleuchter stammen von der Familie von Auer, den früheren Besitzern Kirpehnens. Die im Kellergewölbe des Turmes befindliche Familiengruft hält man für die einer früheren Herrschaft Kirpehnens; die Leichen waren bis vor wenigen Jahren gut erhalten und zeigten ein pergamentartiges Aussehen. Die Sage berichtet von nach Kirpehn und dem Großen Hausen führenden unterirdischen Gängen, deren Anlage jedoch durch das dazwischen liegende Bruchland unmöglich erscheint. Als Ausgangspunkte dieser Gänge werden die zu beiden Seiten des Triumphbogens herunterführenden Treppen angesehen, die aber alte Verbindungsgänge nach den unteren Wirtschaftsräumen der früheren Burg waren.

Erstmalig wird, wie auch bei den anderen samländischen Kirchen, 1321 in Germau ein Pleban, d. h. ein Leuteprediger, erwähnt; derartige geistliche Ordensbrüder dürften wohl bald nach der Erbauung der Burgen eingesetzt worden sein. Dann werden 1361 ein Pfarrer Reynherr, und um 1400 ein Pfarrer Niclos, dieser als des Meisters Schreiber, in Germau genannt. Der erste evangelische Pfarrer war Albert Fischer aus Nördlingen.

Der Kirchentolk wohnte zeitweilig in Krattlau, wo er mit einer Hufe Landes zinsfrei belehnt war. Über diese Kirchentolken, die Dolmetscher der deutschen Predigten in die im Samland in Gebrauch befindlichen Sprachen, wie preußisch, sudauisch, kurisch und litauisch, sei hier einiges zur Erläuterung gesagt. Um die christliche Lehre in der entsprechenden Landessprache verkünden zu können, bestand die Einrichtung von Tolken; sie hatten ihren Stand in der Kirche auf einer Erhöhung unter der Kanzel. Von einem Tolken hören wir bereits 1333 gelegentlich einer Belehnung von Kallen. Derartige Tolken waren damals an jedem Ordenshause und jeder Kirche angestellt und wirkten auch bei Gerichtsverhandlungen mit, wo sie den Eid in der betreffenden Sprache vorzusprechen hatten. Bei der immer weiteren Ausbreitung des Deutschen, verbunden mit dem Rückgang der erwähnten Sprachen, wurden diese Übersetzer schließlich überflüssig, und 1670 wurde die letzte Tolkenstelle in Sankt Lorenz eingezogen.

Von den im Kirchenschiff hängenden Pfarrerbildnissen stellt das eine den 1677 im Alter von 81 Jahren verstorbenen Friedrich Gruneberg dar. Dieser beschwerte sich des öfteren beim Kurfürsten über den verwahrlosten Zustand der Kirche, wofür er den auf der Burg wohnenden Bernsteinmeister verantwortlich machte. Unter anderem beklagte er sich auch über Störungen des Gottesdienstes durch die Knechte des Bernsteinmeisters, die während desselben mit Getreide nach dem über der Kirche befindlichen Speicher liefen, ebenso fühlte sich Gruneberg durch die in der Kirche frei herumlaufenden Hühner belästigt. Bemerkenswert ist, daß durch eine verfallene Türe einmal sogar ein junger Bär in die Kirche gelangte, ein Beweis dafür, daß es tatsächlich damals noch Bären im Samlande gab.

Sehr verdient um den inneren Ausbau der Kirche machte sich der in Germau von 1708 bis 1751 amtierende Pfarrer Kesselring, dessen Bild gleichfalls vorhanden ist. Ihm verdankt sie die Ereignisse aus der Bibel darstellenden Wandgemälde, die Kanzel und die auf eigene Kosten hergestellte Taufe; Kesselring starb 1763 nach 55 Amtsjahren in Germau. Ein beliebter Geistlicher muß auch der Germauer Pfarrer Tydäus gewesen sein, dessen Lebenslauf nach seinem 1803 erfolgten Tode im Druck erschien.

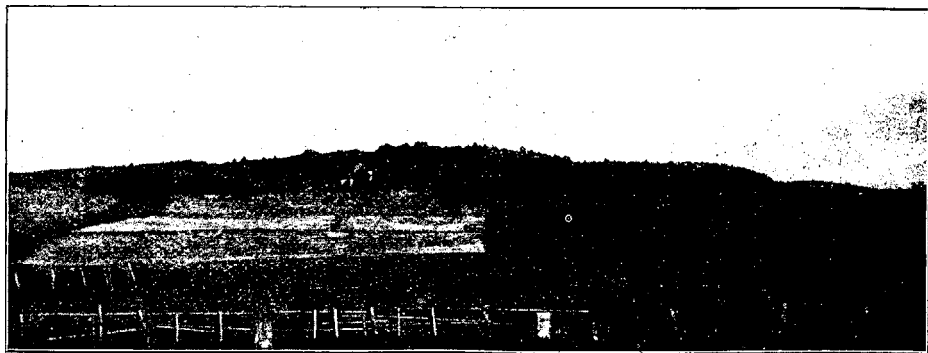
Aber noch zwei weiteren Pfarrern, deren Bildnisse gleichfalls die Kirche schmücken, war es vergönnt, hier ihr fünfzigjähriges Amtsjubiläum zu begehen: Johannes Woysch, geboren 1799 in Pillau, und Dr. P. J. Steinwender, 1841 in Gera geboren; dieser war seit dem 9. Mai 1878 Pfarrer in Germau, nachdem er als junger Militärgeistlicher die Kriege von 1866 und 1870/71 mitgemacht hatte; später war er auch dreißig Jahre Superintendent der Diözese Fischhausen. 1920 schied Dr. Steinwender, nachdem er im Kriege nochmals seine Tätigkeit aufgenommen hatte, endgültig aus seinem Amt. Der Gemeinde war er in voller Rüstigkeit bis zum Schluß ein wahrer Führer.

Von Germau aus wurden früher gottesdienstlich die Kapellen Sankt Lorenz und vermutlich auch Heiligenkreuz versorgt, erst später wurden sie selbständige Kirchorte. Dieses Amt versahen die an der Kirche tätigen Kirchschulmeister oder Praecentoren, in älterer Zeit meist Studenten oder Kandidaten der Theologie, die bis zu ihrer Berufung in ein Pfarramt in derartigen Stellen wirkten. Mit dem durch die Entwicklung Palmnickens bedingten Wachstum der Germauer Gemeinde machte sich in neuerer Zeit wiederum die Anstellung eines Hilfsgeistlichen notwendig. Diese Stelle kam dann durch Bildung einer eigenen Kirchengemeinde in Palmnicken 1906 wieder in Fortfall.

Der Friedhof der Gemeinde wurde 1598, also unmittelbar nach der Vergrößerung der Kirche, angelegt, jetzt ist er weit über das Gelände der früheren Vorburg hinausgewachsen. Seine prächtigen alten Linden wurden unter dem genannten Pfarrer Georg Ludwig Tydäus gepflanzt; unter ihnen ruhen in einem gemeinsamen Grabe auch sechs 1892 in Palmnicken verunglückte Bergleute. Hübsch ist die wohl durch die engen örtlichen Verhältnisse entstandene Sitte, die Verstorbenen auf ihrem letzten Wege noch einmal durch die geöffnete Kirche zu tragen.

Das Kirchdorf Germau selbst gehört zu den freundlichsten des Samlandes; schon 1783 schreibt ein Besucher, „in Germau findet man Alles was die Natur an schönen Abwechslungen hat beisammen“. Auffallend ist die große Zahl der Handels- und Gewerbetreibenden sowie die der Gasthöfe, deren bereits 1815 vier gezählt wurden. Von Wichtigkeit für die Umgebung ist die guten Gewinn bringende Genossenschaftsmeierei. Germau besitzt alle für einen Ort dieser Größe erforderlichen Behörden, ebenso steht das Vereinsleben in Blüte. Die dreiklassige Schule wird bereits in alten Revisionsberichten als „sehr lobenswert“ bezeichnet.

Die Bewohnerzahl war 1830 245, 1844 351, 1858 603 und 1905 762; da sie 1919 mit nur 572 angegeben wird, ist ein merklicher Rückgang eingetreten, der auf den ausgedehnten Bau von Wohnhäusern in Palmnicken zurückzuführen sein dürfte. Insgesamt gehören zum Germauer Kirchspiel 20 Dörfer und Güter mit etwa 2600 Kirchspielinsassen; 80 von diesen wurden ein Opfer des Weltkrieges.



Der Große Hausenberg.

Nur der Fußgänger, der Wanderer lernt
seine Heimat recht kennen, und nur was
man recht kennt, lernt man recht lieben.

Die weiteren Ortschaften des Kirchspiels Germau.

Das Gebiet des Großen Hausenberges.

Kirpehnen Von allen Gütern des Kirchspiels ist Kirpehnen nicht nur das Germau am nächsten liegende, sondern in vorgeschichtlicher Beziehung auch das bemerkenswerteste. Wir finden es als Kirpayne, Krippeine, Kirpaien und Korpeken genannt; ursprünglich soll es aber Trauniten heißen haben. Unter dem Namen Kropeinen ging es 1575 in den Besitz der altpreußischen Familie von Schönwiese über. Nachdem das Gut lange Zeit im Besitz der Familie von Auer war, kam es 1838 in jenen der Familie von Montowt, dessen letzter Inhaber als Forscher und Sammler vorgeschichtlicher Funde, sowie als Komponist sich einen im engeren Kreise geachteten Namen erwarb; seit 1919 ist das Gut in verwandte Hände übergegangen. Völlig adlige Rechte hat das Gut nur vorübergehend besessen, wohl aber besaß es, trotzdem es ein köllmisches Gut war, weitgehende Bevorzugungen.

Kirpehnen liegt inmitten der hier besonders umfangreichen Begräbnisfelder des ehemals bewaldeten Germauer Beckens, es ist daher nicht verwunderlich, daß die Legendenbildung bei der früher stark mit stammesfremden, dem Aberglauben besonders zugänglichen Elementen gemischten Bevölkerung einen guten Boden fand. So soll um die zweite Hälfte des achten Jahrhunderts an dem zwischen Germau und Kirpehnen liegenden, jetzt umgepflügten Galgenberg eine Schlacht stattgefunden haben, worauf häufiger gemachte Funde von Menschen- und Pferdeknöcheln hindeuten sollen. Dieser Galgenberg ist auch angeblich das Grab eines samländischen Fürsten, das, um sich einer in ihm befindlichen sagenhaften Krone zu bemächtigen, bereits vor 250 Jahren einmal geöffnet worden sein soll. Tatsächlich fand man bei Nachgrabungen im Jahre 1844 auf dem Hügel einen gemauerten Behälter von etwa 14 Fuß Länge, 4 Fuß Breite und reichlich $1\frac{1}{2}$ Fuß Höhe vor, der durch eine Scheidewand derartig getrennt war, daß zwei Personen der Länge nach in ihm Platz hatten. Die Erzählungen von in goldenem Sarge begrabenen Häuptlingen und goldenen Kronen wiederholen sich mehrfach an

anderen Stellen des Samlandes, so sollen bei Kumehnen einst sechs junge Männer, die einen Häuptling trugen und begruben, getötet worden sein, damit niemand dessen Grabstelle finden könne; auch Spuren auf dem bei Ellerhaus liegenden Hausen sollen von Grabungen der Anwohner herrühren, bei denen noch immer der Aberglaube an eine dort vergrabene goldene Krone lebendig ist. Den Namen soll der Galgenberg von seiner Eigenschaft als frühere Richtstätte des Germauer Amtes herleiten, auf dem, namentlich für Bernstein diebe, ein als Schreckmittel wirkender Galgen errichtet war; ob aber jemals hier ein Dieb gehängt wurde, darf bezweifelt werden, da urkundlich keine Mitteilungen über derartige Strafen vorliegen.

In altpreußische Vorzeit fühlt man sich versetzt, wenn man die Namen der Kirpehner Ackerstücke hört. Ausnahmsweise mögen diese, für die Erforschung der Vorgeschichte so bedeutungsvollen Flurnamen angeführt werden, deren Zahl im Samlande übrigens noch so bedeutend ist, daß der die Flurnamenforschung im besonderen pflegende Oberst Stadie aus diesem allein an 1700 feststellen konnte. In Kirpehnen werden von solchen genannt: Pogermo, Worwels, Warnitz, Martincke, Görris, Amstines, Karckleck, Woomes, Sprock, Kaupen, Kapnes, Lehmes, Domp, Kigar, Powesch, Geitis und Selaman, ferner die Wäldchen Rockkellen, Illau, der Bruch Schwiersid und auf den Gräberfeldern ein Kappings- oder Totenberg. Die Bezeichnung eines Ackers als Bottstück wiederholt sich an anderen Stellen im Samland.

Der Große Hausenberg

Zu Kirpehnen gehört neben dem Vorwerk Panjes der Gipfel des weitbekannten Großen Hausenberges, dessen übriges Gelände jedoch der Palmnicker Forstverwaltung untersteht. Der Große Hausen, wie er zumeist genannt wird, nimmt mit seiner Höhe von 89 m unter den Kuppen des Germauer Hügelgeländes die erste Stelle ein, auch seiner sonstigen Bedeutung nach reiht er sich gleich dem Galtgarben an. Das Terrain des in der Hauptsache mit Buchen, Eichen, Birken und Fichten bestandenen Berges beträgt etwa sechzig Morgen. Noch vor etwa hundert Jahren lag der Berg aber inmitten des Germauer Waldrevieres, wie überhaupt die ganze Gegend weit walddreicher war, reichte doch damals noch der als „die Germauische kleine Palwe“ bezeichnete Wald bis unmittelbar an die Nordseite dieses Dorfes. Die Kuppe des Hausen wurde zur Franzosenzeit von 1807 bis 1812 völlig abgeholzt. Bemerkenswert war diese Gegend des Germauer Kirchspiels durch den vielen Wacholder, aus dessen Holz die Drechsler früher allerlei kleine Gegenstände fertigten.

Hervorzuheben ist noch, daß, als der Berg 1826 an den Fischhausener Landrat und Besitzer Kirpehnens, von Auer, kam, hieran die Verpflichtung geknüpft wurde, daß er beim Eintritt eines öffentlichen Interesses jederzeit wieder vom Staat zurückverlangt werden kann; auch hatte von Auer die Verpflichtung übernommen, in Kriegszeiten oder wenn erforderlich auf ihm ein Fanal zu errichten. von Auer ließ damals die Kuppe mit ihren Wällen in Ordnung bringen; der alte Brunnen auf dem Plateau wurde 1836 zugeschüttet. Lange Jahre hindurch stand auf der höchsten Stelle des Berges ein der Landesvermessung dienender, jedoch auch dem Publikum zugänglicher hölzerner Turm, der eine weite und lohnende Aussicht zuließ. Da der Rest des Turmes 1920 völlig zerstört wurde, auch jede sonstige Aussicht völlig verwachsen ist, so wäre die Errichtung einer — wenn auch noch so einfachen — Aussichtswarte dringend erwünscht.

Überaus beachtenswert ist die sehr geschickt angelegte, in der Hauptsache aus der Vorordenszeit stammende Befestigung des Großen Hausen. Um die ovale

Kuppe laufen zwei parallele Wälle, die an den Schmalseiten durch noch einen, resp. zwei Wallgurte verstärkt sind, ebenso ist zur Deckung des Nordaufganges noch ein Wallgurt vorgelegt. Die obere Umwehrung hat einen Umfang von 310 und die niedere einen solchen von 560 Metern.

Der innere Raum hat in der längsten Ausdehnung etwa 110 Meter bei einer Breite von etwa 50 Metern mit insgesamt etwa 4600 Quadratmetern; der ihn umschließende Hauptwall steigt bis zu 20 Metern an. Südöstlich am Fuße des Berges ist eine Wasserstelle, die auf eine für das Vieh bestimmte Vorburg schließen läßt. Bei Nachforschungen entdeckte man auf dem innerhalb der Umwallung liegenden Raume Spuren eines aus Strauchwerk und Lehm errichteten Gebäudes von 7 Metern Länge und 2,20 Metern Breite, wohl Reste eines Hauses aus christlicher Zeit. Der Vollständigkeit wegen möge noch erwähnt werden, daß man auch in dem Großen Hausen, neben seiner Eigenschaft als Verteidigungswerk, eine ehemalige Kultusstätte erblicken will.

Kein Hügel des Samlandes ist so von Sagen umwebt wie der Große Hausen. Auffallend ist, daß in ihnen ein stattliches Schloß eine große Rolle spielt, möglicherweise die letzte Erinnerung an ein von dem Orden auf seiner Höhe errichtetes festes Haus. Einige dieser Sagen mögen hier angeführt sein:



Modell der Wallanlagen des Großen Hausenberges.
Sammlung der Prussia, Königsberg.

In grauer Vorzeit, als noch ein dunkler Urwald von großen Eichen die Höhen um Germau bedeckte, stand auf der höchsten derselben eine feste Herrenburg, auf der ein mächtiger und unermesslich reicher Ritter saß, dem die geheimnisvollen Kräfte der Natur dienten. Unweit der Burg, in dem Dorfe Kirpehnen, wohnte ein armer Hirte, der, um den Hunger der Seinen zu stillen, einmal beim Beerensammeln bis dicht unter die Burg geriet. Bald hatte ihn der Burgherr erblickt und fragte ihn streng nach dem Grund seiner freventlichen Anwesenheit. Auf die Klage des Hirten hieß er ihn mit der Weisung, sich nicht umzusehen, nach Hause gehen. Unterwegs wurden ihm die Körbe, die er trug,

immer schwerer, so daß der Hirt schließlich doch das Gebot vergaß und sich umsah. Uplötzlich waren die Körbe wieder leicht, und es war nichts weiter darin als schmutzige Kohlen, in jedem Korbe aber ein Goldstück; sein größeres Glück hatte sich der Hirte verschertzt.

Nach einer anderen Sage fuhr einst ein Bewohner Kuhrens in der Neujahrsnacht am Berge vorbei und erblickte dort ein Schloß, das er vorher noch nie gesehen hatte. Aus Neugierde stieg er den Berg hinan, auf dem die Unterirdischen gerade ein Fest feierten. Der Besucher wurde von diesen gut aufgenommen und erhielt bei seinem Abschied noch einen mit Geschenken gefüllten Sack, den er aber erst daheim öffnen sollte. Der Fischer aber konnte die Zeit nicht erwarten und öffnete bald darauf den Sack, fand aber nur Pferdemit in ihm, den er wütend fortwarf. Zu Hause angekommen, hatte sich ein im Sack verbliebener Rest in Gold verwandelt.

Bekannt ist die Sage von einer verwunschenen Jungfrau auf dem Großen Hausen. Um erlöst zu werden, hatte sie die Möglichkeit hierzu einem Landmann mitgeteilt, der zu diesem Zweck mit seinem Wagen den Berg verkehrt hinauffahren sollte. Der Bauer vergaß hierbei den Spannagel umzudrehen, so daß ihm die Jungfrau fortwährend „Spannagel kehr um“ zurief. Zufälligerweise hieß der Bauer aber Spannagel, er verstand daher die Zurufe unrecht und fuhr ganz mit dem Wagen zurück, worauf die Jungfrau vor seinen Augen in die Erde sank und auf ewig verloren war.

Erzählt wird auch von einem großen Stein am Hausen, der auf einer Seite ausgehöhlt war und im Volksmund als Opferstein bezeichnet wurde; heute weiß niemand mehr etwas davon. Vermutlich handelte es sich um einen alten Mahlstein, in dem das Getreide mit der Hand gerieben wurde. Solche Steine findet man vielfach im Samland, bei Kirpehnen lagern z. B. eine ganze Anzahl; zumeist sind sie aber anderweitig bereits für Bauzwecke verwendet.

Das Gelände des Großen Hausen wird im Norden von der Gaugenwiese und anderen Moorflächen, insgesamt dem größten Mooregebiet des Samlandes, begrenzt. Das Moor entstand hier durch die Versumpfung der sich sammelnden Abwässer der ganzen Gegend, wurde aber vor etwa 20 Jahren durch genossenschaftlichen Zusammenschluß der Besitzer unter staatlichem Zuschuß entwässert; an seinen Rändern weist es heute schon fruchtbare Wiesen auf.

Südlich von Kirpehnen liegt das Gut Sacherau, bis an das Ende des sechzehnten Jahrhunderts der Hauptsitz der Familie von Klugen. 1598 kam es durch Tausch an Moritz von Schafstedt und 1663 an dessen Schwiegersohn von Elbey. 1690 erwarb es Friedrich von Auer und 1700 der Oberstleutnant von Massauer, später ein Herr von Thüngen. In der Nähe des früher auch Groß Zacherau genannten Gutes und des zu ihm gehörenden Vorwerkes Ellerhaus liegt inmitten des sumpfigen Panjebruches ein großer viereckiger, mit einem Graben umgebener Burgwall. Da er schwer zugänglich und auffindbar ist, wird er nur selten besucht. In dankenswerter Weise ist die Stätte durch eine Umzäunung geschützt.

Auffallend ist die Übereinstimmung der weiteren hier liegenden adligen Güter Gauten und Polennen in der Größe mit Kirpehnen, die bei jedem Gut etwa 500 Hektar beträgt. Die Landeinteilung durch den Orden scheint also nach einem einheitlichen Plan vorgenommen zu sein. Das nahe Korjeiten ist etwas kleineren, vielleicht auf Gebietsabtrennung zurückzuführenden Umfanges. Korjeiten leitet seinen Namen von der altsamländischen Familie der Koriothe her. 1771 wurde dem Kammerdirektor von Wegner, dem damaligen Besitzer Gautens, gestattet, vier Familien auf dem Unland von Korjeiten anzusetzen, und 1844 wurde bestimmt, daß der Charakter als adliges Gut solange währt, als es im Besitz der Familie Werdermann ist.



Das Gutshaus Korjeiten.

Gauten liegt durch das Germauer Fließ von Korjeiten getrennt; zu ihm gehört das Vorwerk und frühere Erbpachtgut Mellies. Gauten war der Stammsitz der Packmoirs, dann besaßen es die von Brünneck und jetzt gehört es seit langer Zeit der Familie von König. Seine adlige Eigenschaft erhielt es 1522. Im Gutshause ist eine kleine Sammlung von Altertümern der Gegend.

Das letzte der hier liegenden großen Güter ist Polennen, das unter diesem Namen und in gleicher Schreibweise bereits vor mehr als 500 Jahren genannt wird. Zur Zeit der Säkularisation besaß es die aus Schwaben eingewanderte Familie von Nenningen, unter der es 1520 adlige Rechte erhielt, dann war es im Besitz der Bernstein-Jasken. Nach den Jasken wird als Besitzer ein Hauptmann in kaiserlichen Diensten, Michael von Stade, genannt und darauf dessen Witwe. In Polennen ist eine zweiklassige Schule. Östlich von Polennen liegt der Pracherberg, von den Anwohnern fälschlich als kleiner Hausen bezeichnet, der bei Ausgrabungen besonders reichlich vorgeschichtliches Material lieferte. Bei dem zu Polennen gehörenden Abbau Spinnerhaus liegt ein kleiner, künstlich aufgeworfener, kesselförmiger Burgwall, der aber kaum Verteidigungszwecken gedient haben kann.

Von hier zieht sich nach Norden der Lange Wald hin, in einer Urkunde des Jahres 1331 als der Galyndewald bezeichnet. Wir haben in diesem Namen einen direkten Hinweis auf die Gräberfelder dieser Gegend zu erblicken, denn altpreußisch heißt gallan = Tod, gallintwey = töten. Der Lange Wald bestätigt die Vermutung, daß die Aufteilung dieser Gegend einst zu gleicher Zeit und nach einem bestimmten Plan erfolgte, denn auch der Anteil der drei Güter Polennen, Gauten und Korjeiten an dem Besitz des Waldes ist sich in der Größe fast gleichbleibend. Der Wald war früher ein hübscher Mischwald von Eichen und Tannen, leider ist von der Schönheit nicht mehr viel übrig geblieben, namentlich nachdem der Fraß der Nonne in den Jahren 1911/12 fast 40% seines Bestandes zerstörte.

Fast völlig ist jetzt der südliche, besonders reich mit Eichen bestandene und zu Polennen gehörende Teil der neuzeitlichen Waldschlächtereie zum Opfer gefallen, die aber nicht nur Privatwälder heimsucht, sondern auch auf die Staatsforstungen übergreifen hat. Waren es früher die an den Forsten anliegenden Bauerndörfer, die große Teile der herrlichen samländischen Waldungen zur Gewinnung von Ackerland ausrodeten, — noch vor hundert Jahren befanden sich im Samland viele kleinere, jetzt abgeholzte Wälder — so sind heute zumeist gewinnstüchtige Ursachen die treibende Kraft für diese Verwüstungen. In dem zu Korjeiten gehörenden, etwa 90 ha großen Waldanteil liegt in dem hügligen, bis 80 m aufsteigenden freundlichen Gelände das Waldwärterhaus des Gutes; der Gautener Anteil beträgt etwa 100 ha. Die fachmännische Beaufsichtigung des Waldes untersteht — wie die vieler anderer größerer Privatforsten Preußens — der Forstabteilung der Königsberger Landwirtschaftskammer.

Der Umfang des Langen Waldes war früher ein wesentlich größerer; so hieß der bei Krattlau liegende, wo sich bis 1815 auch eine Unterförsterei befand, der Krattlauer Wald; ein anderer südlich gelegener Teil hieß nach einer ehemals hier liegenden kleinen Ortschaft „der Wald Neplock“. An dem südlichen Waldende in der Nähe des Weges nach Mellies findet man auf der jetzt abgeholzten Fläche, zumeist aber noch in der Erde steckend, einen 3½ m langen und 2½ m breiten Geschiebeblock, an den sich nachstehende Sage knüpft:

Einst ging eine Wirtsfrau während der Zeit des Gottesdienstes nach ihrem Felde, um Flachs zu ziehen. Auf dem Wege dorthin begegnete ihr eine alte

Kirchgängerin, der sie auf die Frage, ob sie nicht mit zur Kirche kommen wolle, erwiderte, daß sie des Nachmittags Kruggäste erwarte und daher den Flachs jetzt ziehen müsse. „Ei, daß du zum Stein würdest!“ fluchte die Alte. Als sie dann auf dem gleichen Wege aus der Kirche zurückkehrte, fand sie die Wirtin zu diesem Stein erstarrt am Wege stehen.

Am östlichen Waldrande liegt das Gut Jouglauken, das vor hundert Jahren noch mitten im Walde stand und Gauklicken hieß. Es war früher ein adliges Vorwerk von Gauten; seinen Namen hat es von dem Preußen Jackune, daher auch ursprünglich Jacunelawken heißend. Südlich von Polennen liegen die ehemals aus preußischen Freigütern bestehenden Dörfer Linkau, Bohnau und Godnicken, aus denen aber durch Zusammenlegung ansehnliche Güter geworden sind. Linkau, das ebenso wie Bohnau bereits 1258 als Linthowe, letzteres als Bonowe genannt wird, besteht aus einem bäuerlichen und einem adligen, zu Polennen gehörenden Anteil. 1301 heißt es Lynkow villa, in diesem Jahre wurden hier dem Germauer



Großer Stein bei Polennen.

Kämmerer Leykaute zwei Haken verliehen. 1379 verlieh der Hochmeister Winrich von Kniprode den damaligen Besitzern, den Klauckes, besondere Privilegien, denen 1435 und 1490 noch weitere folgten; den letzten dieses Stammes finden wir 1663 auf Linkau. Spätere Besitzer Adl. Linkaus waren dann die v. Auer, v. Tippelskirch, und 1765 ein vordem in russischen Diensten stehender Leutnant v. Zander. In dem inmitten von Ausläufern der großen samländischen Endmoräne liegenden Linkau befand sich früher eine von dem Linkau'schen Fließ betriebene Erbmühle, die jetzt nicht mehr existiert.

Godnicken ist die südlichst gelegene Ortschaft des Kirchspiels. 1400 heißt es Guddeniten vom altpreußischen gudde = Busch. Bei Godnicken wird von einem früheren Ortsbewohner „Christoph Groß“ gemeldet, daß er das hohe Lebensalter von 120 Jahren erreichte.

Westlich und nordwestlich von Germau liegen die ansehnlichen, ehemals königlichen Dörfer Krattlau, Willkau und Lengniethen. Krattlau ist das ehemalige Trauschiten, sein Landbesitz beträgt etwa 517 ha, genau soviel wie der Willkaus, wir finden also auch bei den Dörfern eine auffallende Übereinstimmung in der Größe mit den vordem genannten Gütern des alten Kammeramtes Germau. Willkau ist das ehemalige Dutiten, dann ging der Name des einstigen hier

stehenden Waldes, der Willkote oder des Wolfswaldes, auf die Dorfschaft über. Beachtenswert ist die Nachricht, daß in Willkau wie auch in Linkau in der herzoglichen Zeit Briefträger, wohl die des Kammeramtes, wohnten. In dem Gelände zwischen Willkau und Krattlau liegen die Weinberge, zwei hübsche bewaldete Hügel von auffallend gleichmäßiger Form.

Mit dem östlich Willkaus gelegenen Dorf Lengniethen haben wir uns der Gegend genähert, die den Anspruch erhebt, einst der Sitz des altpreußischen größten Heiligtums, des Romowe, gewesen zu sein. Lengniethen, früher Lencniten, hatte früher drei Freigüter; sein Name „lenke“ bedeutet eine aufgegebene Stelle, vielleicht weist er auf eine ehemalige Bestimmung als Brand- und Opferstätte der Kriwen hin. Hier mag eine vielleicht an Vorgänge in alter Zeit anklingende Sage angeführt sein. Nach ihr sah in dieser Gegend einst ein Bauer auf der Heimfahrt bei einem Rosenbusch ein großes Feuer angeschürt, an dessen Gluten ein schwarzer Mann lag. Auch diese Sage geht dann in üblicher Weise dahin aus, daß der Bauer einen Sack Kohlen erhält, den er unwirsch fortwirft,



Die Weinberge bei Krattlau.

um an den zu Gold gewordenen Resten zu spät zu erkennen, daß er Gold fortgeworfen hat. In der Nähe Lengniethens, das auch Schulort ist, befindet sich der Rest eines alten Burgwalles.

Nördlich Germaus liegt das Gut Trulick, 1777 Trulauck, und noch im vorigen Jahrhundert ein Vorwerk des entfernten Kallens. Ein in der Gegend liegender, 1533 noch erwähnter Ort Antrintiten, ebenso eine 1530 genannte Ortschaft Gergelin oder Korgelin, sind nicht mehr festzustellen. Beachtenswert sind wegen ihrer Gestaltung die sich hier erhebenden Hügel des Linden-, Fuchs- und Heidelberges.

Das in einem Wirtschaftsgebäude auf dem Fuchsberg eingerichtete Wandervogelheim verdankt sein Bestehen dem Entgegenkommen eines Willkauer Gutsbesitzers.

Der in diesem Abschnitt nicht behandelten Orte des Kirchspiels: Saltnicken, Nodems, Rothenen, Grebieten, Powayen, Lesnicken und Nöpkeim, wurde bereits an anderer Stelle gedacht.

Suche in der Heimat Hainen
Nach den Gräbern, Trümmern, Steinen,
Auch den Sagen horche treu;
Forsche in den Pergamenten,
Klaren Sinns mit Lust und Sehnen —
Und das Alte wird dir neu.
W. von Giesebrecht.

Der Sudauer Winkel und seine Kirche.

Nach der gewaltsamen Besitznahme des Samlandes mit seinen heiligen Hainen und Feldern durch den Orden war der Überlieferung nach der ganze Bezirk an der Westküste völlig menschenleer geworden. Es lag aber im Interesse der neuen Landesherrschaft, dieses fruchtbare Küstenland baldmöglichst wieder zu bevölkern, wozu die andauernden Streitigkeiten mit den angrenzenden Sudauern und Litauern die Möglichkeit bieten sollten.

Erstmalig berichtet hierüber um 1326 der Geschichtsschreiber des Ordens, Dusburg, daß in den Kämpfen mit den Sudauern der Ordensritter Ludwig von Liebenzell verwundet in deren Gefangenschaft kam, worauf bald treue Freundschaft ihn mit dem Häuptling Kantegerde verband; als Zeitpunkt dieses Ereignisses gelten die Jahre 1272—1277. Bei einem späteren Kriegszug des Ordens unter dem Marschall Konrad von Thierberg gegen die Sudauer unterwarf sich Kantegerde diesem, worauf, wie Jeroschin schreibt, „sechszehnhundert mensche heidenischer art“ auf dem dann als „campus Sudovitarum“ bezeichneten und vermutlich zwischen Warnicken und Pobethen liegenden Gebiet angesiedelt wurden. Dort angekommen, ließen sie sich taufen, nachdem sie schon durch Liebenzell mit dem Christentum bekannt gemacht waren.

Die Übersiedlung der Sudauer dürfte keine ganz freiwillige gewesen sein, schuf doch der Orden damals in der sogenannten Wildnis an der Ostgrenze Preußens eine unbewohnte und unwegsame Verteidigungszone. Kantegerde selbst erhielt Land im Christburgischen angewiesen. Die Heimat der Sudauer war das Gebiet Kimenow, vermutlich die Gegend des heutigen Mierunskan im Kreise Oletzko.

Den genauen Umfang des Siedlungsgebietes der Sudauer im Samland hat man bisher noch nicht sicher festgestellt, erst neuerdings einsetzende Sprachforschungen dürften an Hand der alten Flur- und Ortsnamen, vielleicht auch nach den Namen der Bewohner in den ältesten Kirchenbüchern, diese Frage klären können. 1592 bezeichnete Caspar Schütz zwanzig Dörfer als von den Sudauern bewohnt; 1644 werden wieder deren nur sieben genannt, ihre Namen waren Groß und Klein Hubnicken, Biescobnicken, Ilnicken, Kreislacken und zwei weitere als verpfändet angegebene Orte. Sicher liegt aber ein Irrtum vor, denn der Ursprung der Namen gerade dieser Dörfer soll litauisch sein; eine Bestätigung findet diese Annahme vielleicht darin, daß in der Schlacht an der Strebe am 3. Februar 1347, die zur Eroberung Wilnas durch den Orden führte, die dortige eintausendfünfhundert Mann starke Besatzung gefangen genommen und im verödeten Samland angesiedelt wurde; die bald darauf 1348 erfolgte Gründung der Dörfer Friedrichsdorf und Jacobsdorf, der beiden Hubnicken, dürfte weiterhin dafür sprechen, namentlich aber die Benennung des etwas südlicher liegenden Dorfes Litthausdorf.

Als sicher ist anzunehmen, daß der größte Teil des Heiligencreutzer und teilweise auch des Sankt Lorenzer Kirchspiels zum Sudauer Winkel gehörten, werden

doch in dem Felde des Dorfes Syndau, das früher Sudau hieß, die Sudauer Catcze und Nytze genannt. Auch die im Jahre 1353 erfolgte Gründung der Kirche „Ecclesia sanctae crucis“ spricht ausdrücklich von ihrer Lage „apud Sudowitas“.

Im Jahre 1550 berichtet ein Reisender, daß vier Meilen von Königsberg eine Gegend Sudau genannt wird; nach der See zu seien einige Dörfer, die eine eigene Sprache reden, ihre Bewohner werden Sudauer genannt. Um diese Zeit hieß das spätere Dirschkeimer Kammeramt noch das Kammeramt Sudau, so heißt es 1535, „das Kammeramt Sudau stellt 56 wehrhafte Mannschaften“. Durch diese verschiedenen hier angesiedelten Stämme, zu denen noch die an der See als Fischer wohnenden Kuren kamen, entstand dann jenes sprachliche Durcheinander, das Praetorius Ende des siebenzehnten Jahrhunderts als „mixtum compositum“ bezeichnete.

Die Ansiedlung der Sudauer im Samland soll damals in Preußen ein großes Aufsehen erregt haben, über ihre Sitten und Gebräuche gibt uns aber erst 1535 der damalige Prediger in der Königsberger Altstadt, Poliander, sichere Nachricht, zu dessen Zeit sie noch ganz nach ihren alten Sitten und Gebräuchen lebten. Sie galten als sehr stolze Leute, von denen Lucas David sagt: „Dis Volck hat allewegen ein erbarlich Leben nach ihren Sitten gefuhret vnd sich alle edel düncken lassen“. Eigenartig war, daß sie sich ehelich nur mit den eigenen Volksgenossen verbanden, erst durch Zwang konnten sie zu Ehen mit Preußen gebracht werden. In der Kleidung unterschieden sie sich erheblich von den umwohnenden Preußen, sie fertigten sie wie auch alle sonstigen Gegenstände des Gebrauchs selbst an. Männer und Frauen trugen gleich lange bis über die Knie reichende Kleider von blauer Farbe. Die Frauen schmückten sich Hals und Arme mit

messingnen Ringen und Spangen, und die heiratsfähigen Mädchen trugen kleine am Gürtel befestigte und bis zu den Knien herabhängende Glocken. Alle älteren Chronisten bezeichnen sie, jedoch wohl fälschlich, als die Leute, die hier am Strande den Bernstein fischen; diese Arbeit dürfte den angesiedelten Litauern zugefallen sein.

Wie ihrer heimatlichen Sprache und den alten Sitten, so sollen die Sudauer auch ihrem ursprünglichen Glauben durch Jahrhunderte hindurch treu geblieben sein. Unter dem Zwang der Landesherrschaft hatten sie zwar die katholische und später die evangelische Religion angenommen, denen sie aber innerlich doch fremd blieben. Selbst in den Diözesangesetzen des Bischofs Michael (1425 bis 1441) wurde den Sudauern noch verboten, ihre getauften Kinder wieder „abzutaufen“. Über ihren alten Glauben haben wir zuverlässige Nachrichten durch den polnischen Dolmetscher des Herzogs Albrecht, Maletius, erhalten, der uns die lange Reihe ihrer Götter und ihrer besonderen Tätigkeiten, die Art der



Ein Waideler oder Wurschkayte
bei der Bocksheiligung.
Nach Hennenberger.

Opferung und auch sonstige Zeremonien bei Hochzeit und Begräbnis schildert, er erwähnt auch die Capernens, die in Lehm gemauerten Gräber der Sudauer. Noch in der Kirchenagende des Bischofs von Polentz aus dem Jahre 1530 werden die heidnischen Götter angeführt, denen von den Bewohnern des Sudauer Winkels gehuldigt wurde.

Auch Hennenberger berichtet von den Abgöttereien der Sudauer, sowie davon, daß sie die Orte hierfür als heilig ansahen. 1624 verbot Kurfürst Georg Wilhelm die heidnischen Gebräuche, und sogar die Landordnung des Jahres 1640 enthält einen Artikel über die Zauberei und Bocksheiligung. Diese Bocksheiligung war eine scheinbar im ganzen nördlichen Samland verbreitete Sitte, zu der sich die Bewohner einiger Ortschaften zusammen verbanden. Nach Anrufung aller Götter durch den Wurschkayten, den heimlich noch immer vorhandenen heidnischen Priester, wurde von diesem der Bock abgestochen, das Blut aufgefangen und dann versprengt. Die Weiber buken Weizenkuchen, die sich die Männer so lange durch das Feuer hindurch zuwarfen, bis sie gar waren, und nachdem auch das Fleisch des Bockes gekocht war, vergnügten sich die Teilnehmer an der Zeremonie unter „Fressen und Saufen“ die ganze Nacht hindurch. Ein schöner Gebrauch der Sudauer waren die jährlich zum Andenken an ihre Väter veranstalteten und durch Gesänge verschönten Gedächtnisfeiern, die aber auch mit unmäßigen Trinkgelagen beschlossen wurden.

Die Neigung zu berausenden Getränken war überhaupt bei dem heiteren Charakter der Sudauer eine sehr bemerkenswerte; schon Hennenberger schreibt, „daß sogar ihrer zehn Frauen eine ganze Tonne Bier auf eine Zeit aussoffen.“

Bald nach dieser Ansiedlung der Sudauer scheint noch eine weitere in der Wargener Gegend erfolgt zu sein, als deren Führer Jedete und sein Sohn Luprecht in der Kolonisation jenes Bezirkes eine nicht unwesentliche Rolle spielen; diese Sudauer sollen aus der Nähe des Talter- und des Beldahnsees in Masuren gestammt haben. Von allen ist uns aber nur die Erinnerung geblieben, denn die langen Jahrhunderte haben Sudauer, Stammpreußen und Deutsche zu einem einheitlichen Volksstamm zusammengeschweißt. Der Name der Gegend aber als Sudauer Winkel war bis in die neuere Zeit im Gebrauch und ist auch heute noch nicht völlig in Vergessenheit geraten.

Die Kirche zum Heiligen Kreuze.

Einst spülte die Ostsee ein Kreuz aus Holz	Welch Wunder: am folgenden Tage stand
An Samlands gesegnete Küste.	Das Kreuzlein nicht mehr auf dem Hügel,
Es wurde errichtet am Ufer stolz,	Gewandert es war über Nacht ins Land,
Ein jeder mit Andacht es küßte.	Als wär es getragen durch Flügel.

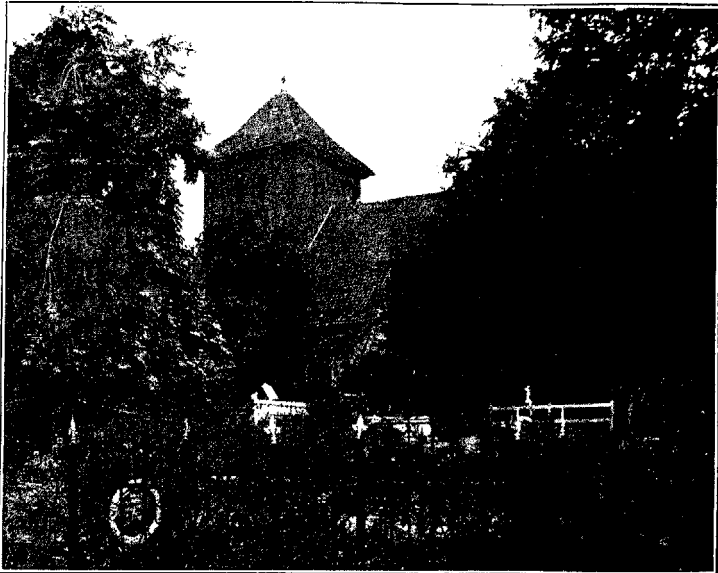
Dies haben als göttlichen Fingerzeig
 Die Gläubigen sinnig gedeutet,
 Sie bauten ein Kirchlein am Orte gleich,
 Zum heiligen Kreuze es läutet.

Heinrich Toball.

Um den Bewohnern des westlichen Teiles des bischöflichen Kirchspiels Thierenberg, dem Sudauer Winkel, ein näher liegendes Gotteshaus zu geben, ordnete der als sehr fromm bezeichnete Bischof Jacobus I. am 21. Dezember 1352 an, daß zehn Ortschaften von der Thierenberger Kirche abzusondern und zu einer neuen Kirche bei Biescobnicken zu vereinigen seien. Die Namen der Dörfer waren: Rowiten, das heutige Korwingen, Woyadieten, Byscopnicken, Wangenyken, llyken, Craselauken (Kreislacken), villa Bersin (Bersnicken) und die neugegründeten: villa Jacobi,

das jetzige Klein Hubnicken, villa Fredrici = Groß Hubnicken und die nicht mehr nachweisbare Ortschaft villa Bengarten. Die Seelsorge verblieb dem Thierenberger Pfarrer, dem hierfür bis an sein Lebensende zehn Mark jährlich zu zahlen waren.

Der Bau der Kirche, die selbst erstmalig am 24. Dezember 1353 erwähnt wird und deren Umfang über den einer Kapelle nicht hinausgegangen sein dürfte, gab Anlaß zu mancherlei Sagen, die bei den fremdstämmigen, dem Aberglauben besonders zugänglichen Ansiedlern leichten Glauben fanden. Es ist als ziemlich sicher anzunehmen, daß vor dem Bau der Kapelle an ihrer Stelle das erste Kreuz im Samland errichtet war, hier auf einer alten Opferstätte gewissermaßen den Sieg des Christentums über die Heiden symbolisierend. Die Sage läßt dieses Kreuz von der See an Land spülen und nach der Stelle wandern, an der die Kirche erbaut werden sollte und wo es des Nachts leuchtete. Nach einer anderen Sage war es auf dem in der Nähe befindlichen Haferberg errichtet, wurde aber von Engeln



Die Kirche in Heiligenkreutz.

an die Stelle der jetzigen Kirche gebracht, wo sich inmitten des Waldes auch ein wundertätiger Brunnen befunden haben soll.

Anfänglich sollte die Kirche in Bieskobnicken erbaut werden, der Teufel brachte jedoch das dort bereits gerichtete Bauholz zweimal an den Ort, wo die Kirche jetzt steht; wohl sollten Wächter ein Fortschaffen des Holzes verhindern, was unsichtbare Hände aber doch zuwege brachten. Anzunehmen ist, daß die ihrem alten Glauben anhängenden Bewohner von Bieskobnicken keine Kirche haben wollten und das Baumaterial heimlich fortnahmen. Ihren Namen „Sancta Crucis“ aber gab der Kirche das erwähnte Kreuz.

Die heutige Kirche in Heiligenkreutz, wie der Ort noch in alter Schreibweise heißt, gehört zu den einfachsten des Samlandes. Der ältere Teil der Kirche ist der mit schönem Sterngewölbe versehene Chor, vermutlich die ursprüngliche Kapelle. Das wohl in späterer Zeit angebaute Langhaus wurde im Jahre 1767 durch einen Blitzstrahl entzündet und brannte ab, bei dieser Gelegenheit soll auch

der alte wundertätige Brunnen verschüttet worden sein; das jetzige Langhaus wurde 1786 neu erbaut. Auch der alte Kirchturm wurde 1657 durch den Blitz zerstört und erst 1734 wieder aufgeführt. Trotz der Einfachheit ist das Äußere der in Rohziegeln erbauten Kirche sehr würdig und durchaus in die Unendlichkeit der Landschaft passend. Sie galt früher auch als ein gutes Schiffsfahrtszeichen.

Nach der bereits 1725 angelegten Kirchenchronik soll ihr Inneres mit „abscheulichen Geistern“ bemalt gewesen sein, die, als an einen solchen geheiligten Ort nicht gehörend, um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts übertüncht wurden; nur die vier Evangelisten und die Taufe Christi waren 1675 noch zu sehen. Diese alten, kunsthistorisch sicher bemerkenswerten Malereien dürften sich noch im Chor unter der Tünche befinden. Wie billig sich früher das kunstgeschichtlich unverantwortliche Tünchen stellte, geht aus der Rechnung des Jahres 1820 hervor, in dem die ganze Kirche zweimal für den Betrag von vier Talern „geweißt“ wurde.

Von dem alten, aus katholischer Zeit stammenden Altar sind noch einige



Inneres der Kirche in Heiligenkreutz.

Reste in der Pfarrerwohnung vorhanden, der jetzige Altaraufsatz in Harzer Holzschnitzerei stammt aus dem Jahre 1897, er, wie auch die Kanzel und das Kirchengestühl, wurden unter dem damaligen Pfarrer Brenner aufgestellt. Die frühere, im Jahre 1832 beschaffte Orgel kostete fünfhundert Taler, da sie — wie fast alle Orgelwerke der damaligen Zeit — recht schlecht erbaut war, wurde 1912 eine neue beschafft. 1738 befanden sich nach einem Visitationsbericht noch ein alter Beichtstuhl, sowie verschiedene päpstliche Reliquien in der Kirche. Vor der Kirche liegen als Zeugen der ersten christlichen Zeit des Sudauer Winkels noch zwei roh aus Granit gehauene Tauf- oder Weihwasserbecken.

Auffallend ist, daß 1531, um die Zeit der neuen Kirchspielseinteilung, das Kirchspiel nicht aufgeführt wird; vermutlich war die Pfarrstelle damals unbesetzt oder sie war noch eine Filiale von Germau oder Thierenberg.

Die bei der Kirche liegende Ortschaft mit insgesamt nur 57 Bewohnern besteht neben dem Pfarrhof, der um 1793 gegründeten zweiklassigen Schule und dem Krug aus dem Gut Heiligenkreutz. Aus der Urkunde des Jahres 1353 entnehmen wir, daß mit dem Bau der

Kirche zugleich der Wiederaufbau der Ortschaft Hand in Hand ging, demnach bestand hier schon eine altpreußische, jedenfalls vom Orden zerstörte Siedlung. Der Krug, der „Zum Krüger vom Creutze“ hieß, entstand gleichzeitig mit der Kirche; Bischof Jacobus verschrieb ihn am 24. Dezember 1353 seinem Kämmerer Senkete. Lange Zeit war Heiligencreutz ein Vorwerk von Palmnicken, dann bildete die Kirche — ein seltener Fall — den Vorstand des Gutsbezirkes, jetzt ist sie politisch wieder Palmnicken zugeteilt. Recht nutzbringend hat sich die 1895 gegründete Spar- und Darlehnskasse für die Kirchspielsbewohner erwiesen, die es 1920 zu einem Umsatz von 4¹/₂ Millionen Mark brachte.

Daß die Kirche zum heiligen Kreuz ausschließlich für die Sudauer begründet war, geht daraus hervor, daß die nördlich dicht bei ihr liegenden, allerdings zum Ordensanteil gehörenden Dörfer Marscheiten, Mandtkeim und Katzkeim noch lange Jahre zum Germauer Kirchspiel gehörten und erst viel später eingemeindet wurden. Längst aber hatten sich deren Bewohner an den Besuch der näher liegenden Kirche zum heiligen Kreuz gewöhnt und ließen sich davon auch durch Drohungen, Leibesstrafen und Strafen mit schwerem Turm nicht abbringen, so daß schließlich eine Einigung mit Germau dahin erzielt wurde, daß jede der beiden Kirchen die Hälfte der Kirchenabgabe dieser Dörfer, des Dezems, mit je fünf Talern erhielt, womit sich alle Teile zufrieden gaben. Wann die weiteren jetzt zum Kirchspiel gehörenden Ortschaften, wie Groß- und Klein Kuhren, Dirschkeim usw., hinzugekommen sind, ist nicht festzustellen. Im Jahre 1906 wurden die Dörfer Groß- und Klein Hubnicken nebst Pfeffermühle mit dem neuen Kirchspiel Palmnicken vereinigt. Dieses wurde von ihren Bewohnern anfänglich recht unliebsam empfunden, da sie zumeist ihre Familienbegräbnisse in Heiligencreutz haben.

Gute Einnahmen flossen der Kirche früher aus den Ortschaften Klycken und Wangnicken durch die dort auf den Beutnerkiefern gehaltenen Kirchenbienen zu, die jährlich an vierzig Gulden einbrachten. Die Klyckener Bienen starben aus und die in Wangnicken verbrannten 1727.

Völlig verschwunden sind im Kirchspiel zwei früher erwähnte Ortschaften Barbadien und Bloskam, richtiger wohl Bloskaym. Barbadien lag südlich des Finkener Windmühlenberges, es brannte 1585 völlig ab und wurde nicht wieder aufgebaut, aber noch 1602 als Dorf Parbadien erwähnt. Bloskam lag zwischen Heiligencreutz und Katzkeim, die Pest verödete es völlig im achtzehnten Jahrhundert, worauf seine Feldmark mit der von Wangnicken vereinigt wurde. Stark sollen einzelne Dörfer des Kirchspiels im Jahre 1466 durch den Einfall der Danziger gelitten haben.

In den Jahren 1353 bis um 1700 werden insgesamt 18 Ortschaften zum Kirchspiel gezählt, 1736 waren es deren 22 mit 1439 Einwohnern; 1844 betrug die Zahl der Ortschaften 24 mit 2332 und 1919 21 mit 2700 Personen. Der Weltkrieg forderte aus dem Kirchspiel 97 Opfer.

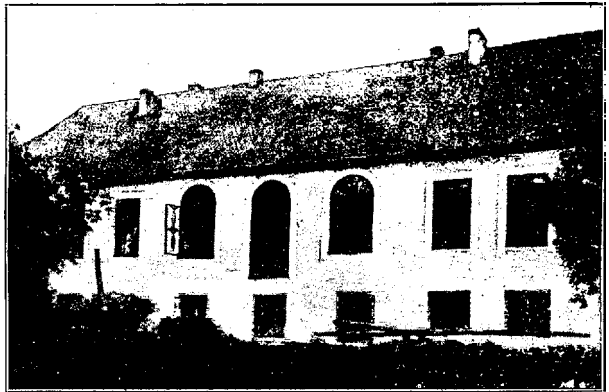
Wer die Heimat nicht liebt
und die Heimat nicht ehrt,
ist ein Lump und des Glücks
in der Heimat nicht wert.
Hermann Allmers.

Die weiteren Ortschaften des Kirchspiels Heiligencreutz.

Dirschkeim und das alte Kammeramt gleichen Namens.

Nach der am Ende des siebzehnten Jahrhunderts erfolgten Aufhebung des Germauer Kammeramtes wurde das stattliche Haus Dirschkeim — eins der churfürstlichen Häuser, wie sie damals hießen — der Sitz eines Amtmanns für den nordwestlichen Seebezirk des Samlandes; es erhielt dadurch für diese Gegend eine wesentlich größere Bedeutung, als es heute besitzt. Die Grenzen des neuen Kammeramtes erstreckten sich südlich bis zum Strandamt Palmnicken, und nach Nordosten, mit Ausnahme der Warnickener Forst, bis Rauschen (s. Karte Bd. I S. 54). Urkundlich wird Dirschkeim 1339 erstmalig als Tirschaym erwähnt; dieser Name steht in Verbindung mit dem hier ansässigen Tirso, auch Dirse = der Schöngewachsene, der auf dem dortigen Felde, altpr. = kaym, wohnte. Bereits 1519 heißt der Ort aber Dirschkeim.

Das alte Amtshaus muß schon unter Herzog Albrecht erbaut sein, denn aus den Jahren 1580 bis 1585 hören wir von Veränderungen einiger Gemächer im „Dirschkeimer Schloß“, zu denen die Amtsbewohner die erforderlichen Materialien liefern mußten. Im Jahre 1700 wird das Gebäude als baufällig bezeichnet. Bekannt wurde Dirschkeim dadurch, daß sich hier Georg Friedrich, der Vormund des kranken Herzogs Albrecht



Das alte Amtshaus in Dirschkeim im Jahre 1920.

Friedrich, bei seinen Jagden in der Gerge, der jetzigen Warnickener Forst, des öfteren aufhielt, es vielleicht auch umbaute. Das alte Amtshaus war auch sonst wesentlichen Veränderungen ausgesetzt, so soll es früher zweistöckig gewesen sein. Der Bau in seiner jetzigen Gestalt stammt aus dem Jahre 1838, alt sind in ihm noch die gewaltigen Keller und die Anordnung der Innenräume.

Außer dem eigentlichen Kammergut gehörten zum Kammeramt Dirschkeim die Fischerdörfer Dirschkeim, Groß- und Klein Kuhren, sowie Rauschen; ferner die Bauern- und Scharwerksdörfer Marscheiten, Kreislacken, Nötnicken, Wangnicken, Mandtkeim und Schalben mit insgesamt 36 Bauernstellen und 62 Hufen Land. Nach der Auflösung des Strandamtes Palmnicken kamen dessen nördliche Ortschaften auch zum Dirschkeimer Amt, so daß dieses schließlich 1791 die beiden staatlichen Güter oder Vorwerke Dirschkeim und Finken, ferner 24 Dörfer mit

245 Feuerstellen umfaßte. Um 1800 war die Größe des gesamten Kammeramtes 92 Hufen, 24 Morgen mit 1882 Seelen, in dem 8 Müller, 4 Köllmer, 58 Bauern, 57 Eigenkätner, 3 Krüger und 93 Scharwerksbauern ansässig waren. Bald darauf, im Jahre 1804, wurden dann Dirschkeim, wie alle derartigen Ämter, aufgelöst.

In dem ersten bekannten Verpachtungsvertrag des Amtes Dirschkeim aus dem Jahre 1584 wird die Pachtsumme auf 200 preußische Gulden, die um Ostern zu entrichten sind, festgesetzt; hierzu kam noch der Getreidezins, der nach der Ernte in Fischhausen abzuliefern war. Bis zum Jahre 1652 stieg dann der Pachtbetrag auf 2700 Taler, allerdings klagte der damalige Burggraf, wie seiner Zeit die Domänenpächter hießen, daß er diese hohe Pacht nicht aufbringen könne. In diesen Jahren war das Kammeramt, vermutlich für ein Darlehen, an von Auer, den Besitzer Goldschmiedes, verpfändet.

1668 finden wir das Kammeramt Dirschkeim wieder in Selbstverwaltung der kurfürstlichen Kammer. An baren Steuern brachte es 1899 Taler auf, hierzu kam die Einnahme aus dem Kammergut Dirschkeim selbst mit 5073 und dem Vorwerk Finken mit 3665 Talern. Der Erlös aus den Teichen und der Fischerei betrug 1380 Taler, die Karpfenzucht in den zwölf Teichen des Amtes brachte allein 1080 Taler, selbst die verkauften Haselnüsse kamen zur Verrechnung. Da die Ausgaben nur 2339 Taler betragen, war das Amt also für die kurfürstliche Kasse recht einträglich.

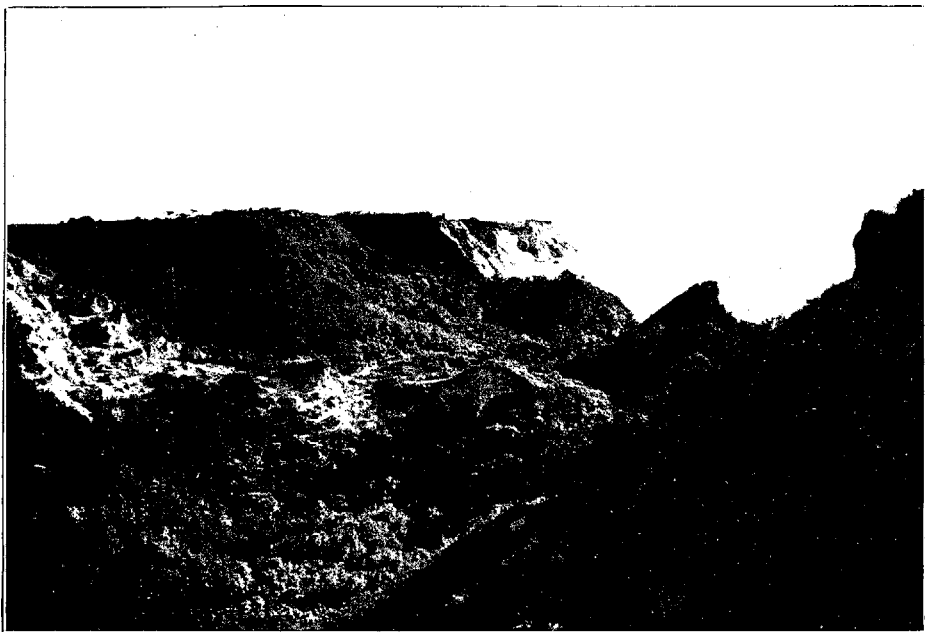
Bei den später wieder eintretenden Verpachtungen finden wir die Pachtsumme im Jahre 1800 mit 6317 Talern angegeben; zumeist wurde sie mit Getreide bezahlt. Außer dieser Hauptpacht lagen noch verschiedene andere Lasten auf dem Kammeramt, so hatte es bei Anwesenheit der Landesherrschaft, namentlich unter dem Großen Kurfürsten, alles für diesen und seine Diener Benötigte vorzustrecken, die Auslagen wurden auf die Pachtsumme mit verrechnet. Für das Recht, Getränke für den eigenen Bedarf herzustellen, mußten zehn Taler, und für das Recht des Kalkbrennens — die Kalksteine holte man aus der See — fünf Taler an die Landesherrschaft gezahlt werden.

Dem Pächter waren gewisse obrigkeitliche Befugnisse übertragen, so hören wir aus dem Jahre 1582, daß er fleißig auf die Kurren, die hier ansässigen Fischer lettischen Ursprungs, sehen soll, daß sie mit Fischen und Börnstein keinen Unterschleif begehen. Da im Dirschkeimer Revier Bernstein ansteht, und nachweislich 1740 hier schon auf Bernstein gegraben wurde, so war im Amtshaus eine Börnsteinkammer, das Dirschkeimer Haus wurde daher unter dem Großen Kurfürsten auch „der Börnsteinhof“ genannt. Zeitweilig waren die Domänenpächter auch Strand- und Polizeiinspektoren. Die Amtshauptleute übten bis zu einem gewissen Grade auch die Gerichtsbarkeit in ihrem Bezirk aus, wodurch sie zu fast uneingeschränkten Herren desselben wurden; erst 1770 verloren sie das Vorrecht, als es besonderen Domänen-Justizbeamten übertragen wurde. Da die Generalpächter der Kammerämter gleichzeitig Pächter der gesamten Steuereinnahmen waren, so waren diese Pachtungen trotz der ihnen auferlegten Lasten sehr gesucht, weil sie ihren Inhabern, meist zum Nachteil des Staates und der Amtsinsassen, Gelegenheit gaben, sich auf deren Kosten zu bereichern. Die Verträge selbst wurden auf sechs Jahre und erst in letzter Zeit auf zwölf Jahre geschlossen, immer aber unter Vereinbarung genauer Vorschriften über die Bewirtschaftung der eigentlichen Staatsgüter.

Nach Aufhebung des Kammeramtes beziehungsweise des Domänenjustizamtes Dirschkeim kam das Kammergut Dirschkeim, als größter Besitz des Amtes, 1804 in Erbpacht. Der Umfang betrug damals 2024 Morgen 126 Ruten, die einmalige Abgabe als

Erbstandsgeld 5000 Taler, die jährliche Abgabe 543 Taler. Pächter wurde ein um die Schafzucht sich besonders verdient machender Bruder des Ministers von Schön; die Schäferei besaß damals an 1000 Schafe. Erst kürzlich wurde der umfangreiche Besitz geteilt und wird jetzt in zwei getrennten Gütern, Groß Dirschkeim und Rosenort, beide aber der gleichen Familie gehörend, bewirtschaftet.

Das enge mit dem Gut Dirschkeim verbundene Dorf gleichen Namens, in dem früher auch ein Gut mit köllmischen Rechten lag, hat sich zu einem der größeren Dörfer des Samlandes entwickelt, das nach der Volkszählung des Jahres 1919 einschließlich des Gutes mit den Vorwerken Rosenort und Schindelhof 340 Einwohner gegen 216 1844 und 148 im Jahre 1736 zählt. Die Mehrzahl der Bewohner treibt Fischfang. Die zweiklassige Schule war bereits vor 1735 vorhanden. Der Dirschkeimer Krug führte 1373 den Namen zum heiligen Feld, 1747 wurde



Die Schlucht bei Groß Dirschkeim.

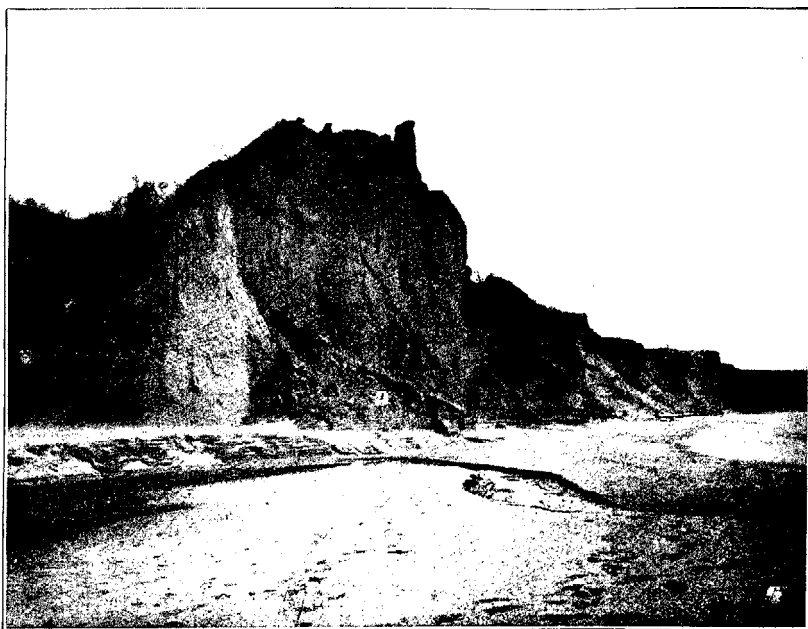
er aus der Erbpacht fest verkauft. Den früheren Groß Dirschkeim'schen, dicht bei Groß Kuhren gelegenen, 129 $\frac{1}{2}$ Morgen großen Teich bewirtschaftete die ganze Ortschaft gemeinschaftlich, für ihn wurden 51 Taler Pacht gezahlt. Bemerkenswert ist ein besonders großer, der Gutsschmiede gegenüber stehender Weißdorn.

Zu Groß Dirschkeim, einem richtigen Strandgut, gehören zwei gewaltige Schluchten, die man als die eindrucksvollsten des ganzen samländischen Ufers bezeichnen kann: die Dirschkeimer Schlucht und die Rosenorter Schlucht, diese eine ehemalige Bernsteingrube.

Von der Landstraße ausgehend, erstreckt sich die Dirschkeimer Schlucht in einer Länge von etwa 800 Metern bis zur See, wo sie von dem eine fast steile Wand bildenden, 42 Meter hohen Galgenberg abgeschlossen wird. Auffallend ist es, wie der kleine, stark eisenhaltige, die Schlucht durchströmende Bach es vermocht hat, diesen gewaltigen Talkessel zu schaffen. Auch die Schlucht hat hohe,

fast steile Wände mit einer reichen, zum Teil sogar seltenen Pflanzenwelt. So findet man hier die Heckenkirsche und den Kellerhals, den Pfefferbaum und zahlreich den Holunder und den Weißdorn. Aus dem Holze des hier besonders kräftigen Wacholders wurden früher kleine Drechslerwaren gefertigt. Da Braunkohlensande an einem Teil der Schlucht den Bachboden bilden, so erhält hierdurch dessen Wasser eine leicht rötliche Farbe.

Das Plateau des in seiner Form grotesken Galgenberges war vor etwa sechzig Jahren noch so groß, daß auf ihm die Dirschkeimer Schule ihr Sommerfest feiern konnte. Heute ist sein Betreten, da die See und der dicht an ihm vorbeifließende Bach dauernd auf ihn zerstörend wirken, bereits mit Lebensgefahr verknüpft. Geologisch interessant ist, daß die Bachmündung sich früher auf der anderen Seite des Galgenberges befand. Die Dirschkeimer Schlucht bietet, namentlich bei Sonnenuntergang,



Der Galgenberg bei Groß Dirschkeim im Jahre 1920.

wohl das erhabenste Bild der ganzen, an Naturschönheiten so reichen samländischen Küste; die restlos harmonische Verbindung zwischen Meer und Land machen dieses Landschaftsbild zu einem unvergeßlichen.

Bis auf 500 Meter in das Land hinein sind die Ufer von den emporgewehten Sanden der Seeberge bedeckt. Um weiteren Verlusten an urbarem Land vorzubeugen, begann man gegen 1800 mit der Anlage der Dirschkeimer Plantage. Sie wurde später durch den Besitzer Dirschkeims, Charisius, vordem Strand- und Polizeiinspektor sowie Amtmann dortselbst, wesentlich erweitert und hat sich zu einer kleinen romantischen Wildnis entwickelt. Charisius starb 1824, sein Grab befindet sich in diesem Wäldchen. — Der vor einigen Jahren erwogene Plan, hier eine Landheimkolonie zu begründen, hat sich nicht verwirklicht, trotzdem das erforderliche Land von dem damaligen Besitzer bereitgestellt war.

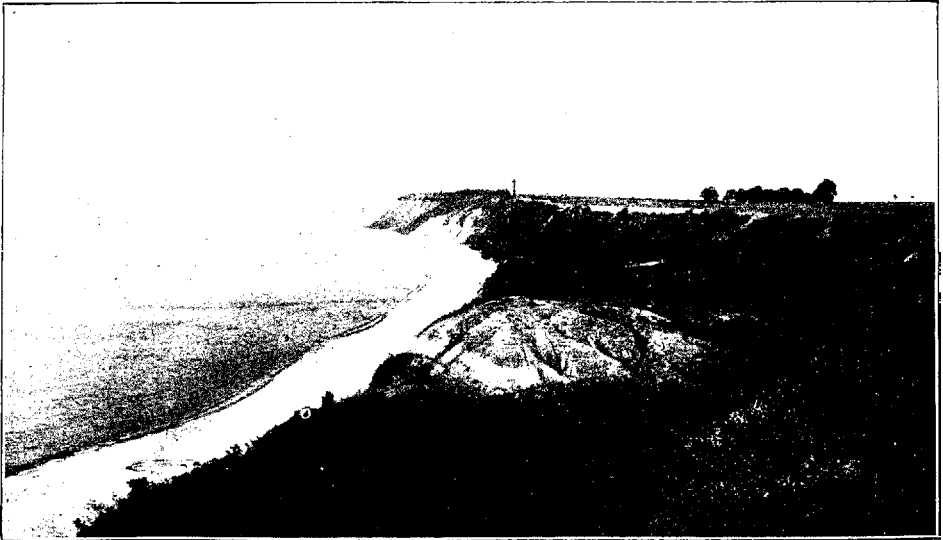
Südlich von Groß Dirschkeim liegen die zwei Dörfer Marscheiten und Kreislacken, ersteres 1515 als Merses, auch Marschehnen, letzteres 1352 als Craiselauken, dann 1644 als Graselauke genannt; altr. crayse — Heu und laucks = Feld, also Heufeld. Eigenartig war seine Schreibweise 1736, in diesem Jahr wird es in der Chronik der Kirche Heiligencreutz Kraßlycten bezeichnet. Der sich von Dirschkeim bis Kraxtepellens hinziehende Küstenstrich ist der geologisch interessanteste, aber auch der einsamste und weltverlorenste des ganzen Samlandes. Nördlich Kraxtepellens, wo die zum Bergwerk gehörenden Felder aufhören, erheben sich die Seeberge bis zu 45,3 Meter Höhe, mit dieser den überhaupt höchsten Punkt der Westküste erreichend; sie bleiben auch bis zum Kreislackter Graben in ziemlicher Höhe. Dieser Graben, auch die große Kreislackter Schlucht genannt, der durch frühere Bernsteingräberei künstlich erweitert wurde, ist eine malerische Unterbrechung des Ufers. Der etwas weiter nach Norden liegende Einschnitt ist die kleine Kreislackter Schlucht.



Der Teufelsstein im Jahre 1907.

Der in der Nähe von Marscheiten gelegene Küstenabschnitt, der Marscheiter Amtswinkel, ist für den Geologen dadurch wertvoll, daß sich in ihm das bedeutendste Vorkommen des Tertiärs an der ganzen Küste befindet; hier ist auch die einzige Stelle der Westküste, wo die blaue bernsteinführende Erde über See zu Tage tritt.

Besonders stark sind die Landvorsprünge der Kreislackter und Marscheiter Spitze den Seestürmen ausgesetzt, berechnet man doch den Landverlust nur der Gemeinde Marscheiten innerhalb 60 Jahren auf etwa 14 Morgen Land, kaum weniger dürfte jener der Kreislackter Gemarkung gewesen sein. Infolge dieser Uferzerstörungen lagern am Strande eine große Menge ausgespülter Geschiebeblöcke, unter denen der so-

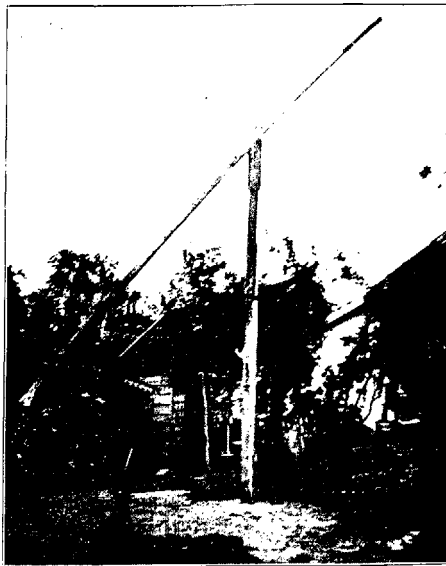


Die Rosenorter Schlucht und die Brüsterorter Spitze.

genannte Teufelsstein am Marscheiter Haken der auffallendste ist. Dieser große Granitblock mit seiner Höhe von etwa $3\frac{1}{2}$ Metern und einem Umfang von $12\frac{1}{2}$ Metern lag früher auf der Oberkante des Seeberges, bis er sich in der Nacht vom Gründonnerstag zum Karfreitag des Jahres 1907 von diesem löste und in die Tiefe stürzte. Jetzt steht der Stein bereits ein gutes Ende in der See, aus der er nur noch mit seinem oberen Teil herausragt. Nicht erfüllt hat sich aber die Prophezeiung, daß sein Absturz auch das Schicksal Dirschkeims und Marscheitens sei.

Von einem noch fünfmal größeren Stein wird aus dem Jahre 1661 berichtet, der durch das Eis aus seinem Lager fortgeschoben sein soll. Um 1850 lag der Stein noch am Strande, 1865 bereits 10 Meter in der See, von der er jetzt völlig bedeckt ist.

Nördlich von Dirschkeim ragt majestätisch das Brüsterorter Kap, das Haupt des Samlandes, in die See hinein. Man erreicht es nachdem man an der eigenartigen Rosenorter Schlucht vorbeigegangen, durch ein kleines, 1873 zum Schutze der Spitze angelegtes Wäldchen. Das einsam hier liegende und zu Dirschkeim gehörende Rosenort, noch vor kurzem ein idyllisches Heim der Wandervögel, das als solches aber unter dauernden Angriffen roher Hände zu leiden hatte, ist jetzt das Gutshaus eines neugebildeten Gutes gleichen Namens geworden. Südlich von ihm entdeckte man einen vorgeschichtlichen Aschenplatz von etwa 150 Metern Länge, gleicher Breite und 50 Zentimetern Höhe, den man auf die ältesten Zeiten in der Geschichte des Samlandes zurückführt.



Samländischer Ziehbrunnen.

Ostpreußen, einsames Land,
Hart an dein armes Schicksal gebannt,
Mußt du stumm halten
Gegen Stürme und Meeres Gewalten
Du kämpfst am schwersten.

Paul Burg.

Brüsterort.

Von keinem Punkte des samländischen Ufers wirkt unser heimisches Meer, die Ostsee, so gewaltig wie von der Brüsterorter Spitze; in unabsehbare Fernen sich dehnend, beherrscht hier ihr Wasser dreiviertel des Horizontes. Wenn sich die Sturmwellen peitschend an diesem Steinriff brechen, dann versteht man die Bewunderung Alexanders von Humboldt, der im Jahre 1809 eine stürmische Nacht in Brüsterort erlebte und den gewonnenen Eindruck als den größten und schönsten schildert, den er seit seiner Italienreise erlebt habe. Aber auch die Blicke von der Höhe des Leuchtturmes auf die Nord- und Westküste und nach den weiten Fluren des Samlandes sind durchaus fesselnd.

Der Name Brüsterort entstand aus der sich nördlich bis zum Kap erstreckenden Bucht, die ehemals die Brusten, auch Brust genannt wurde; 1460 wird eine Hufe Bruchs in der „großen Brust“ verschrieben. Ort ist wiederum die alte Bezeichnung für eine vorspringende Spitze oder Ecke, wir begegnen ihr auch an anderen Küstenpunkten, so in Steinort, Patersort, Witlandsort usw. Noch bis in die neuere Zeit lautete die Schreibweise Brüster-Orth.

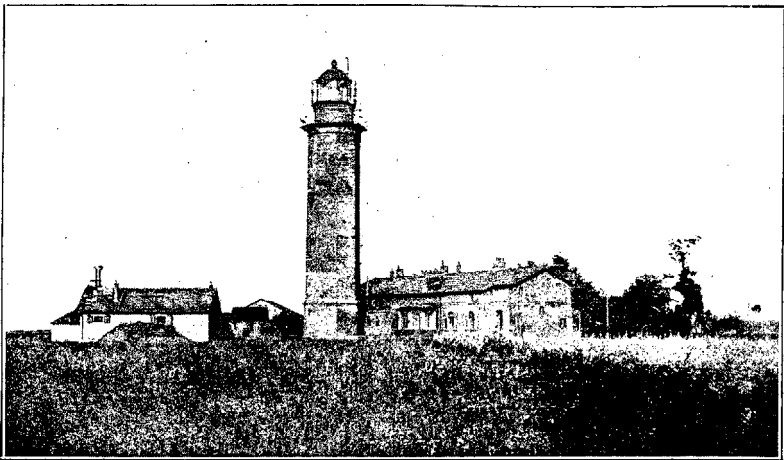
Die Form des Brüsterorter Vorgebirges ist ein Halbrund, durch die vorgelagerte Steinbank erhält man von ihm jedoch den Eindruck, als liefe es in einer Spitze aus. Diese durch den Abbruch der Küste entstandene Steinbank zieht sich etwa vier Kilometer weit in die See; sie läßt ahnen, wie weite Strecken Landes im Laufe der Jahrtausende der See zum Opfer gefallen sind. Zur Sicherung des Kaps gegen die zerstörenden Einflüsse der See begann man im Jahre 1888 aus den hier lagernden Steinblöcken den Bau eines Steinwalles, der im allgemeinen auch seinen Zweck erfüllt, umsomehr, da gerade hier der Andrang der See nicht so kraftvoll ist, wie man vermutet. Von der Schifffahrt ist das Brüsterorter Steinriff seit jeher gefürchtet und nach Möglichkeit gemieden, trotzdem ist die Zahl der hier gestrandeten Schiffe sehr hoch. Noch bis in die herzogliche Zeit warnte kein Leuchtfeuer die sich nahenden Schiffe vor ihm, ja das damalige grausame Strandrecht soll sogar zu absichtlich herbeigeführten Strandungen verlockt haben. Als dann im siebenzehnten Jahrhundert an der ganzen Küste bis Memel hinauf die Kohlschwengel, hochziehende Körbe mit glühenden Kohlen, errichtet wurden, erhielt auch der benachbarte Wachbudenberg ein solches Leuchtfeuer. Diese Feuerzeichen hatten gleichzeitig den Zweck, das innere Land bei feindlichen Annäherungen zu alarmieren, sie standen daher stets auf den höchsten Erhebungen der Küste.

Im Jahre 1709 erhielt die Brüsterorter Spitze zwei Baaken, an denen des Nachts je eine Lampe, die wiederum aus drei bis fünf vor Messingspiegeln angebrachten Lichtern bestand, hochgezogen wurde. Deckten sich von der See aus die beiden Lampen, so bewegte sich das Schiff in gefährlicher Richtung auf das Riff zu; je entfernter sie voneinander standen, desto sicherer und weiter lag das Schiff vom Strande ab. Als dann eine Baake durch Feuer zerstört wurde, brannte

nur noch ein Feuer dieser unter der Aufsicht des Hafenspektors in Pillau stehenden Seeleuchte. Einsam stand damals ein Wächterhäuschen bei ihr in der Einöde.

Im Jahre 1844 wurde der Bau des jetzigen Leuchtturms beschlossen und von dem Architekten Veitmayer bis 1846 beendet; durch ihn wurde die Befuerung dieser Küstengegend ganz wesentlich verbessert; bis 1864 lag aber die Verwaltung der Seeleuchte in den Händen der Königsberger Kaufmannschaft, erst dann ging sie auf den Staat über. Der Leuchtturm ist ein achteckiger Ziegelrohbau von 28 Meter Höhe; da das Seeufer hier 32 Meter hoch ist, so ergibt sich eine Gesamthöhe von 60 Meter. Je nach der Seehöhe des Beobachters auf den Schiffen ermöglicht sie eine Reichweite des fünf Sechstel des Horizontes beleuchtenden Feuers von 35 bis 52 Kilometer.

Das Dreh- oder Blinkfeuer wird durch eine feststehende Öllampe hervorgerufen, um die sich drei geschliffene Gläser drehen, die in Zwischenräumen Lichtstrahlen von verschiedener Stärke durchlassen, deren eigenartige Wirkung jedem



Der Leuchtturm Brusterort, links die Anlage des Nebelhorns.

Strandreisenden bekannt ist. Einem kurzen Aufblinken von $\frac{1}{2}$ Sekunde Dauer folgen $2\frac{1}{2}$ Sekunden Verdunkelung, dann wieder ein Aufblinken von 1 Sekunde, wiederum $2\frac{1}{2}$ Sekunden Verdunkelung und dann ein $33\frac{1}{2}$ Sekunden stehendes Feuer mit drei Blinken; in 40 Sekunden hat also die Blende das Feuer umkreist. Im Jahre 1919 erfuhr die Anlage des Leuchtfeuers eine wesentliche Verbesserung. Wenn bei Nebelwetter das Licht des Turmes nicht zur Warnung der Schiffe ausreicht, so ertönt das neben dem Leuchtturm aufgestellte Nebelhorn, das seinen Ruf in gewaltigen Schallwellen dreimal in der Minute hinauswirft, worauf eine längere Pause eintritt. Das Nebelhorn bedingte eine sehr umfangreiche Anlage, da die Töne maschinell durch komprimierte Luft erzeugt werden.

Die Geschichte läßt bei Brusterort den dänischen König Olaf im Jahre 854 landen, 1849, also ein Jahrtausend später, fand sich während des damaligen Krieges hier die dänische Kriegsbrigg St. Croix ein, wo sie einen Zusammenstoß mit dem preußischen Kriegsfahrzeug Adler hatte. Während des Krieges 1870/71 war das Leuchtfeuer außer Betrieb gesetzt, und die Lampen waren mit Rücksicht auf eine französische Landung nach Königsberg geschafft. Auch während des Weltkrieges war

das Feuer zuerst erloschen, seitdem aber die deutsche Flotte die Ostsee beherrschte, brannte es wieder. Brüterort war im Kriege die Station eines zumeist aus Elsässern bestehenden Wachtkommandos, das an der hier recht einsamen samländischen Küste idyllische Tage verlebte.

Dem Wanderer gewährt ein kleines Gasthaus in Brüterort freundliche Unterkunft, in ihm sind in den Sommermonaten durch die Provinzialverwaltung eine Anzahl Kinder untergebracht, die bei guter Pflege den Segen des Seeklimas genießen. Sehr gerühmt wurde das Wasser des alten jetzt verfallenen Brunnens; der in neuerer Zeit angelegte, etwa 50 m tiefe Brunnen liegt weit unter dem Meeresspiegel. Erwähnt möge sein, daß die Trinkwasserverhältnisse westlich der Alk im allgemeinen einem größeren Bedarf nicht sonderlich günstig sind. Die Sandschichten führen zwar ein gutes Wasser, jedoch nur in geringen Quantitäten. Man ist daher auf die tieferen, der Kreide angehörenden Schichten angewiesen, deren Wasser aber wieder sehr salzhaltig sind. Wir haben in ihnen die Wasserreste des alten Kreidemeeres zu erblicken, die sich in diesen Schichten bis heute erhalten haben.

Die neben dem Gasthause stehende Camera obscura ist noch ein Andenken an die vor einigen Jahrzehnten hier blühende Bernsteintaucherei.

Erheblich umfangreicher als heute war früher an der Brüterorter Küste die Steinfischerei, bei der auch Taucher zum Auffinden der Steine verwendet wurden. Diese Steingewinnung erfolgt mittelst großer emporzuwindender Zangen, worauf die Steine auf Tolkemitter Lommen verladen werden und zumeist beim Pillauer Hafenbau Verwendung finden. Die Steinfischerei ist sehr mühsam und gefährlich. Um den natürlichen Uferschutz nicht zu zerstören, wurde sie 1875 in der Nähe des Strandes verboten und ist jetzt nur in ziemlicher Entfernung von der Küste und auf eine Wassertiefe von 6 bis 10 Meter gestattet. Während des Krieges ruhte die Steinfischerei, ist jedoch jetzt in geringerem Umfange wieder aufgenommen. Öfters beobachtet man an der Brüterorter Spitze auch Wasserhosen, deren Ursache Luftströmungen sind, die der West- und der Nordküste entlang ziehen und sich hier treffen.

Der einsam-weltverlassene Zauber Brüterorts ist mehrfach recht reizvoll geschildert, es möge nur an die hübsche Erzählung von zur Megede „Das Blinkfeuer von Brüterort“ erinnert sein; es gab sogar dem Komponisten Otto Besch die Anregung zu einem musikalischen Stimmungsbilde.



Der Wachbudenberg und Klein Kühren.

Groß- und Klein Kuhren.

Östlich von Brüsterort verlaufen die Uferberge auf einer Länge von ungefähr einundeinhalb Kilometern in Form einer fast ebenen Terrasse; allmählich steigt dann das Ufer zu dem 60,8 Meter hohen Wachbudenberg, der die höchste Erhebung des samländischen Strandes bildet. Der mit dichtem Geröll bedeckte Strand und der hier feste Diluvialmergel der Uferberge verhindern auf dieser Strecke den starken Abbruch wie an anderen Küstenstellen. Der bis zur Kurischen Nehrung reichende Ausblick von dem mit Flugsand bedeckten Wachbudenberg ist ein recht dankbarer, und verlohnt es sich, den Weg nach dem am Ausgang der Finkenschlucht liegenden Klein Kuhren über diese nach Rügen höchste Erhebung der preußischen Ostseeküste zu nehmen.

Die Finkenschlucht ist das etwa 100 Meter breite Tal des Unterlaufes des etwa 6 Kilometer langen Finkener Mühlenfließes, das sich hier seinen Ausgang zur See durch die hohen Uferberge gebrochen hat. In der Senke zwischen Katzkeim und Wangnicken entstehend, ist der Bach für die Entwässerung der nordwestlichen Ecke des Samlandes von Bedeutung, er führt daher in Regenperioden ziemlich viel Wasser. Kurz vor der Mündung in die See nimmt das Finkener Fließ den Schingraben auf, der, durch die Klein Kuhrener Schlucht fließend, einen Teil der Warnickener Forst entwässert. Die Höhe an dem Treffpunkt beider Bäche ist der Geiersberg. Ein weiterer kleiner Bach fließt südlich des Wachbudenberges und dann bei Finken in das Fließ. Die in den Uferbergen anstehende blaue Erde kann man von der Schlucht bis zum Wachbudenberg verfolgen, wo sie sich senkt; an der östlichen Seite der Schlucht wurde früher auch nach Bernstein gegraben.



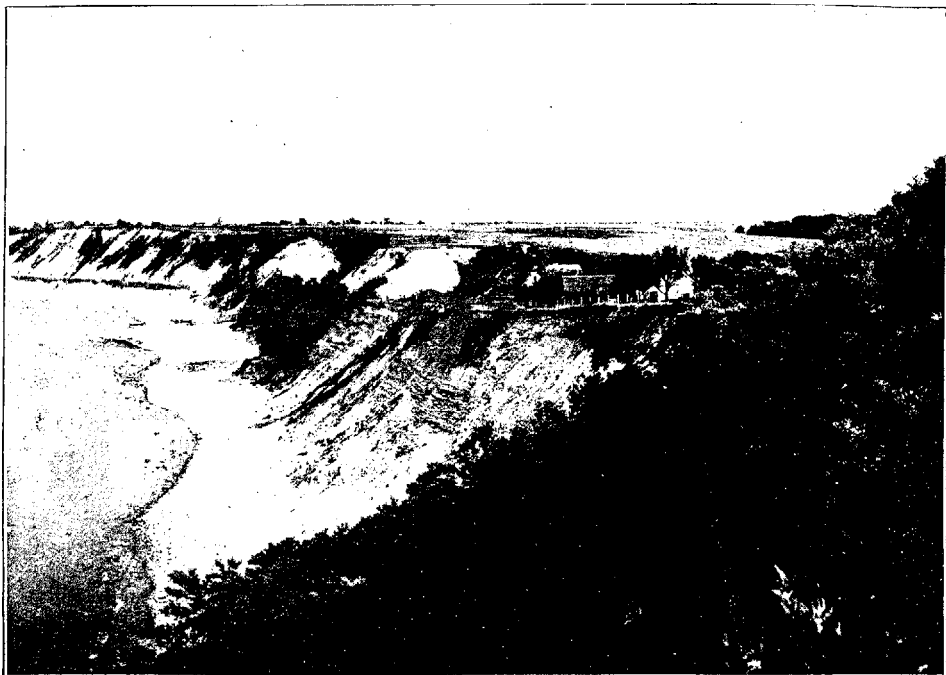
Partie aus der Finkener Schlucht.



An der alten Finkener Wassermühle.

Am Ausgang der Finkenschlucht, einem höchst male-
rischen Punkt, liegt das Fischer-
dorf Klein Kuhren. Nicht
ohne Berechtigung wurde es zur
größten Künstlerkolonie des Sam-
landes, in der schon seit Jahren
Maler — darunter von der Be-
deutung der zu früh verstorbenen
Waldemar Rösler und Theo von
Brockhusen — jeden Sommer
leben und durch ihre Kunst der
Gegend ein Stück Unsterblichkeit
verliehen. Am Abhange des
Wachbudenberges liegen die
letzten jener alten Fischerhäuser,
deren Tage gezählt sein dürften;
das neuere Dorf mit 1919 126 Ein-
wohnern liegt auf der Anhöhe.

Die Gründer Klein Kuhrens,
wie sicher aller Fischerorte des
Samlandes, waren Letten, auch Kuren
genannt, man kann daher wohl die ganze
Fischerbevölkerung des Samlandes als die
Nachkommen dieser lettischen Zu-
zügler ansehen. Die Kuren oder Kauren
finden wir z. B. in Neuhäuser, Peyse



Das Ufer zwischen Klein- und Groß Kuhren.

und Pillau erwähnt; bei letzterem heißt es 1507 „die Kauren auf dem Sande“, der Siedlung bei Pillau. Hartknoch hält sogar die Fischerbevölkerung der Danziger Bucht für Letten, und Praetorius schreibt, daß die kurische Sprache unter den Fischern des Samlandes „gar gemein“ sei. Über diese selbst äußert sich ein Besucher des Strandes noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts: „es sind kräftige Gestalten mit brutaler Mine, denen man gerne aus dem Wege geht“. Bei der an dieser Küstenstrecke überaus gefährlichen Ausübung der Fischerei ist deren Auswirkung auf den Charakter der Fischer etwas Selbstverständliches, dieser Beruf macht hier hart und rauh.

Verfolgt man die Finkenschlucht landeinwärts, so erreicht man in Kürze das inmitten herrlicher Linden gelegene Gut Finken, einstmals ein zum Kammeramt Dirschkeim gehörendes Vorwerk mit früher bedeutender Schafzucht. Bevor es in



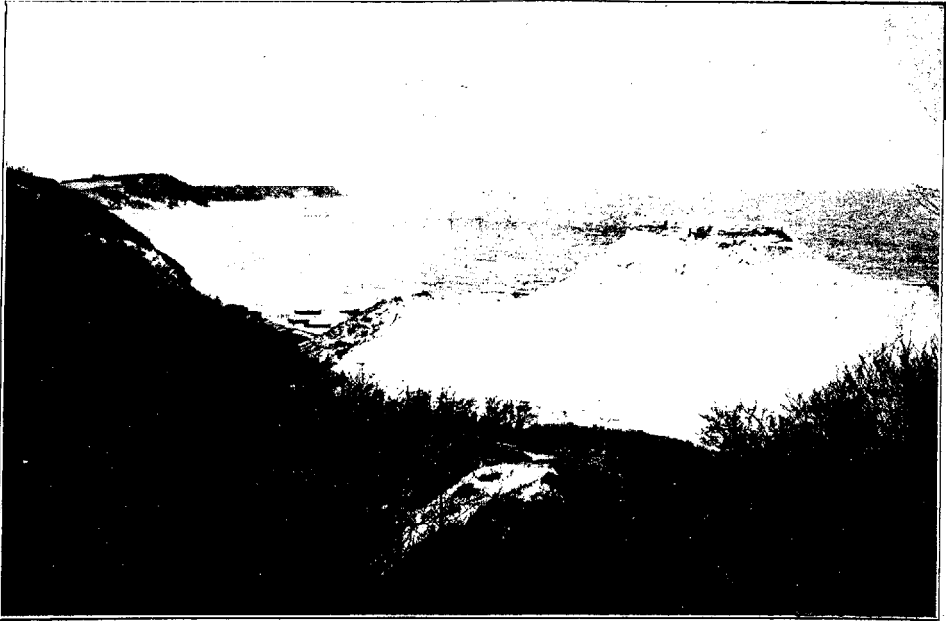
Die Morgenschlucht in Groß Kuhren.

Privatbesitz übergang, war es in Erbpacht ausgetan. Das Finkener Fließ ist für den Betrieb von zwei Wassermühlen aufgestaut. Die Finkener Mühle war bereits in Ordenszeiten in Betrieb und später eine kurfürstliche Mühle. Schon vor hundert Jahren fanden Sommer- und Badegäste in der freundlich gelegenen Mühle Unterkunft, und mehrmals weilte in jüngeren Jahren der spätere Kaiser Friedrich in Finken als Gast, der an dem originellen dortigen Müller ein besonderes Wohlgefallen fand. Von einem früheren Besitzer erzählt die Sage, daß er infolge seiner Wohltätigkeit und Nachsicht gegenüber heimlich bei ihm naschenden Zwergen von diesen zum reichen Manne gemacht wurde, in Wirklichkeit waren die Bernsteinfunde in den Seebergen die Ursache hierfür.

Die östliche Seite der Finkenschlucht bildet den Beginn des Dorfbezirkes Groß Kuhren. Die Uferberge erheben sich hier bis auf 50 Meter, und da ihr Diluvialsand durch vorkommenden Eisenocker sehr fest ist, so trägt diese Küstenstrecke einen fast gebirgsartigen Charakter. Selbst das Vieh der beiden Dörfer Kuhren hat

alpine Gewohnheiten angenommen und klettert an den bewachsenen Abhängen der Ufer und Schluchten mit großer Gewandtheit umher. Bei den Geologen erfreut sich diese Küste eines besonders guten Rufes, da die Ausbeute an Petrefakten, wie Muscheln, Schnecken und Seeigeln — im Volksmunde wohl auch als Kalksteine bezeichnet — in den Ton- und Mergelknollen der Uferberge besonders reich ist; ja, man spricht sogar von förmlichen Austernbänken. Wenn auch diese Seeberge infolge ihrer Festigkeit verhältnismäßig wenig von der See leiden, so stehen doch die ihr am nächsten liegenden Häuser Groß Kuhrens bedenklich nahe am Abhang.

Der landschaftliche Hauptanziehungspunkt Groß Kuhrens sind die beiden Schluchten, deren kürzere — westlich gelegene — von poetischen Besuchern und infolge der wild wachsenden Rosen den Namen Rosenschlucht erhalten hat. Die



Der Zipfelberg im Jahre 1920.

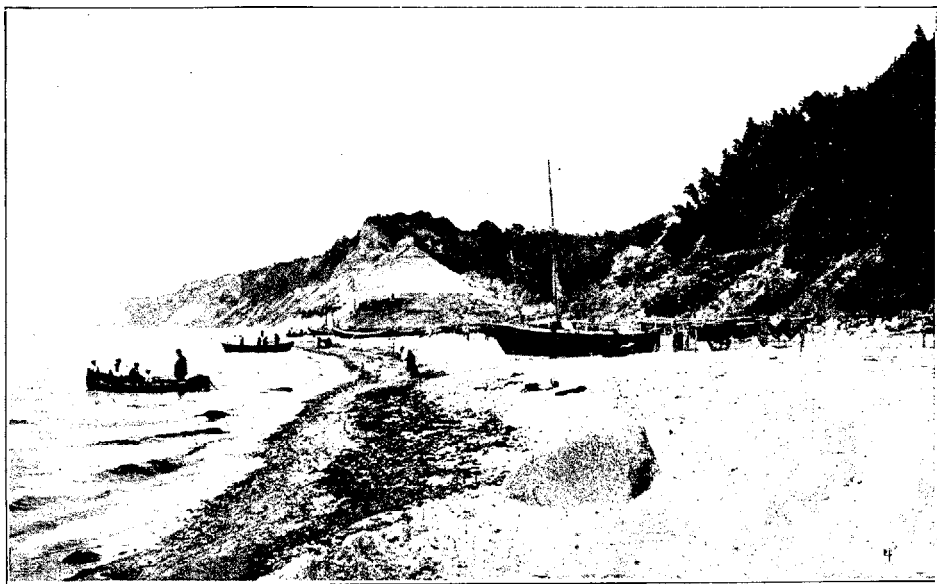
längere, östlich gelegene Morgenschlucht ist in ihrem niedrigen Beginn mit Haselbüschen bestanden, bald steigen aber ihre Wände zu bedeutender Höhe an, zwischen denen sich ein Bächlein auf dem eisenhaltigen Boden der Schlucht zur See schlängelt.

Der bemerkenswerteste Punkt der Schlucht ist jedoch der ihr vorgelagerte, seltsame Zipfelberg, eine von der zerstörenden Natur geschaffene und einem vulkanischen Kegel ähnelnde Sandpyramide. Der Berg besteht aus Eisenkrant, einer Art eisenhaltigen Sandes, der durch Eisenoxydhydrat verkittet ist. Seine Spitze, der er die Volksbezeichnung „das Zepfelke“ verdankt, trug früher eine eigentümliche haubenförmige Mergelkuppe, deren Absturz schon jahrelang befürchtet wurde, sich aber erst durch einen Sturm im Jahre 1899 verwirklichte. Um den Zipfelberg nach Möglichkeit vor weiterer Beschädigung zu bewahren, ist das Betreten dieses eigenartigen Naturdenkmals verboten. Man nimmt an, daß der Bach sich einmal den Ausweg zur See rechts des Zipfelberges bahnen wird.

Der ursprüngliche lettische Name für Kuhren war Pella, Pelle oder Papelle, d. h. die Gegend am Bruche; als lettische Ortsbezeichnung finden wir dieses Pelle auch bei Kraxtepellen. 1404 heißt Groß Kuhren Kuwrendorf und später Groß Cauren.

Bemerkenswert war die alte Besitzform, unter der die Fischerbauern, wie sie früher genannt wurden, auf ihren Grundstücken saßen. Darnach zahlten sie zwar einen Grundzins, besaßen aber ihr Anwesen zu köllmischen oder zu preußisch freien Rechten; auch die Fischer Rauschens, Neukuhrens und Cranzkuhrens waren in gleicher Weise vor den gewöhnlichen Bauern bevorzugt.

Der Haupterwerbszweig der Groß Kuhrener war naturgemäß von jeher die Fischerei; in dieser steht der Dorsch-, der Strömlings- und der Lachsfang an erster Stelle. Der Fang des Dorsches wird mit dem Angelgarn, an dem hunderte mit Ködern besteckte Angelhaken befestigt sind, betrieben. Das Dorschnetz wird



Am Strand von Groß Kuhren.

zumeist des Abends und je nach der Jahreszeit näher oder weiter vom Strande ausgelegt, worauf die Stelle durch Schwimmklötze bezeichnet wird. Am nächsten Morgen wird dann das Netz hochgenommen und die gefangenen Fische werden von den Angeln gelöst. Der Strömling wird mit dem großen Schleppnetz gefangen, bei gewissen Zugzeiten ist sein Fang oft recht bedeutend. Eine wichtige Stelle nimmt der Lachsfang ein, leider ist das Vorkommen dieses Fisches sehr unregelmäßig, da er oft jahrelang ausbleibt.

Sehr nachteilig wird der Fischerei der häufig vorkommende Seehund, der zumeist die Fische von den Ködern abfrißt, so daß nur die Köpfe verbleiben; den täglichen Bedarf dieses Fischräubers schätzt man auf fünf Kilogramm Fische. Die Kuhrener fingen ihn früher auf eine listige Weise, indem der betreffende Seehundsjäger sich mit einem weißen Hemd bekleidet in die See begab und dort den überraschten Seehund harpunierte.

Unendlich groß ist die Unfallchronik der beiden Ortschaften Kuhren, denn allein innerhalb des letzten Jahrhunderts wurden aus ihnen etwa hundert Männer auf der See Opfer ihres Berufes. Unter den Unglückstagen nimmt der 15. Oktober 1845 eine besonders traurige Stelle ein, denn bei einem plötzlich einsetzenden Schneesturm wurden die Fischerbote Kuhrens auf der See überrascht, und es ertranken damals die Besatzungen von vier Böten mit einundzwanzig Mann, die sechzehn Witwen und siebenundvierzig Kinder hinterließen. Obgleich nach dem unter der Strandbevölkerung noch immer stark verbreiteten Aberglauben u. a. die See keine Leichen behält und so lange tobt, bis sie diese ausgeworfen hat, wurden damals doch nur deren acht an der Kurischen Nehrung angetrieben. Durch Zuschüsse hat der Staat in neuerer Zeit versucht, das wenig genügende Boots-material zu verbessern, noch notwendiger wäre aber die Anlage eines Fischerei-



Dorfplatz mit Kirche in Groß Kuhren.

hafens; ist es doch vorgekommen, daß Groß Kuhrener Fischer sogar Zoppot als Nothafen anlaufen mußten.

In neuerer Zeit hat sich Groß Kuhren sprunghaft entwickelt, wofür die Ursache neben dem natürlichen Bevölkerungszuwachs in der immer größer werdenden Bedeutung als Seebad zu suchen ist. Bevorzugten früher nur einzelne Familien die einfache Lebensweise des Ortes, so ist jetzt der Zuzug so stark geworden, daß im Hauptmonat Juli die Besucherzahl etwa fünfhundert, insgesamt im Sommer gegen achthundert Personen beträgt. Hiermit versucht selbstverständlich auch die bauliche Entwicklung gleichen Schritt zu halten.

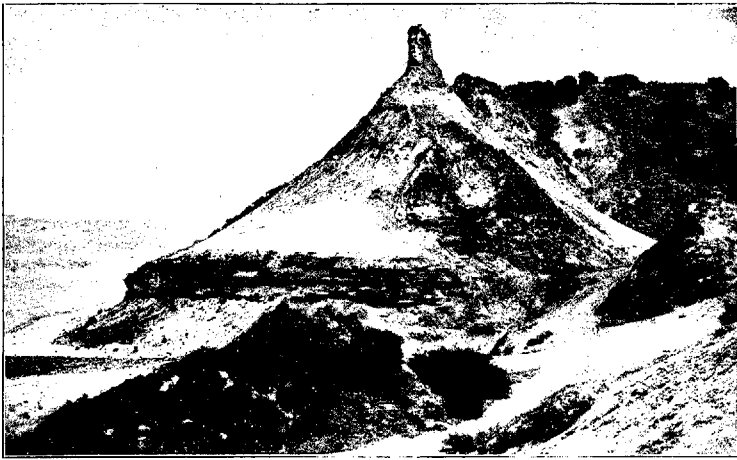
Unter den Gebäuden ist das bemerkenswerteste die am 13. Juli 1913 eingeweihte Kirche, deren Bau durch das Vermächtnis der Ehefrau des Kaufmanns Fischer geb. Joppien, ermöglicht wurde; Groß Kuhren ist dadurch Tochtergemeinde von Heiligencreutz, der Gottesdienst wird abwechselnd in beiden Orten abgehalten. Wenn die Kuhrener trotzdem noch ihre Mutterkirche besuchen, so hat dieses seinen Grund darin, daß in Heiligencreutz der Friedhof für das ganze Kirchspiel liegt.

Die jetzt fünfklassige Schule Groß Kuhrens wurde durch den König Friedrich Wilhelm I. eingerichtet, das Gebäude ist längst nicht mehr ausreichend.

Die Einwohnerzahlen Groß Kuhrens innerhalb der letzten Jahrhunderte betragen: 1830 278, 1844 414, 1858 447, 1895 570 und 1919 718 Personen. Auffallend gleich blieben sich mit 42 im Jahre 1736, 46 1830 und 40 in der Gegenwart die Zahlen der Fischer Groß Kuhrens; sie sind jetzt aber Berufsfischer, während die früheren Fischerwirte nur noch zum eigenen Bedarf fischen. Die Anzahl der Boote beträgt zwölf, von denen aber die drei Motorkutter in Neukuhren liegen.

Die sonstige Entwicklung des Ortes beweisen auch die verschiedenen hier bestehenden Vereine, wie Feuerwehr, Handwerker- und Kriegerverein.

Die Uferberge von Groß Kuhren bis Warnicken zeichnen sich durch besondere Höhe aus; fast vegetationslos steigen sie beim kleinen Seegraben auf 55 Meter und beim weißen Berge auf 56 Meter. Grotesk sind die Uferformationen bei der Schlamm-schlucht, in der Stürme des Jahres 1917 Erdschollen in einer Breite von 15—20 Meter



Der Zipfelberg 1899 vor dem Absturz der Kuppe.

abrissen. Von der Höhe hat man einen herrlichen Rückblick auf die ganze Bucht bis Brüsterort. In der Nähe dieser Schlucht tritt auch das größte samländische Braunkohlenvorkommen am Ufer zutage, dessen Abbau zwar empfohlen wurde, aber doch unlohnend sein dürfte.

An dem die gewaltige Collisschlucht begrenzenden weißen Berge tritt das Tertiär wieder zu Tage, die Schlucht selbst ist der Rest einer ehemaligen Bernsteingrube. Die schmale am Steilufer angelegte Plantage führt dann in Kürze zu dem Glanzpunkt des samländischen Nordstrandes, dem am Ausgang der Warnickener Wolfsschlucht gelegenen Königsstuhl.

In der wenig besiedelten Gegend zwischen Heiligencreutz und der See befinden sich nur einige früher als „königlich“ bezeichnete Dörfer. Dicht an der Warnickener Forst liegen Alt- und Neu Katzkeim, in alter Zeit Catczekayme = altpreußisch das Dorf des Catcze, eines Sudauers. Der dem Ort um 1814 zugefallene bedeutende Waldbesitz ist leider völlig abgeholzt, ebenso jener der Ortschaft Wangnicken, dieser aber schon in alten Zeiten, denn unter der bei samländischen Ortsnamen öfters vorkommenden Bezeichnung „wangué“ haben wir

nach Trautmann einen schlecht bestandenen Eichenwald oder eine halb ausgerodete Waldfläche zu verstehen. Das gleichfalls häufige meist nur bei zahlreicherer Bevölkerung vorkommende „icken“ weist auf den Charakter der an dem betreffenden Orte wohnenden Leute hin: demnach Wangnicken = die auf einer Waldrodung Wohnenden. Ältere Nachrichten bestätigen, daß einstmals das ganze Gebiet bis zur Brüsterorter Spitze bewaldet war. Die Gegend südlich des Haferberges bei Heiligencreutz ist in hydrographischer Beziehung interessant, da sich hier eine durchaus abflußlose, rings von Hügeln umschlossene Mulde befindet, in der bei Regenperioden das Getreide buchstäblich ersäuft. Diese Mulde erstreckt sich bis in die Warnickener Forst und dort bis zum Kuhrberge.



Anstehende Braunkohlenbildung an der Nordküste des Samlandes bei der Collisschlucht.

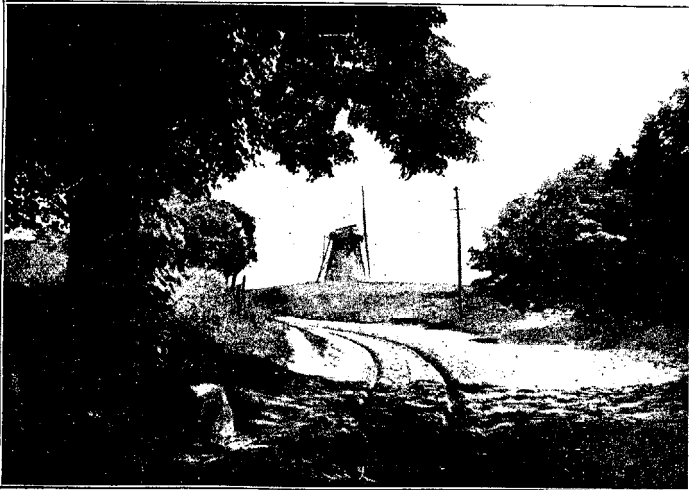
Am Finkener Fließ liegen neben Wangnicken noch die Ortschaften Schalben mit seinem Weltuntergangsberg und Mandtkeim, früher Manrotekaym, südwestlich von diesem Nöttnicken mit dem Dammkrug.

Westlich von Heiligencreutz trifft man die Dörfer Biescobnicken = die auf dem Bischofsgebiet Wohnenden, und Ihllicken, beides Gründungen des frommen Bischofs Jacobus I. Das erste Dorf hieß früher Bischofsnicken, aus dem durch Verstümmelung der jetzige Name wurde; Ihllicken, von ylo = Ahle oder Friem herrührend, wird bereits 1348 erwähnt; in beiden Ortschaften fanden kurz nach der Gründung der Kirche zum Heiligen Kreuz Landverschreibungen statt. Bei Ihllicken liegt der Siebenjungenberg, von dem die Sage erzählt, daß auf ihm einstmals beim Kartenspiel sieben Jungen vom Blitz erschlagen wurden. Daß alle

Ortschaften aber bereits altpreußische Siedlungen sind, wird durch die bei ihnen gemachten Funde aus der Bronzezeit bewiesen.

Von der Germauer Kunststraße führt eine schöne Allee nach dem Gut Bersnicken, ehemals Groß-Bersenicken, als villa Bersin gleichfalls eine bischöfliche Gründung; die adligen Rechte wurden dem Gut 1736 verliehen. Der unter den Herzögen als wertvoll bezeichnete Teich war Ende des sechzehnten Jahrhunderts den Schoenwiese im Germauischen versprochen. Beachtenswert sind hier nach Jentzsch eine alte Weißbuche, eine große Linde und ein umfangreicher Wacholder. Der Name Bersnicken bedeutet die in der Birkengegend wohnenden Leute; die Erinnerung an diese Birkengegend wurde, vielleicht unbewußt, durch die Bezeichnung als Birkenhof für ein zwischen Wangnicken und Alt Katzkeim liegendes Gütchen wachgerufen.

Quer durch die Warnickener Forst läuft die Kunststraße über Klycken nach Grünwalde, einst ein mitten im Walde liegendes Vorwerk Kirpehnens, jetzt ein hübsches Gut. Grünwalde hatte früher den Charakter eines Chatoulgutes. Hierunter verstand man ein im oder am Walde gelegenes Gut, das das erforderliche Ackerland durch Rodungen gewann; der Zins floß in die Kasse der Landesherrschaft. Auf Klycken, vor 200 Jahren auch Alicken genannt, saß in älterer Zeit die bekannte altpreußische Familie von Klyuck oder Klauck; um 1813 war es Eigentum jenes Richau, der an der für die Freiheitskriege so bedeutungsvollen Sitzung der preußischen Stände im Februar 1813 als Vertreter des köllmischen Besitzes des Kreises teilnahm. Der Name Klycken, das erst seit 1909 ein selbständiges Gut ist, soll soviel wie heilig bedeuten, galt doch auch der Wald hier früher als heilig; nach anderer Meinung soll er auf Habichte hinweisen. Zum Kirchspiel Heiligencreutz gehört ferner das hier liegende Dorf Woydieten, das alte Waydieten, in dem man, wie bereits ausgeführt, einen ehemaligen Wohnsitz der Waydeler, der heidnischen Priester, erblicken will.



Landstraße bei Finken.



Blick vom Königstuhl bei Warnicken.

Mein Preußen, süßes Heimatland,
Du bist mir nimmer ferne,
Du heil'ges Meer, mein Ostseestrand,
Ich grüß dich gar zu gerne.

Max von Schenkendorff.

Die samländische Steilküste.

Von Warnicken bis Neukuhren. — Das Kirchspiel Sankt Lorenz.

Warnicken.

Auf unserer bisherigen Uferwanderung trafen wir nur an wenigen Stellen kleine schattenspendende Waldbestände, kahl und unwirtlich waren zumeist die Seeberge, mit einem Schlage aber ändert sich die Szenerie bei Warnicken, dem Glanzpunkt der ganzen samländischen Küste. Auf einen kleinen Raum hat hier die Natur mit einer in unseren Breitengraden seltenen Verschwendung eine Fülle von Reizen ausgestreut und aus eigener Kraft einen Naturpark geschaffen, von dem schon Gregorovius sagt, daß er in ganz Deutschland keinen von derartig herrlicher Schönheit gesehen habe. Alles strebt mit unerhörter Kraft zur Höhe und zum Licht. Wo sonst findet man solche himmelanragende Eschen; wo blüht die, hier unter staatlichem Schutz stehende, blaue breitblättrige Glockenblume, von der Carl Bulcke sagt: „daß er selbst im Besitz aller Schätze der Welt doch jeden Hochsommer heimatkrank nach diesen Glockenblumen sich wenden würde“, in solcher Menge und Üppigkeit wie hier in Warnicken.

Wenig poetisch klingt die Namensklärung für das 1400 erstmalig als kleines Bauerndorf genannte Warnicken, die aus ihm ein „Krähendorf“ machen will. Vielleicht ist die richtige Lösung in dem altr. wargs = böse oder beschwerlich,



Die Warnickener Schlucht um 1850.

zu suchen, die jedenfalls der großen Natur gerechter wird. Auch mit vari -- war Wasser will man den Ortsnamen in Verbindung bringen.

Diesen Glanzpunkt der samländischen Küste und die Warnickener Forst dem Wanderer erst zugänglich gemacht zu haben, war das Verdienst des hier seit dem Jahre 1824 wirkenden Oberförsters Gebauer, der den Park fast aus eigenen Mitteln schuf. Gebauer war es auch, der 1828 den ersten brauchbaren Führer durch die Heimat in dem Werkchen „Die samländische Küste“ zusammenstellte. Als Gebauer dann 1848 sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum feierte, geschah es unter großer Teilnahme der Badegäste aller Ortschaften bis Neukuhren: der Gedenkstein dicht am Wege beim Seeberge mit der Inschrift „Gebauershöh 1848“ erinnert an diesen Tag. Gebauer erwarb dann für sich und seine Nachfolger das schöne Vorrecht, in diesem Warnickener Naturdom begraben zu werden.



Parkpartie aus Warnicken.

Noch ein anderes, jetzt nicht mehr kenntliches Grab befindet

sich hier. Vor etwa 100 Jahren wurde ein Boot mit zwei Seefahrern aus der Rigaer Bucht durch Sturm abgetrieben und nach acht Tagen hilflosen Umherirrens in der See an der Warnickener Küste an Land geworfen. Es gelang aber nur einen der Verunglückten am Leben zu erhalten, der andere wurde hier begraben. Das für ihn errichtete Holzkreuz war noch in den sechziger Jahren zu sehen.

Auf dem zwischen der Wolfs- und Fuchsschlucht gelegenen Teil entstanden durch Gebauer ganz im Geschmack der damaligen Zeit der Freundschaftssitz, auf dem sich König Friedrich Wilhelm IV. und Humboldt gelegentlich eines Besuches im Jahre 1840 der Aussicht erfreuten, ferner unter luftiger Lindenlaube der Präsidentensitz und das Floraplätzchen. Die schönste Aussicht aber bot die Jägerspitze, auch Belvedere genannt, zu der die hinaufführende Treppe mit etwa 200 Stufen allein in den letzten Jahrzehnten des fortwährenden Uferabbruches wegen dreimal verlegt werden mußte. Die Fuchsspitze ist längst abgestürzt und ihr Rest nicht mehr zugänglich. Der in Warnicken besonders starke Abbruch des Seeberges wird leider der ganzen Herrlichkeit in berechenbarer Zeit ein Ende bereiten, wenn man nicht noch in letzter Stunde, vielleicht durch Abfangen des Grundwassers und seiner Quellen, sowie durch Bühnenbauten versucht, wenigstens diese schönste Stelle des Samlandes zu retten.

Der Park bildet den östlichen Abschluß der ihren Namen aus der romantischen Freischützzeit führenden Wolfsschlucht, der längsten und schönsten aller Schluchten des Nordstrandes, über deren ausgespülte Granitfindlinge in wasserreichen Zeiten das Warnickener Bächlein rieselt. Einen guten Überblick über die Schlucht hat man von der Kanzel, einem Erdvorsprung in ihrer Mitte. Bewundernswert ist der Gegensatz zwischen der meist mit Erlen bestandenen dunklen Schlucht und der leuchtenden Helle der sie abschließenden See; wundersam rauscht hier der Wald, und sein Flüstern bildet mit dem Rauschen des Meeres einen das Herz tief bewegenden Akkord. Der Sage nach wüten mitunter in der Schlucht furchtbare Stürme, während an der See völlige Windstille herrscht.

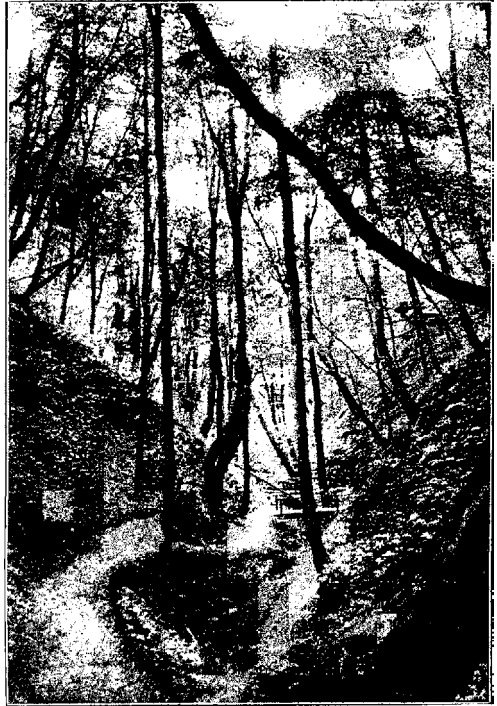
Der Westabhang der Wolfsschlucht endet mit dem Königstuhl, dem zurzeit schönsten Aussichtspunkte Warnickens. Während auf der Ostseite der



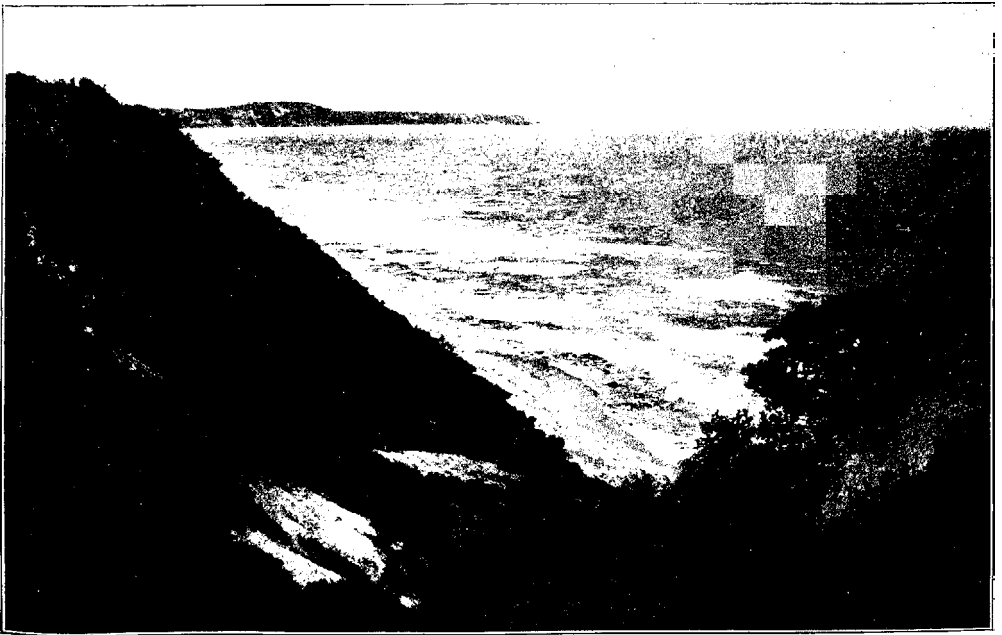
Alte Esche im Warnickener Park.

Schlucht die Höhen nur bis 45 Meter steigen, erheben sie sich bei der nahen Collisschlucht auf 55 Meter. Der Weg nach dieser führt an dem Kesselchen vorbei, einer kleineren steinreichen Schlucht, in der die rote Farbe des Diluvialmergels bemerkenswert ist. Hier ist die stärkste Bruchstelle der samländischen Küste, denn an diesem Punkt fallen nicht einzelne Erdschollen, sondern ganze Landflächen der See zum Opfer; so sank 1803 etwa ein Morgen Land auf einmal in die Tiefe, und auch 1916 fand ein bedeutender Erdbeben statt.

Die Ursache dieser starken Abbrüche ist der hier besonders häufige Wechsel von Ton und Sand; dazu kommt noch eine besonders starke Seeströmung, die die abgerutschten Erdmassen in Kürze fortspült, und die auch bei Stürmen ein Betreten des Strandes unmöglich macht. Noch eine kurze Zeit versuchen die Bäume



Die Wolfsschlucht.



Die Collisschlucht.

auf den sich auffallend schnell wieder mit Huflattich bedeckenden Erdschollen fortzugrünen, bis sie bei nächster Gelegenheit von der See fortgerissen werden. Insgesamt hat man den jährlichen Gesamtverlust der samländischen Küste mit etwa 2½ Hektar berechnet.

Von gewaltiger Ausmessung ist die wilde Collisschlucht, eine ehemalige Bernsteingrube, die den Abschluß des bewaldeten Teiles des Nordstrandes bildet; der Blick bei versinkender Sonne auf sie und das Meer gehört zu jenen, die unser Samland unvergeßlich machen.

Die Ortschaft Warnicken selbst besteht neben der Oberförsterei aus dem Gasthof und einem kleinen Gut, die beide von der Ostpreußischen Landgesellschaft für Kleinsiedlungen erworben sind und für deren Zwecke Verwendung finden sollen. Das Gebäude der Oberförsterei wird schon 1713 als Sitz eines Wildnisbereiters genannt. Diese hatten die Funktionen der jetzigen Oberförster und hielten sich Knechte, die mit dem Schießen gut Bescheid wissen mußten. 1642 heißt es von ihnen, daß sie das von den angrenzenden Fluren übertretende Wild abzuschießen und an die „churfürstliche“ Tafel zu liefern hätten. Der Gasthof ist das ehemalige Wohngebäude der Pächter der früheren Warnickener Bernsteingrube und das gegenüber liegende Haus ein altes Strandreiteretablissement. Der Gutsbezirk Warnicken mit der Forst zählte 1919 243 Einwohner.



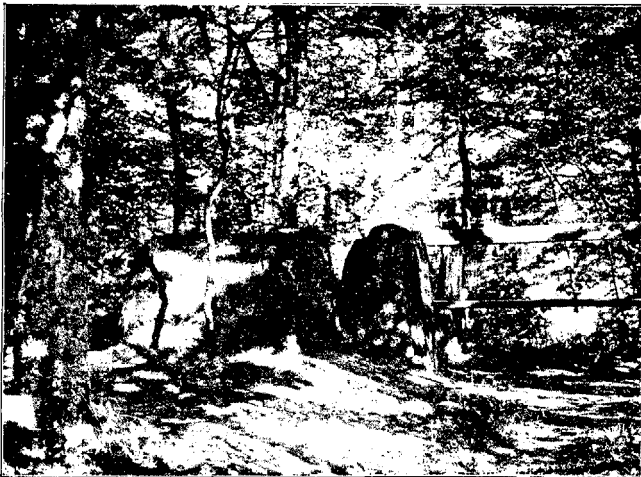
Der Gasthof Warnicken.

Du Wald in stolzer Majestät,
Um deine dunklen Wipfel weht
Ein Hauch von heil'ger Nähe.
Teutonens Götter werden wach!
Umschirmt von grünem Blätterdach
Ruhn sie in stolzer Höhe.
Henriette Laudien (Pillau 1857).

Die Warnickener Forst.

Wenn sich unter den Forsten des Samlandes der Charakter des preußischen Urwaldes in der Warnickener Forst noch am ausgeprägtesten erhalten hat, so ist dieses dem Umstand zuzuschreiben, daß dieser schöne Wald früher in einer fast völlig menschenleeren Gegend lag. Beackerter Boden schafft nun einmal höhere Werte als ein mit Wald bestandener, und so sind die Wälder in reinen Bauerngegenden mit der Zeit fast völlig verschwunden, die in der Nähe städtischer Ansiedlungen stehenden Forsten fielen aber noch schneller deren Bewohnern zum Opfer.

In weiser Fürsorge hat der preußische Staat, und zwar bereits lange bevor die Schönheiten der Forst weiteren Kreisen bekannt geworden waren, dieses herrliche Waldrevier ohne Rücksicht auf irgend einen Nutzen gehegt; ungestört konnte sich seine Pracht durch alle Jahrhunderte erhalten. Die Warnickener Forst ist daher, um mit Friedrich Naumann zu reden, „Mittelalter und Rest des



Hünengrab am Hauptgestell.

Naturzustandes; sie ist in gewissem Sinne Luxus, aber ein Luxus, der höher und besser ist als alle Verfeinerungen des Essens und der Kleidung.“ Erst der traurigen Gegenwart blieb es vorbehalten, daß die Waldabholzung auch in dieser bevorzugten Forst ihren Einzug halten konnte.

Zahlreicher als in anderen samländischen Forsten sind in dem Warnickener Walde auch die Zeugen altpreußischer Vergangenheit. Ganze Felder von Hügelgräbern sind in jahrelanger mühevoller Arbeit in ihm von dem heimatlichen Forscher Oberst Stadie festgestellt und kartographiert worden. War dieser Wald einst ein Totenhain, oder bildete er sich erst später über den Grabhügeln? — wer mag es

ergründen. Am bekanntesten ist das zu einem stimmungsvollen Ruheplätzchen ausgestaltete Hünengrab vor der Försterei Hirschau, dessen Stein die Aufschrift trägt: „Jedem das Seine! Unserer Könige Wort auch den Ureinwohnern!“

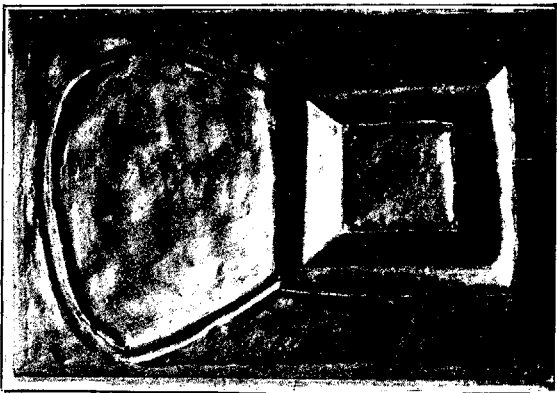
Das hervorragendste Denkmal der Vergangenheit aber ist der am südlichen Ausläufer der Forst gelegene Kleine Hausen, ein Burgwall in denkbar bester Erhaltung. Mitten in herrlichem Laubwald verborgen, abseits des lärmenden



Am Wall des Kleinen Hausen.

Treibens liegend, ist er eine Stätte ergreifender Schönheit, an der die Gedanken sich in längst vergangene Zeiten verlieren. Drei Stunden Weges ließen ihn bisher nicht zu einem alltäglichen Ausflugspunkt werden.

Noch in den sechziger Jahren vorigen Jahrhunderts war dieser Burgwall völlig verstraucht und fast unzugänglich, seitdem hat ihn die Forstverwaltung in dankenswerter Weise zum mühelosen Besuch hergerichtet. Der alte nach Osten liegende Eingang wird noch jetzt benützt, eine gut gepflegte Treppe führt durch ihn zur Höhe empor.

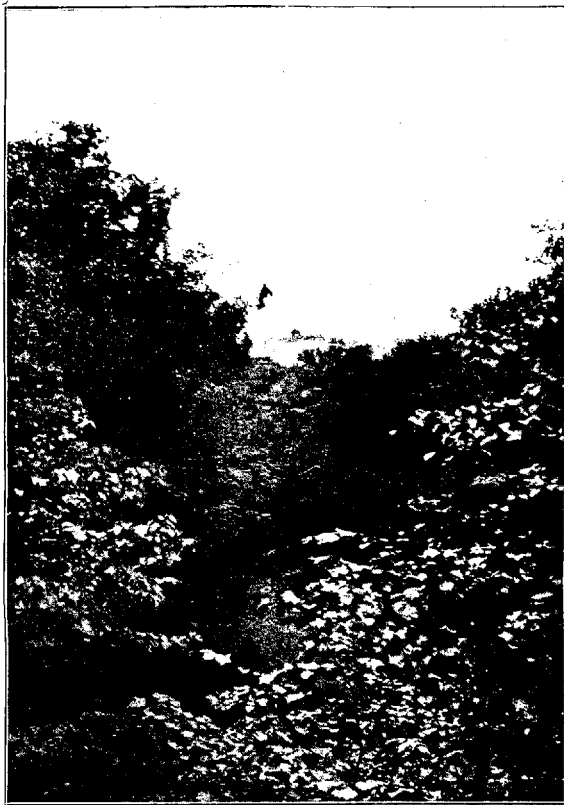


Modell des Kleinen Hausen.
Nach einem Modell in der Prussia, Königsberg.

Seiner streng quadratischen Form wegen, sowie der nach Westen sich anschließenden Vorburg hält man den Kleinen Hausen für eine vom Orden auf der Stätte des heidnischen Burgwalles ausgebaute Fliehburg; den mit westlicher Kultur längst vertrauten Samländern dürften aber derartige Anlagen auch nicht fremd gewesen sein. Die Oberfläche der Hauptburg mit etwa 25 Metern Durchmesser wird durch einen gegen 2 Meter aufgeschütteten Wall überhöht.

Der sich anschließende Hauptwall fällt nach dem Graben ziemlich steil mit 10 bis 12 Metern ab, er hat einen Umfang von etwa 165 Metern, die gleichfalls sehr steile und an 7 Meter hohe zweite Umwallung hat einen Umfang von etwa 325 Metern.

An die Hauptburg schließt sich die interessante Vorburg an. Der Umfang dieser leichten und mit einem Graben umgebenen niedrigen Umwallung beträgt etwa 480 Meter. Einen weiteren Schutz hatte der Kleine Hausen in dem östlich gelegenen, völlig abflußlosen Moorgebiet; einige nordöstlich vom Kleinen Hausen gelegene wallartige Erhebungen deuten auf eine Zusammengehörigkeit mit dem Hauptwall hin. Der Kleine Hausen dürfte, wie wohl alle Burgwälle des Samlandes, nicht dauernd



Blick vom Kleinen Hausen nach Heiligencreutz.

bewohnt worden sein, sie alle waren wohl nur Zufluchtsorte in Zeiten der Gefahr. Ohne jeden Beweis hat man ihn auch als eine alte Kultusstätte, ja sogar als den Wohnsitz des obersten Priesters, des Kriwen, angesehen. Die ganze Anlage des Kleinen Hausen macht ihn zu einem der stimmungsvollsten Plätze des Samlandes, Ausholzungen ermöglichen prächtige Fernblicke zum Galtgarben, nach Germau und Heiligencreutz, dieser letztere stark an jenen von der Hohen Sonne nach der Wartburg erinnernd. Die als Ruhesitze dienenden Steine sind aus der Umgebung hinaufgeschafft worden.

Ein Naturdenkmal aus samländischer Vorzeit dürfte die große Linde beim Forsthaus Hirschau sein, unter allen alten Linden des Samlandes wohl die stärkste, denn der Stamm mißt noch in Brusthöhe etwa 6 Meter im Umfang. Die früher in seiner

Krone angebrachten, aus Tischen und Bänken bestehenden Ruheplätzchen, sind mit Recht als Geschmacklosigkeiten beseitigt.

Nicht immer führte die Forst ihren jetzigen Namen, von ihren früheren Bezeichnungen ist uns die als „George“ erhalten, als „Jürge“ aber lebte sie im Volksmunde noch bis in die neuere Zeit fort. Dieser Namen soll auf den Kurfürsten Georg Wilhelm zurückzuführen sein, der diesen Wald gern als Jagdrevier benutzte, und unter dem die Warnickener Forst „der churfürstliche Wald, die Görge“ hieß. Die Bezeichnung „Görge“ soll früher des öfteren vorgekommen sein, vielleicht wurden noch weitere, damals der Landesherrschaft gehörende Wälder nach diesem Fürsten benannt. Einzelne Teile des großen Waldes führten ehemals be-

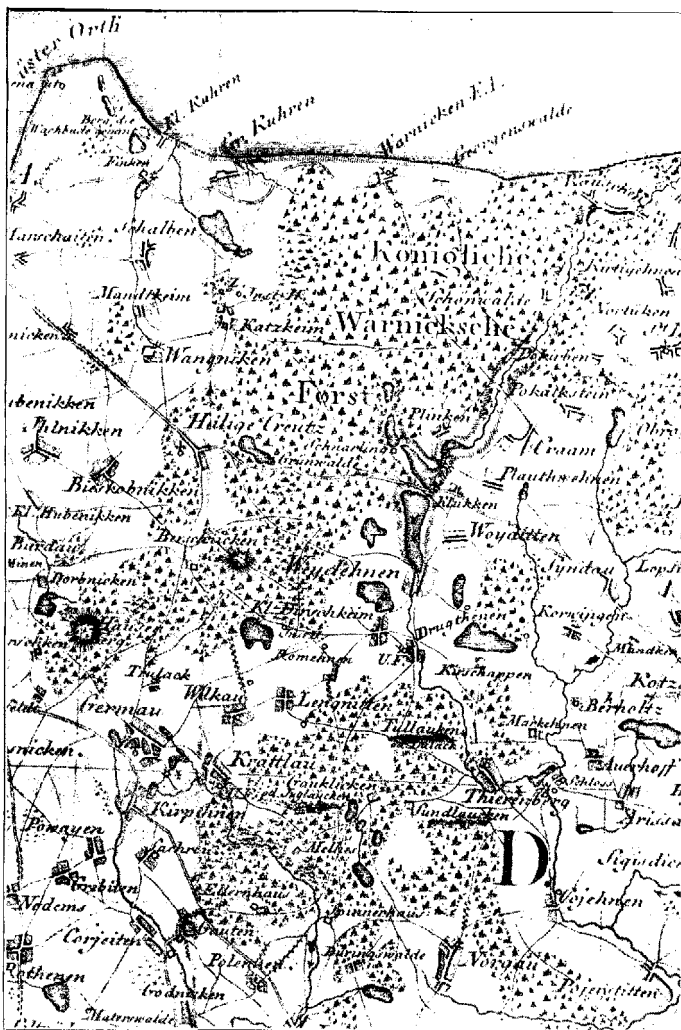


Alte Linde bei Hirschau.

sondere Bezeichnungen, so hieß ein bei Heiligencreutz gelegener der Zinderwald, auch als Geyerswald finden wir ihn auf älteren Karten, aber wohl nur irrthümlich benannt. Allgemein war auch die Benennung als Herrenwald, die noch vor einem Jahrhundert geläufig war. Für den jetzigen Namen als Warnickener Forst setzte sich der Wohnort des Oberförsters durch; wurden doch amtlicherseits die Wälder zumeist nach diesen Verwaltungssitzen benannt.

Der Umfang des Warnickener Forstrevieres hat im Laufe der Zeiten sehr wesentliche Veränderungen erfahren. Noch vor einigen Jahrhunderten war die ganze Gegend bedeutend bewaldeter als heute, ja noch um 1790 umfaßte der hier stehende Wald 18396 Morgen wirklichen Forstboden. Große Veränderungen brachte die Abfindung der Holz- und Weideberechtigungen der anliegenden Ortschaften in

den Jahren 1812/13, hierdurch entstand ein Abgang von 6835 Morgen, die zum größten Teil abgeholzt wurden und jetzt Ackerland sind. Unter anderen erhielten Georgenswalde 301, Sassau 303, Rauschen mit Mühle 383, Kirtigehnen 255, Sankt Lorenz mit Pfarre 298, Neukuhren 133, Craam 252, Weydehnen 203, das Gut und die Bauern Klein Dirschkeims 418, Willkau 280, die Palmnicker Güter 258, Pfarre und Gut Heiligencreutz 293 und Groß Kuhren 390 Morgen. Weitere Abtretungen



Die Warnickener Forst um 1800. Nach der von Schrötterschen Karte.

1824 verringerten dann den Umfang schließlich von 11078 übriggebliebenen Morgen auf 9728 Morgen, ja man wollte sogar die ganze Forst abholzen. Änderungen des Bestandes brachten die Abtretung der zu Palmnicken gekommenen Waldungen, sowie die Übernahme des Waldgebietes der Rauschener Katze durch den Staat. Zurzeit beträgt der Umfang der Warnickener Forst 2190 Hektar, von denen 1940 Hektar Holzung sind. Bis auf den südlichsten Teil, der mit dem Forsthaus

Wilhelmshorst zum Kirchspiel Heiligencreutz gehört, liegt die Forst in den Grenzen des Sankt Lorenzer Kirchspiels.

Den Boden der Warnickener Forst bildet in der Hauptsache strenger Lehm, stellenweise tritt auch reiner Sand zutage. Im allgemeinen ist die Forst völlig eben, nur in dem Kleinen Hausen und dem am Hauptgestell liegenden Kuhrberg steigt das Terrain etwas an. Zahlreich sind die Einmuldungen und Kolke aus Flachmoortorf, so im Gebiet südlich der Oberförsterei mit dem Warnickener Bach als Abfluß, und die Moorfläche nordöstlich von Hirschau, die durch die Gausup entwässert wird. Der Schalbenbruch ist das Quellengebiet der Rauschener Katze, und dem südlich gelegenen Reiherbruch entspringt das Germauer Mühlenfließ.

Früher hatte die Warnickener Forst ausschließlich Laubholzbestand: Birken, Erlen, Linden, Buchen und Espen, namentlich aber starke Ahornbäume und Eichen bildeten den Stolz des Waldes. Erwähnt mögen hier die siebenzig in der Form eines eisernen Kreuzes stehenden Bismarckeichen in der Nähe des Forsthauses



Restliche Eichen in ausgeholztem Jagen.

Hirschau sein. Vor etwa hundert Jahren beschloß man die ausschließliche Anpflanzung von Nadelholz, das längst stattlich entwickelt in gemischtem Bestand reizvolle Waldpartien bildet. Seit 1883 aber begann man dann wieder Eichen, Ahorn, Eschen und Ulmen zu pflanzen, und in neuester Zeit versucht man sogar mit Erfolg die schöne Douglastanne, sowie Cypressen in der Forst einzubürgern. Daß letztere zu Verkaufszwecken unberechtigterweise geplündert werden, ist ein Zeichen unserer Zeit.

Sehr reich ist die Flora des Unterholzes: neben dem Weiß- und dem Seedorf findet man in der Forst die weiße Maulbeere, das Pfaffentäschchen und manch andere Seltenheit; wunderschön ist stellenweise der den Waldboden bedeckende Moostepich.

Der Wildbestand der Warnickener Forst zeichnete sich seit jeher durch das in ihm heimische edle Rotwild aus, das in dieser Forst immer eine besondere Rolle spielte. Unter König Friedrich Wilhelm I wurde es 1733 von der Kurischen Nehrung hierher getrieben, so daß dann schließlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Bestand von etwa zweihundert Tieren vorhanden war. Bei einer

Jagd um diese Zeit brachen einmal achtzehn Tiere nach dem Strande aus, wo sie von Kuhrener Fischern und Bauern angegriffen wurden; drei Tiere sprangen den Seeberg hinunter und suchten Rettung in der See, aber auch dort wurden sie erschlagen. Wegen des an dem jungen Holzbestand angerichteten erheblichen Schadens suchte man damals die Zahl des Rotwildes wesentlich zu vermindern, so wurden 1840 allein bei einer Jagd in der Forst 40 Tiere, und von einem jagdberechtigten Gut in der Nähe des Waldes 60 Tiere erlegt. Bemerkenswert ist das Geweih eines 1800 in der Forst abgeschossenen Rothirsches, das auf einer Seite eine schaufelförmige Krone trägt; es befindet sich noch jetzt im Grünhoff.

In den achtziger Jahren wurde das Rotwild dann wieder einmal völlig abgeschossen, bald darauf aber wieder eingeführt. Da es sich sehr kräftig vermehrte und der hierdurch angerichtete Schaden zu bedeutend wurde, ist gegenwärtig die Zahl durch Abschluß auf etwa dreißig Tiere vermindert. Ihr Standort ist zumeist das Wilhelmshorster Revier, da es dort ungestörter ist und auch der Wald nicht so stark abgeholzt wurde, wie in seinem nördlichen Teil.

Weniger bekannt ist, daß in der Warnickener Forst dauernd ein kleines Rudel Elche Standquartier hat, denn nur ganz zufällig bekommt man dieses seltene Urwild zu Gesicht; oft erfreut aber den Wanderer das liebliche Reh, dessen Bestand ein recht guter ist.

Daß in einem derartig großen und mit Absicht in einer gewissen Ursprünglichkeit gehaltenen Walde auch das Raubzeug entsprechend häufig vorkommt, ist ganz natürlich. Dieses findet seine Nahrung aber wieder nur dann, wenn anderes Getier darin reichlich vorhanden ist, was wieder auf die Gesundheit des Waldes hinweist. Längst vorbei ist aber die Zeit, wo nach den Forstbestimmungen der Waldbereiter dieses Forstes noch eine Anzahl Bärenatzen jährlich abzuliefern hatte; noch heute horstet aber in der Warnickener Forst als letztes Vermächtnis des deutschen Urwaldes der so seltene schwarze Storch, auch Waldstorch genannt. Bemerkenswert sind die großen Ameisenhügel, die besonders im nördlichen Forstteil anzutreffen sind.

Der Verwaltungssitz der Forst ist seit mindestens drei Jahrhunderten Warnicken, denn bereits 1629 wird hier ein Wildnisbereiter erwähnt. Mit der



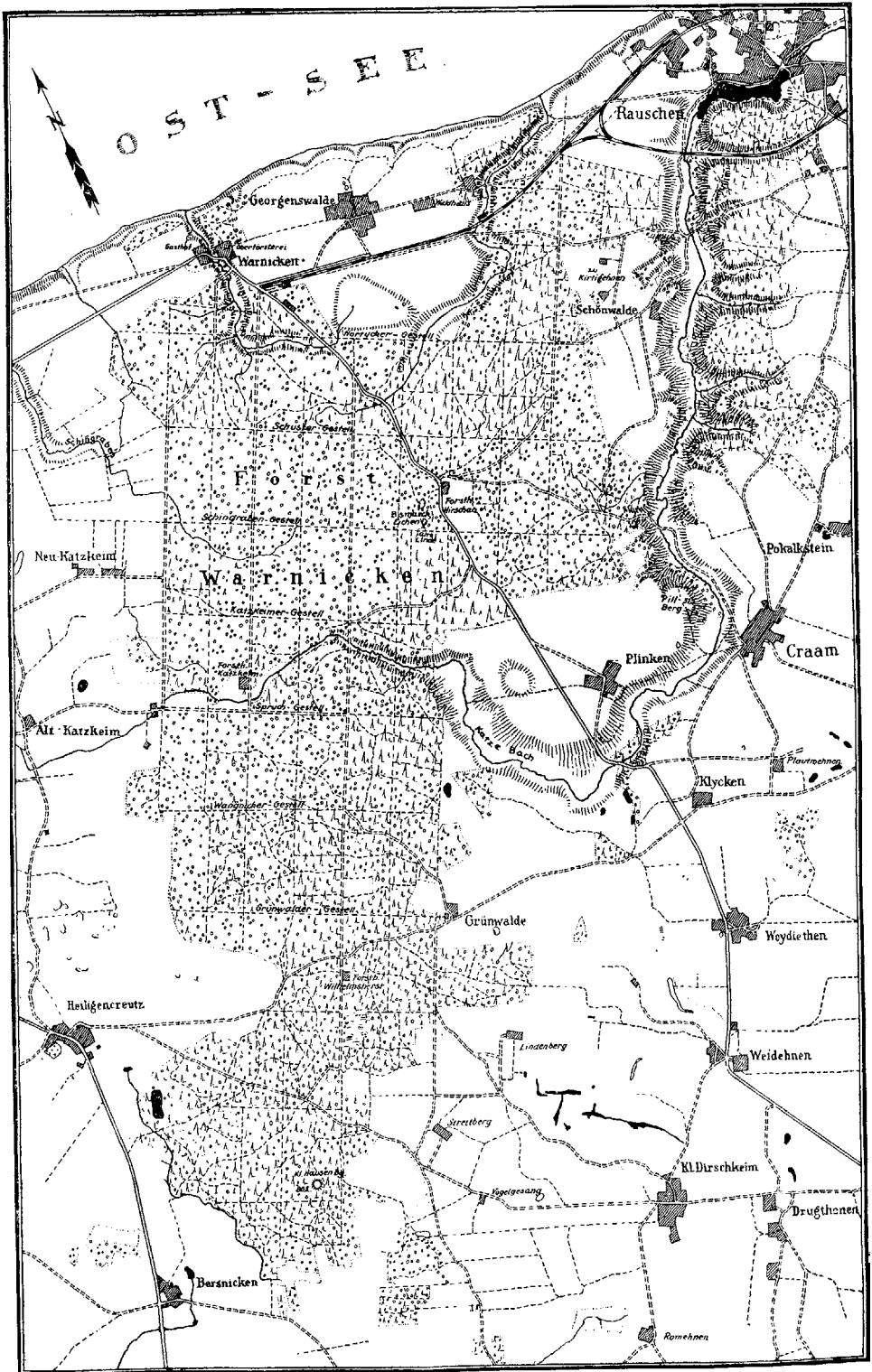
Waldpartie an der Straße nach Hirschau.

Warnickener Stelle war bis in die neuere Zeit ein gewisses Aufsichtsrecht über die anderen Oberförstereien des westlichen Samlandes verbunden. Die Unterförstereien lagen früher nicht im Walde selbst, sondern an dessen Rande: es befanden sich solche in Kirtigehnen und Woydiethen. Zurzeit sind Förstereien in Hirschau — das früher als der Hirschkrug ein Gasthof war —, ferner in Wilhelmshorst und Katzkeim. Ein weiterer Förster, jedoch ohne Revier, wohnt im ehemaligen Gutshaus Schönwalde, wo sich, wie auch in der Nähe von Heiligencreutz, eine Waldarbeiterkolonie befindet. Die Försterstellen in der Warnickener Forst, dem kleinsten aber feinsten Staatswald, erfreuen sich unter den Beamten besonderer Beliebtheit, denn auch der berufene Heger des Waldes steht der Schönheit des von ihm verwalteten Reviers nicht teilnahmslos gegenüber.

Weit über den gegebenen Rahmen hinausgehen würde die Erwähnung aller jener zahlreichen schönen Partien in der Warnickener Forst, die den alten Freunden dieses Waldes wohlbekannt sind und sich den neuen im Suchen erschließen dürften. Einig werden sich aber alle Besucher dieses schönsten Waldes des Samlandes in dem Wunsche sein, daß in ihm bald wieder das Schweigen einkehren möge, das jetzt durch die Axt des den Wald lichtenden Holzfällers und den Lokomotivenlärm gestört wird, ohne daß aus dieser Waldschlächtereier der Allgemeinheit ein wirklich entsprechender Nutzen entspringt. „Die Warnickener Forst war stets ein Schutzwald, möge sie kein Nutzwald werden“.



Waldbaracke
errichtet für russische Arbeiter während des Krieges.



Karte der Warnickener Forst.

Samland, du goldnes Samland,
 Wie grünet deiner Wälder Pracht.
 Aus Schluchten, Palwen, Hügeln.
 Umweht uns wie mit Flügeln
 Die kühle Waldesnacht.

von der Trenck.



Georgenswalde.

Eine als Seebad spät entdeckte Schönheit ist Georgenswalde, das jüngste unter den samländischen Seebädern von Ruf. Fast inmitten des Ortes liegen einige der schönsten vielgepriesenen Samlandsschluchten, die allein ausreichen würden, um das Bad, das mit seiner Umgebung fast zu viel des landschaftlich Schönen bietet, zu einer besonderen Sehenswürdigkeit zu machen.

Die westliche Grenze Georgenswaldes bildet die früher zugängliche Fuchsschlucht.

Zu ihrem Fuß führte eine 1905 zerstörte Treppe von 230 Stufen hinab; noch schärfer wird aber die Grenze durch ein von einer mächtigen Esche flankiertes Waldtor betont. Von hier führt auf der Höhe der Seeberge ein schattiger, etwa vier Kilometer langer Fußweg bis zu der Georgenswalde nach Osten begrenzenden Gausupschlucht.

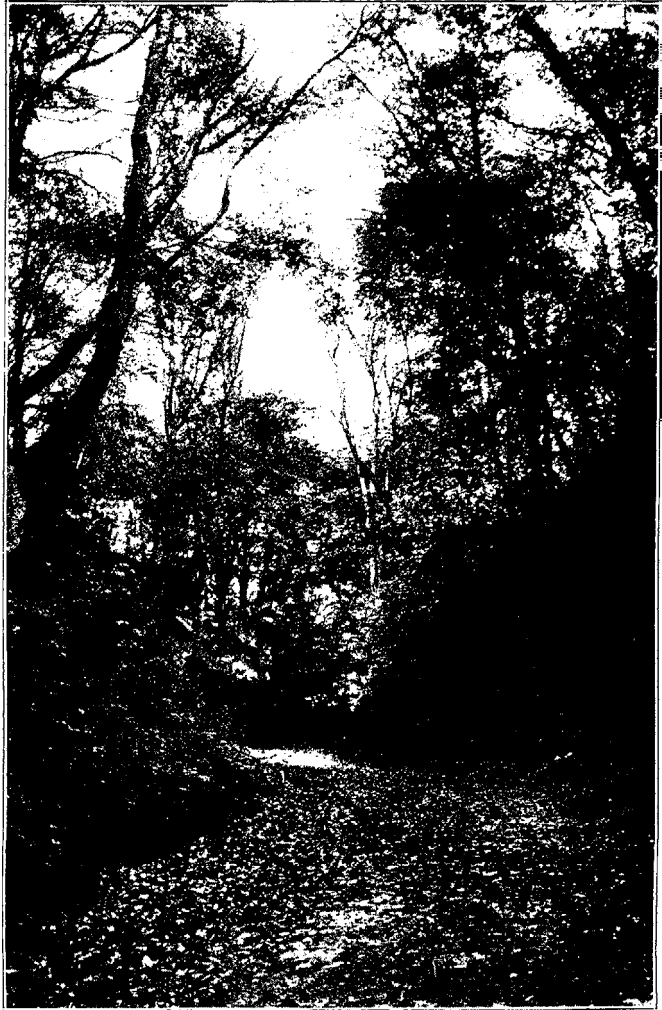
Herrliche Fernblicke sind es, die sich dem Wanderer auf diesem Wege bieten, wie die vorspringende „Augenweide“, die Elisenhöhe an der blauen Rinne, bald darauf der Fürstensitz, und als bekanntester Punkt der Götterblick mit weiter Aussicht von der Brüsterorter bis zur Loppöhner Spitze; hübsch ist das dabei liegende Birkenwäldchen „der Götterhain“. Nicht weniger als diese Prunkstellen des Samlandes fesseln die zur See hinabführenden Schluchten Georgenswaldes. Von ihnen hat sich die Blaue Rinne, ein wilder Kessel, ihren ursprünglichen Charakter am



Motiv aus der Blauen Rinne.

besten bewahrt. An ihrem Ausgang ist ein Sandberg vorgelagert, bei dem sich ein kleines Bächlein mühevoll vorbeischlängelt.

Der nächste große Einschnitt in die Seeberge ist die schmale, aber lange und vielgeschlängelte Detroit-schlucht. Mit ihrem reizvollen Durcheinander des Baumbestandes und ihrem gepflegten Zustand ist sie ein Naturpark von großer Schönheit; sie ist ihrer Lieblichkeit wegen wohl die beliebteste aller Samland-schluchten. Ihren Namen führt sie auf den früher in Königsberg als Prediger der französisch-reformierten Gemeinde amtierenden Detroit, einen geborenen Magdeburger, zurück. Detroit wohnte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Reihe von Jahren im Waldhause,



Partie aus der Detroit-schlucht.



Das Waldhaus in Georgenswalde.

dabei entdeckte er die Schlucht eigentlich erst für die Allgemeinheit und machte sie mit Unterstützung des damaligen Besitzers Georgenswaldes zugänglich. — Detroit geriet später in den Verdacht, freireligiöse Anschauungen zu haben, damals Grund genug, daß er seine Stellung verlassen mußte. Er ging dann als Seelsorger nach Livorno

in Italien, wo er auch gestorben sein soll; seinen Namen hat er aber im Samland in der herrlichen Detroitsschlucht zu einem unvergänglichen gemacht.

Im Winter bildet die Schlucht eine etwa 400 Meter lange fast dauernde Naturrodelbahn, die in unserem nordischen Klima — wie auch ihre Schwesteranlagen in Fischhausen und auf dem Galtgarben — nicht auf zufällige Frosttage



Die Gausupschlucht.

angewiesen ist. Bemerkenswert ist die in der Detroitsschlucht zu Tage tretende Braunkohlenformation.

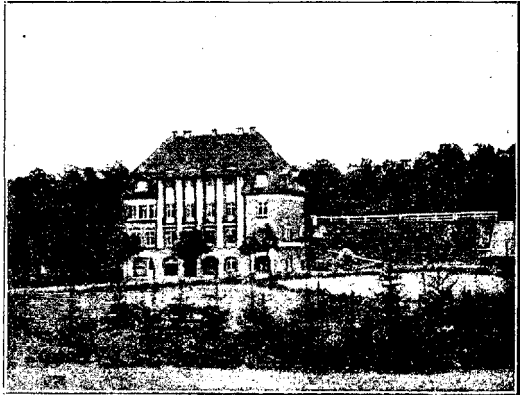
Ein weiterer bedeutender Landeinschnitt ist der Wolfskessel oder die Wolfskaule, ein Erdkessel, von dem nur die Westseite bewaldet ist. Diese früher auch den Namen „der große Sprind“ führende Schlucht entstand in einer einzigen Nacht, da die hier unter der Erde fließenden Quellwasser ganz besonders kräftig sind.

Die gewaltigste aller Schluchten des Nordstrandes ist aber die Gausupschlucht, die ihren Namen aus dem lettischen gows = Kuh u. up oder uppe = Bach herleitet, also Kuhbach bedeutet. Mit ihren zerklüfteten Nebenschluchten erstreckt sie sich weit in das Land hinein, in ihrer



Ehemaliges kurfürstliches Jagdhaus, jetziges Gutshaus in Georgenswalde.

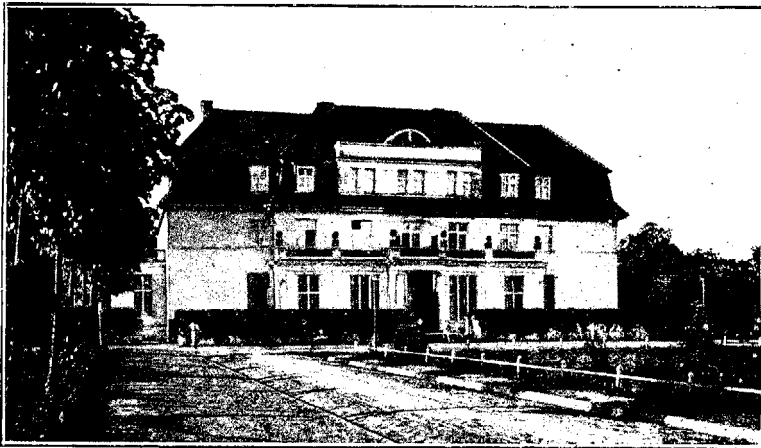
Romantik durch das kleine durchfließende Bächlein gleichen Namens erhöht. Der prächtige Baumbestand schützt jetzt die Schlucht vor jenen Erdrutschungen, wie sie früher häufiger waren, ging doch z. B. 1839 ein Landstück von etwa 150 Fuß Länge und 20 Fuß Breite hier auf einmal in die Tiefe. Bei heftigen Stürmen bildet der Talkessel einen gewaltigen Schallraum, in dem sich die Brandung derartig laut bricht, daß man sie auf eine Meile weit hören kann.



Bahnhof Georgenswalde.

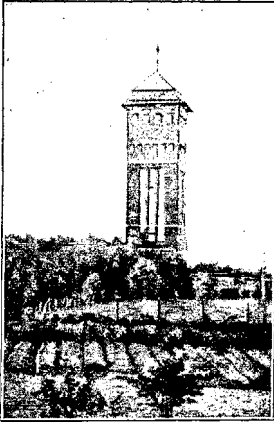
Unterhalb der Gausup befindet sich die etwas abgelegene Badestelle Georgenswaldes. Der Strand hat hier bereits wieder eine ansehnliche Breite, nachdem er bei Warnicken kaum gangbar war. Die Fußgängerbrücke am oberen Ende der Schlucht wurde 1905 angelegt.

Die Geschichte des Gutes Georgenswalde liegt im Gegensatz zu der des Bades lange zurück. In älteste Zeiten führen uns die sieben Hügel, alte Hünengräber, auf



Kurhaus Georgenswalde.

denen der Wasserturm steht, zurück; auch die Amalienhöhe beim Gut Georgenswalde, jetzt einen kleinen Friedhof tragend, ist ein gewaltiges Hünengrab. Die urkundlichen Nachrichten über Georgenswalde, so benannt nach dem Kurfürsten Georg Wilhelm, reichen auf den 7. Juli 1629 zurück; an diesem Tage verlieh dieser seinem Wildnisbereiter Caspar Cawemann auf dessen Bitte ein Stück „unurbaren“ Landes „zwischen der Warnicker Grenze unserer Wildniß Gorge und der offenbaren See gelegen“ zu köllmischen Rechten und so lange, wie er und seine Erben dem Kurfürsten treu dienen würden. Der Umfang des belehnten Landes betrug 5 Hufen 22 Morgen. Der Sage nach erhielt Cawemann das Gut als Belohnung für die Errettung des Kurfürsten vor einem Bären, die Urkunde spricht aber nur von treu

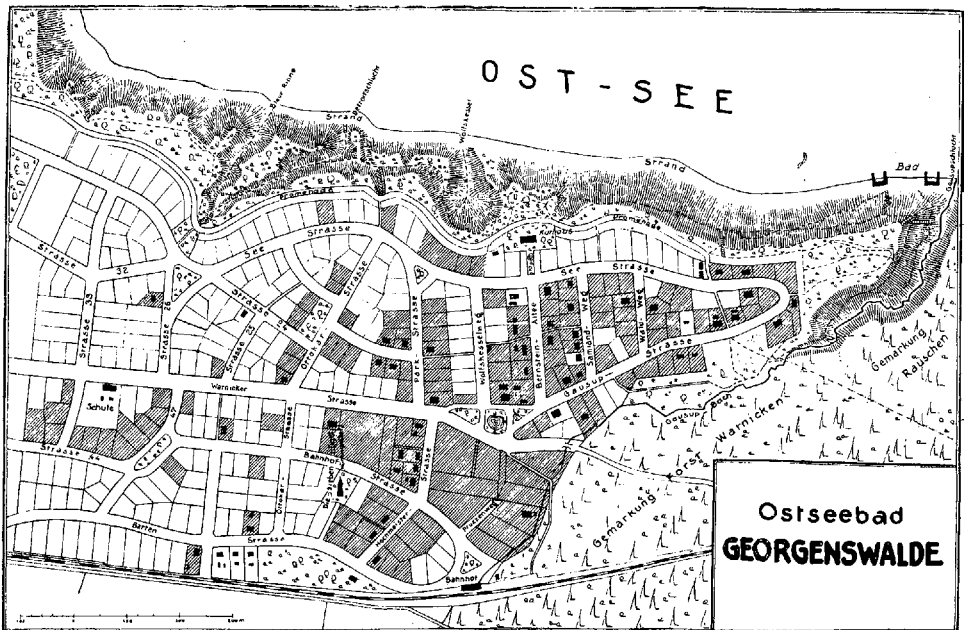


Wasserturm.

geleisteten Diensten; 1651 finden wir dann „Jürgenswalde“ dem Hennig Wedimir verschrieben. Nachdem Georgenswalde 1860 ein selbständiges köllmisches Gut geworden, wurde zu gleicher Zeit seine Aufnahme in die Rittergutmatrikel genehmigt.

Das noch stehende alte Gutshaus ist nach einem Balkeneinschnitt bereits 1618 erbaut, vermutlich war es ein Jagdhäuschen des Kurfürsten, und noch heute bezeichnet man eine Zimmernische als seinen Sitz bei den Jagdmahlzeiten. Alt ist nur der Mittelbau, die beiden Seitenflügel stammen aus späterer Zeit; pietätvoll wird der ursprüngliche Zustand des Gebäudes von seinem jetzigen Besitzer gepflegt. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, jener Zeit, wo am samländischen Strand überall Bernsteingräbereien entstanden, war Georgenswalde im Besitz eines Königsberger Kaufmanns, von dem es dann der Landwirt Neumann erwarb, der auch auf dem nahe dem Gutshause gelegenen Hügel begraben wurde. Bereits Neumann hatte das ihm gehörende Waldhaus zur Aufnahme von Fremden eingerichtet, und jahrzehntelang fand sich hier ein kleiner Stamm von Freunden Georgenswaldes ein, bis das Jahr 1906 der Beginn eines neuen Abschnittes für diese schöne Küstengegend werden sollte.

Zu diesem Zeitpunkt verkaufte Neumann den östlich gelegenen Teil seines Gutes mit etwa 400 Morgen an die Landbank in Berlin, die hier die Gründung eines großzügigen Seebades plante; aus den verbliebenen 800 Morgen wurde das jetzige Gut gebildet. Gemeinsam mit den Behörden wurden 1908 die Richtlinien für den Bebauungsplan festgelegt, nach denen sich Georgenswalde in der Hauptsache als neuzeitliche Gartenstadt entwickeln soll.



Plan von Georgenswalde 1921.

Die damals zum Schutze der als ein Naturdenkmal eingetragenen Steilküste getroffenen Vereinbarungen sind von größter Wichtigkeit. Darnach müssen u. a. alle Häuser in mindestens 50 Meter Entfernung von der Kante des Seeberges gebaut werden, dieser selbst ist in der Breite von 18—20 Metern dauernd aufzuforsten. Alle Abwässer sind zu sammeln und dürfen nur an einer Stelle in die See geleitet werden.

Da einstmals die ganze Gegend ein geschlossenes Forstrevier war, aus dem man große Flächen der Landwirtschaft zuführte, wurde, um den Baumbestand nicht noch weiter zu verringern, bestimmt, daß der den neuen Badeort umschließende Wald nur soweit abgeholzt werden darf, als zur Errichtung der Gebäude notwendig ist. Georgenswalde wird daher stets ein von See und Wald umgebener Badeort bleiben, denn auch die 52 Hektar Gutswald bilden einen wertvollen Besitz des Bezirkes.

Die Entwicklung Georgenswaldes war eine erstaunlich rasche, in kurzer Zeit entstanden ausgezeichnete Straßenzüge, und bereits 1912 besaß es gegen 50 Villen, deren zahlenmäßiges Anwachsen zwar durch die Kriegsergebnisse stark beeinflußt wurde, aber bereits wieder im Steigen ist. Unter den öffentlichen Bauten sind der überaus freundliche Bahnhof, ferner der 41 Meter hohe Turm des Zentralwasserwerkes, der ein kleines Warmbad einschließt und als Aussichtsturm einen herrlichen Rundblick ermöglicht, beachtenswert. Ein hübscher Bau ist auch das Kurhaus. Kurz vor dem Kriege erhielt Georgenswalde eine Schule.

In welcher Richtung sich die weitere Entwicklung Georgenswaldes bewegen wird, erscheint zurzeit ungewiß; noch entbehrt es mancherlei als notwendig erscheinende Einrichtungen, deren Mangel Georgenswalde vielleicht doch eines Tages in die Arme Rauschens, der größeren Schwester, treiben wird.



Der Strand von Rauschen bis Georgenswalde und Brüterort.



Das Tal der Katze bei Schönwalde.

Laßt uns die Heimat sehen, dann werden wir sie lieben. Erkennen wir, was uns die Heimat ist, dann werden wir sie schön finden, uns aber stark und frei machen.

Das Gebiet der Katze.

An der Westseite der Warnickener Forst und in der Nähe der Dörfer Katzkeim entspringt der Katzebach, der mit seinem etwa 14 Kilometer langen Lauf zu den größten der zur See fließenden Gewässern des Samlandes gehört. In der Forst noch nach Südosten verlaufend, zwingt ihn das hügelige Klyckener Gelände zur Abbiegung nach Norden, worauf der Bach durch ein stark mooriges Tal und durch den aufgestauten Rauschener Mühlenteich bei Sassau in die See mündet.

Die Katze Gründe Über die Benennung des Gewässers und der es teilweise begleitenden Katze Gründe bestehen Unstimmigkeiten. Wichert glaubte ihren Ursprung in den hierin eingelagerten weißen Sandschollen oder gar in wildernden Katzen zu finden; nach anderer Meinung soll das verhältnismäßig starke Gefälle des Baches die Ursache des Namens sein. Richtig dürfte aber sein, daß die Katze ihren Namen von dem in ihrem Ursprungsgebiet vom Orden angesiedelten Sudauer Catze herzuleiten hat, nach dem ja auch die Dörfer Katzkeim benannt worden sind. Die richtige Bezeichnung wäre also „Katzebach“ und „Katze Gründe“ und nicht wie zumeist und in unsicherer Schreibweise „Katzebach“ und „Katze Gründe“. Jedenfalls hat das liebliche Flößchen nicht das geringste mit Katzen zu tun.

Das ganze Katzegebiet ist reich an eigenartigen Schönheiten, unter denen die des Schönwalder Tales, so benannt nach dem ehemaligen kleinen Gut und jetzigen Forstgebäude gleichen Namens, und unter diesen wiederum die Katze Gründe, die besuchtesten sind. Das Gelände dieses wildverworrenen malerischen Waldlabyrinthes ist durch mehrere, in tiefen und engen Schluchten zur Katze fließende Bächlein sehr unzugänglich, und jedes Abweichen von den spärlichen Pfaden führt in die Irre; trotzdem sind die an Plätzen heimlicher Melancholie reichen Katze Gründe ein beliebtes Wanderziel.

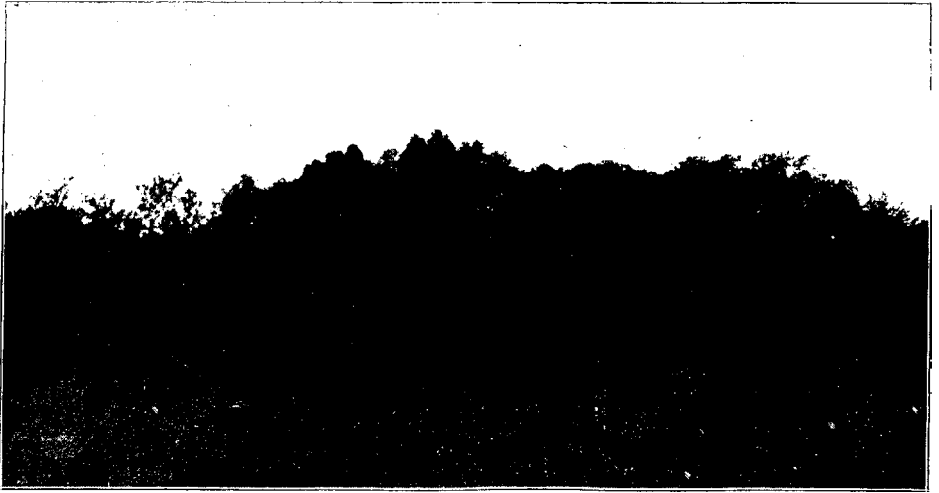
Zu einer besonders undurchdringlichen Waldwildnis hat sich durch die Stauungen des Baches bei Rauschen der südliche Teil der Katzezüge entwickelt; ihr weiterer Charakter wird dann durch die das Tal östlich begrenzenden und es von Craam an begleitenden Hügel bestimmt. Zu den bemerkenswertesten Punkten gehören das weiße Meer, in dem phantasievolle Besucher den täuschend ähnlichen Eindruck eines schäumenden Gebirgsbaches erhalten wollen, ferner der Festplatz mit der Schutzhütte, einem 1908 erbauten kleinen Naturtempel am großen Katzeberg. Fast vergessen ist aber der einstige Schacht des in den siebziger Jahren hier beabsichtigten Bernsteinbergwerkes Nortycken, zu dessen Mißerfolg eindringende Wasser die Ursache wurden. Wohl mit Unrecht behauptet der Volksmund, daß Palmnicker Geschäftsneid die Entwicklung des Bergwerkes verhindern ließ. Die



Das weiße Meer in den Katzezügen.

Stelle des Schachtes findet man leicht an dem fast völlig bewachsenen Erd-ausschnitt südlich des Karlsberges und am Nortycker Wege; an das staatliche Bergwerk selbst aber erinnern nur noch einige damals für die Bergleute erbaute Wohnhäuser in Nortycken.

Den Abschluß der Katzezüge bildet der 72 Meter hohe Karlsberg, gleichzeitig der höchste Punkt der ganzen Gegend. Der Name dieses Hügels stammt aus dem altpreußischen kalxte, aus dem dann ein Kalske-, auch Kalks-, und schließlich ein Karlsberg wurde; gefundene steinzeitliche Artefakte und Stein-splitter lassen darauf schließen, daß hier eine Werkstätte der Steinzeit war und daß wir uns hier auf uraltem Kulturboden befinden. Vom Karlsberge hat man einen hübschen Blick über Rauschen und das Katzetal; weniger erwünscht erscheint Naturfreunden das in neuerer Zeit auf ihm errichtete Gasthaus. Als eine kleine Sehenswürdigkeit gilt der Karlsberg im Spätsommer, wenn die Blüten des den Hügel fast völlig bedeckenden Heidekrautes ihm ein braunviolettes Gewand geben. Die hier von Kirtgehen über die Schafbrücke führende Straße bildet die Grenze



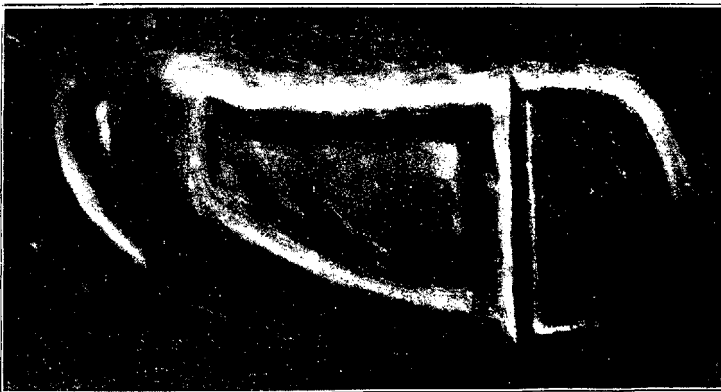
Der Pilberg im Tale der Katze bei Plinken.

zwischen den großen und den kleinen Katzegründen, einem sich bis zur Bahn erstreckenden Waldteil von geringerem Reiz.

Lange Jahre war das Betreten der Katzegründe verboten, längere Verhandlungen mit ihren Besitzern, den in der Nähe liegenden Gütern, führten schließlich 1906/7 zur Übernahme des ganzen, etwa 250 Morgen Heide und Wald umfassenden Gebietes an den Staat. Hierdurch änderten sich die Verhältnisse zwar in günstiger Weise, aber erst weitgehende Wegeverbesserungen werden dieses eigenartige Waldgebiet völlig erschließen, zu dessen Besuch heute noch ein kundiger Führer notwendig ist.

Der Pilberg bei Plinken

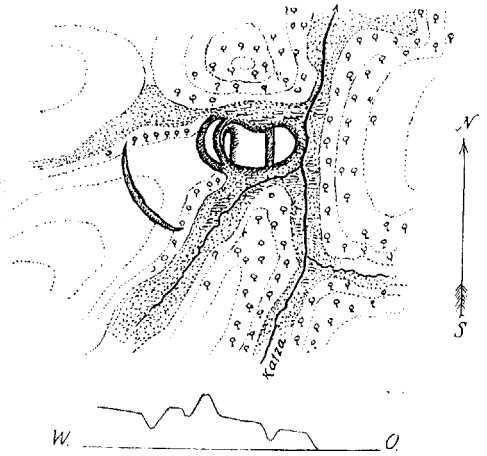
Wenn wir uns dem westlichen, meist mit Dünensand bedeckten Höhenrand des Schönwalder Talcs zuwenden, so finden wir nach einigem Suchen in seinem südlichen Teil die mit alten Eichen und Buchen bestandene hochbedeutsame Stätte des Pilberges. Dieser sich kaum merklich von der Umgebung abhebende Burgwall liegt an dem von Craam nach Schönwalde führenden Wege, und ist kennlich durch zwei versumpfte Graben-



Modell des Pilberges.

Nach einer topographischen Aufnahme von Anhalt.

einschnitte, die ihn nach Nord und Süd begrenzen. Noch vor einigen Jahrzehnten waren diese Gräben unpassierbar, erst Drainagen ließen sie austrocknen. Der ganze Burgwall hat die Gestalt eines von Osten nach Westen liegenden länglichen Ovals, dessen schmale Stirnseite dem moorigen Tal der Katze zugewendet ist. Wie das Modell des Walles zeigt, besteht er aus drei Abschnitten, von denen der östlich gelegene mit einer Breite von etwa 80 und einer Tiefe von etwa 52 Schritten eine Art Vorburg darstellt. Über seinen wirklichen Zweck ist man im unklaren; als Verteidigungswerk dürfte er kaum in Frage gekommen sein, da er von dem nächsten Abschnitt, dem großen Pilberg, eingesehen werden kann. Durch einen Graben wird dieser Teil von dem Hauptwerk, auch großer Pilberg genannt, getrennt. Dieser hat bei gleicher Breite eine Tiefe von etwa 110 Schritten: sehr steil ist sein Abhang, trotzdem vermutlich größere Flächen des Walles bereits abgerutscht sind. Durch einen mächtigen, bis 17 Meter tiefen Graben getrennt, liegt dem Hauptwerk ein weiterer Wall vorgelagert, dem sich in einiger Entfernung ein durch Beackerung jetzt kaum noch kenntlich gebliebener weiterer Wall anschließt.



Lageplan und Profil des Pilberges.
Nach C. Beckherrn.

Gewaltige Erdarbeiten waren notwendig, um diesen Burgwall zu schaffen, der zu den bedeutendsten Bauten seiner Art im Samland gehört. 1827 wird der Pilberg noch als unbewaldet geschildert, jetzt ist er, namentlich mit Unterholz, sehr stark bestanden, so daß seine Form nicht ohne weiteres klar zu überblicken



Wallpartie am Pilberg.

ist. Der Besucher nimmt von diesem Zeugen samländischer Vergangenheit einen tiefen Eindruck mit; der Pilberg verdient es daher, häufiger besucht zu werden, als es zumeist noch der Fall ist.

Noch weniger als bei den anderen samländischen Burgwällen hat die geschichtliche Forschung den Zweck des Pilberges feststellen können. Am zutreffendsten dürfte die Mutmaßung sein, daß wir in ihm eine alte Kultusstätte zu erblicken haben, worauf auch seine Lage hinweist. Bis hierher dürfte sich das Gebiet des obersten Priesters, des Kriwen, erstreckt haben; Romowe lag nicht weit, und auch der Name des benachbarten Pokirben (Pokriwen?) klingt daran an. Vielleicht war der Pilberg einst der Zufluchtsort des Kriwen und seiner Priester. Einige Funde auf dem Pilberg deuten darauf hin, daß er am Beginn der Ordenszeit auch als Fliehburg bei den Litauereinfällen gedient hat.



Am Unterlauf der Katze.

Die verhältnismäßig zahlreichen, sich an den Pilberg knüpfenden und bei den Bewohnern seiner Umgebung erhaltenen Sagen weisen alle auf eine gewisse Scheu vor ihm hin; sie sind zumeist religiösen Charakters, denn noch heute spricht der Geist des Pil- oder Hexenberges zu ihnen. Seinem Erscheinen wird eine böse Bedeutung unterlegt. Am bekanntesten ist nachstehende Erzählung:

Einstmals zeigte sich regelmäßig um die Mittagszeit auf dem Pilberg eine Frau, die ihr Haar kämmt. Oft bat sie dort weilende Hirten, sie anzufassen, aber kein Wort dabei zu sprechen, bis endlich ein Hirtenjunge sich hierzu den Mut nahm. Gleich erschien ihm allerlei Teufelsblendwerk, und in seiner großen Angst entrang sich ihm ein „Herrgott“. Sofort darauf war die Frau von seiner Hand los, weinte und klagte, daß sie nun für ewig verloren sei, und verschwand vor seinen Augen. Seitdem treibt dort der Böse sein Wesen.

Eine andere Sage handelt von einem Schatzgräber, der durch den schwarzen Hund eines Wächters vom Berge vertrieben wurde. Auch befand sich früher auf

dem Pilberg ein großer Stein, der dann den Abhang herunterstürzte und im Morast der nördlichen Schlucht, auch Hölle genannt, liegen blieb. Die sonderbare Form des Steines deutete man als einen Tisch, auf dem der Teufel während der Zeit des Gottesdienstes mit seinen Kindern Karten spielte.

Die Länge des Schönwalder Tales von Craam bis zum Rauschener Mühlen-
teich beträgt etwa fünf Kilometer; unterwegs nimmt die Katze noch ein aus der Warnickener Forst kommendes kleines Bächlein auf; bis vor etwa hundert Jahren war sie auch bei Klycken noch zu einem größeren Teich aufgestaut. Freundlich ist der Anblick dieses echten Wiesentales namentlich im Frühling, wenn das Bächlein mit dem weißen Blütenmeer der sich immer stärker ausbreitenden Wasserpest bedeckt ist. Nach dem Eintritt in den Rauschener Mühlen-
teich verändert die Katze ihren Namen, um als Rauschener Mühlenfließ sich in den Dienst der dortigen Wassermühle zu stellen und hinter Sassau in die See zu münden.



Unter den Craamer Dorflinden.

Unter den im Gebiet der Katze liegenden Ortschaften ist Craam die bedeutendste, bekannt durch die Anzahl seiner großen, den Gasthof umgebenden Linden. Das Dorf wird erstmalig 1463 erwähnt, jedoch sollen die Familien Wenk und Schneege bereits an fünfhundert Jahre in Craam und dessen Umgegend ansässig sein. Um 1700 hatte das Dorf fünf Freigüter, damals bestand auch bereits die Schule des Ortes. Mit den eingemeindeten Ortschaften Pokalkstein, Plautwehnen und Schnarlings ist Craam mit seinem Umfang von 1028 Hektar die weitaus größte Landgemeinde des Kreises Fischhausen, seine Einwohnerzahl betrug 1919 311 Personen. Diese Ausdehnung erhält Craam namentlich durch die große Fläche des Pokalksteiner Moores, dessen stellenweise drei Meter übersteigende Moostorfablagerung mit ihrer für den Botaniker beachtenswerten Moorflora jetzt umfangreich als Brenntorf ausgebeutet wird. Aus dem Abfluß des Moores bildet sich das spätere Thierenberger Mühlenfließ.

Pokalkstein liegt auf dem bereits 1305 genannten Polkalxten campus, in dem wir wiederum das altpreußische kalxte treffen, ohne auch hier eine Erklärung

dafür zu haben. Die noch vor etwa hundert Jahren bestehenden drei Freigtüte und fünf Eigenkätnerstellen des Dorfes sind jetzt in zwei Besitzungen aufgegangen.

Von der Höhe des Dorfes Craam hat man einen schönen Blick auf das benachbarte Gut Plinken, einstmals als Poplyncken ein Besitz des Sudauers Mylcko. Später wurde es am „neuen Jahrestag“ 1562 von Herzog Albrecht dem Severus Schwarz zu Lehnrecht verschrieben, es blieb auch später Lehngut.

Aus neuerer Zeit ist Plinken bemerkenswert als Besitz des Barons Rudolph Fr. von Printz, geboren am 23. September 1818 zu Riesenburg und gestorben am 7. November 1885 zu Plinken. von Printz war ursprünglich Offizier; durch seine bildhauerische Begabung zog er die Aufmerksamkeit des Königs Friedrich Wilhelm IV. auf sich, der ihn auch zum Studium in Berlin und Paris anregte. Seine Tätigkeit lag besonders auf dem Gebiete der Tierplastik; so sind u. a. das Pferd am Denkmal Friedrich Wilhelms III. in Königsberg und die Tierfiguren am Alten Museum in Berlin von ihm modelliert. Im Jahre 1861 legte er den Meißel aus der Hand und wurde Landwirt in Plinken, überaus beliebt bei seinen Gutsangehörigen. Eine früher im Garten des freundlichen Plinkener Gutshauses stehende Löwentötergruppe von seiner Hand befindet sich jetzt in Tolks; seine kleine Sammlung von altpreußischen Altertümern vererbte er dem Prussiamuseum in Königsberg.



Rauschener Teichidyll.



Rauschen.

Willst du die Kühnheit der formenden Küste belauschen,
 Zieh an das herrlich zerklüftete Ufer von Rauschen!
 Der schneeweiße Sand
 Am wildwüsten Strand
 Von der goldigen Sonne durchlichtet!
 Da hat die Urnatur
 Mit riesiger Keilfraktur
 Eine Dünenromanze gedichtet. A. Münchenberg.

Das Ostseebad Rauschen.

Unter allen Badeorten des Samlandes hat Rauschen die glänzendste Entwicklung durchgemacht und sein Emporblühen kann auch heute noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden. Diese Beliebtheit verdankt Rauschen aber nicht allein seiner herrlichen Natur, sondern es hatte auch das Glück, eine Reihe weitblickender Männer zu besitzen, deren aufopfernde Tätigkeit Rauschen eigentlich erst zur Perle des Samlandes machte.

Rauschen ist eine altpreußische Siedlung, die bereits 1258 als Rusemoter erwähnt wird, auch wird es gelegentlich einer Verschreibung im Jahre 1458 genannt, in der ein Albrecht von Rawschen vier Huben im Dorfe Sassio erhält. Der Überlieferung nach soll früher ein Schloß — jedenfalls ein alter Burgwall —, und zwar in der Gegend östlich der Kleinteichstraße in Rauschen gestanden haben; noch auf einer Karte aus dem Jahre 1865 sind hier der Schloßberg und Schloßgraben eingezeichnet, an ihn sich knüpfende Sagen sind noch heute im Volke erhalten. Sicher aber war das alte Rauschen ein recht armseliges, von Fischern lettischen

Ursprunges besiedeltes Dorf, dessen Bewohner jedoch den Charakter als preußische Freie besaßen.

Noch vor hundert Jahren bestand Rauschen aus einem kleinen Dutzend Fischer- und Bauernhäuschen, die sich um den, einer trüben Wasserlache gleichenden Teich gruppieren. Mensch und Tier hausten in der denkbar einfachsten Form nebeneinander, und wie wertlos das Land damals war, geht daraus hervor, daß z. B. noch 1813 für ein sieben Morgen großes Landstück nur ein Taler fünfzehn Silbergroschen drei Pfennige jährlich Pacht gezahlt wurden. Als einzige Zeugen dieses alten Rauschens sind uns die Wassermühle und einige mit Stroh gedeckte Wohnhütten erhalten. Die aus der Ordenszeit stammende Mühle war mit ihren drei Mahlgängen eine der größten des Samlandes. Die nahe stehenden Linden sollen noch älter sein, bezeichnet man doch die stärkste unter ihnen mit einem Umfang von acht Metern sogar als „tausendjährig“. Die Fischerei im Teich war



Unter den Linden am Dorfteich.

verpachtet, u. a. 1668 an den Oberforstmeister von Foller, und 1713 wurde das Recht, im Teich zu des Tisches Notdurst zu fischen, dem Oberforstmeister von Holle verliehen.

Als trostlos wird die Umgebung des alten Rauschens geschildert. Die ehemals bewaldeten Hügel um den Teich waren von den Bewohnern zumeist abgeholzt, ja die ganze Gegend war so öde, daß ein Besucher Rauschens im Jahre 1844 schrieb: „Die wildeste, fürchterlichste Gegend sei nicht so abschreckend als diese Wildnis; ein schauerliches Schweigen liegt namentlich des Abends auf diesem Leichenfeld der Natur.“ Ein Schilderer Rauschens aus dem Jahre 1817 sagt allerdings, daß der Ort damals anmutig von bewaldeten Hügeln umschlossen war.

Eine Besserung wurde durch den Besuch des Königs Friedrich Wilhelm IV. in Rauschen im Jahre 1840 angebahnt, der, die Verschönerung der Gegend ins Auge fassend, die Wiederaufforstung der mächtigen um den Teich und bis zur See liegenden Dünen anordnete; eine Gedenktafel im Garten des Rauschener Hofes

erinnert an diesen bedeutungsvollen Besuch. Noch aber hatte der Forstfiskus in langen Prozessen zunächst das Eigentumsrecht an diesen Dünen festzustellen, ehe man im Jahre 1844 zu ihrer Bepflanzung mit Kiefern schreiten konnte.

Trotz der geschilderten Unwirtlichkeit Rauschens hatten sich aber bereits 1813 die ersten Badegäste eingefunden und um 1817 heißt es, „Rauschen insbesondere ist sehr besetzt, die Gäste fahren hier an das Seeufer“. Die Entwicklung des benachbarten Neukuhrens sollte auch Rauschen zum Vorteil gereichen, denn einer Anzahl Familien war sogar das dortige idyllische Treiben noch zu geräuschvoll und so zogen sie ein Stück weiter westwärts. In Rauschen verlebten diese Badegäste zunächst ihre Sommerferien in den Fischerhütten, deren Bewohner mittlerweile in die Ställe zogen. Die notwendigsten Möbel, Betten und Zelte wurden aus Königsberg mitgebracht, während man am Strande Badebuden aus Holz oder Stroh errichtete. Allmählich entstanden auch die ersten Landhäuser auf der



Rauschen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.
Nach einer Lithographie.

Düne, der ganze Verkehr wickelte sich aber noch immer in dem staffelförmig am Teich liegenden Dorfe ab, scherzhaft die Unterwelt genannt; hier unter den alten Linden war der abendliche Treffpunkt der Badegesellschaft. Seine Anziehungskraft hat der Teich aber noch bis heutigen Tages behalten, wo er durch Feuerwerk und Gondelfahrten den Mittelpunkt festlicher Veranstaltungen bildet. Beschwerlich war der Weg über die fast schattenlose Düne, über die sich schmale Sandpfade zur See schlängelten, bis dann ein in Lehm gestampfter und mit Birken bepflanzter Weg angelegt wurde, aus dem sich die jetzige Promenade entwickelte.

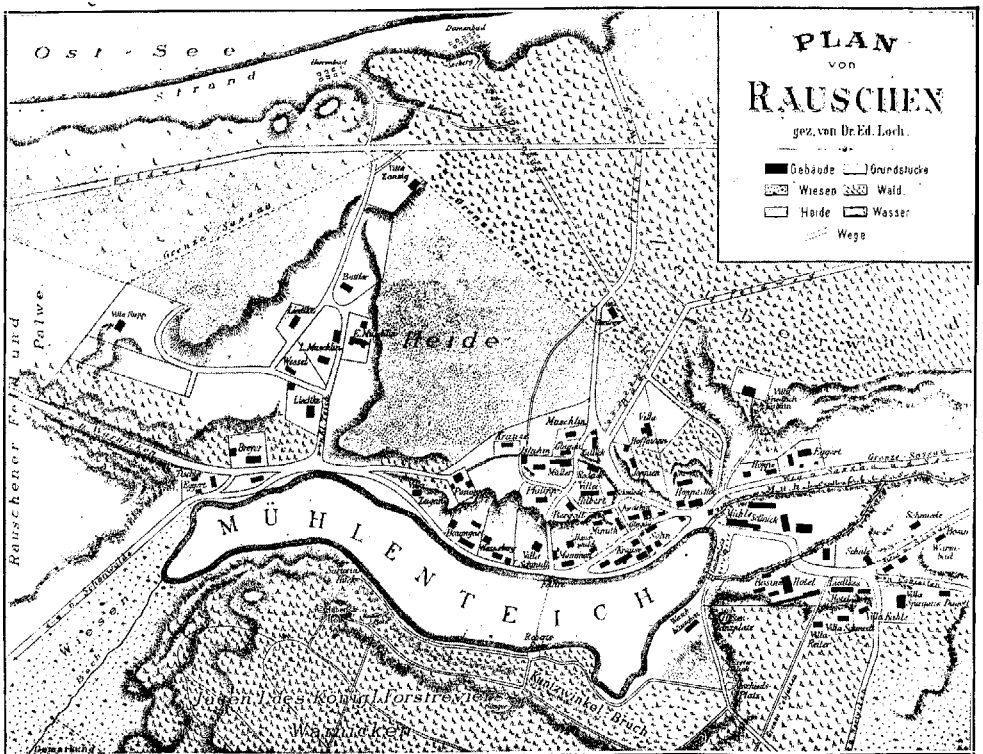
Lange Jahre war Rauschen nun eine ländliche Schönheit, durch Jahrzehnte von den gleichen Familien aufgesucht. Noch heute stehen die damals erbauten Landhäuser der Neumann und Hilpert, deren Namen sich weitere von Glanz, wie Ernst Wichert, Louis Passarge, Felix Dahn u. a. anschlossen. Hier wohnte Nicolai, der Komponist der Lustigen Weiber von Windsor, einer Oper, die aber nicht, wie irrtümlich angenommen, in Rauschen entstanden ist; ferner schuf im

nahen Sassau Ferdinand Gregorovius, der Ehrenbürger Roms, seine besten Werke. Selbst eine durch Beiträge der Badegäste geförderte Zeitung, „der Rauschener Freimütige“, erschien in Rauschen 1841.

Bescheiden blieb Rauschen aber bis zur Eröffnung der Samlandbahn, denn noch 1890 hatte es erst 390 Badegäste. Auch die Ortschaft, die 1831 128 Personen, davon 12 Fischer, 11 Eigenkätner und 8 Instleute, dann 1844 192 und 1858 287 Einwohner, 1895 aber deren 215 zählte, hatte ihren Charakter kaum verändert. Jetzt aber erwachte der Ort aus seinem Dornröschenschlaf, nicht trennten ihn mehr sechs Stunden mühseliger Landstraßenfahrt von Königsberg. Rauschen entwickelte sich zu dem in seiner Schönheit und Lage einzig dastehenden Badeort, wie wir ihn heute vor uns sehen.

Rauschen vom Jahre 1900 bis zur Gegenwart.

Die nunmehr bequeme Verbindung Rauschens mit Königsberg durch die Samlandbahn und mit dem südwestlichen Samland durch die Kreisbahn äußerte sich zunächst durch Zunahme seiner Besucherzahl. Da aber bis zur See immer noch der lange Weg vom Bahnhof zurückzulegen war, begann die Periode fast sprunghaften Aufblühens eigentlich erst mit der Eröffnung der fast unmittelbar an den Strand führenden Anschlußstrecke im Mai 1906. Lieblich ist die Fahrt auf dieser Strecke namentlich im Frühjahr, wenn die zahllosen Lupinen auf den Böschungen der Bahn in leuchtendem Blau erstrahlen. Durch ihren Endpunkt, die Station Rauschen-Düne wurden aber auch bedeutende Landflächen des ohnehin



Rauschen im Jahre 1885. Nach einer Zeichnung von Ed. Loch.



Der Rauschener Mühlenteich von der Teichbrücke gesehen.

bereits sehr ausgedehnten Ortes der Bebauung erschlossen, und es entstand hier auf einem etwa 18 Hektar großen Gelände die jetzt fast völlig ausgebaute Kolonie gleichen Namens.

Auch die öffentliche Bautätigkeit, günstig beeinflusst durch den 1903 gegründeten und überaus verdienstvoll wirkenden Verschönerungsverein, wurde eine überaus lebhaft; so entstand in jenem Jahre und nach einem Plan des Bauinspektors Heinrich Klinke mit Hilfe der Königsberger Pioniere der schöne Weg durch das Marstal. Von späteren vielen Verbesserungen mögen die 1904 auch als Seeuferschutz erbaute Keyserlingkpromenade — so benannt nach dem damaligen Fischhausener Landrat — mit der Erfrischungshalle, die Anlagen bei der Heinrichsquelle, sowie die Umgestaltung der alten Bernsteingrube zum Friedrichspark genannt sein. Ein 1905 neben dem Kurhaus errichteter Gedenkstein erinnert an Klinke, aber auch die Namen eines Heinrich Claass und Carl Kühn werden für alle Zeit einen Ehrenplatz in der Entwicklungsgeschichte Rauschens einnehmen.

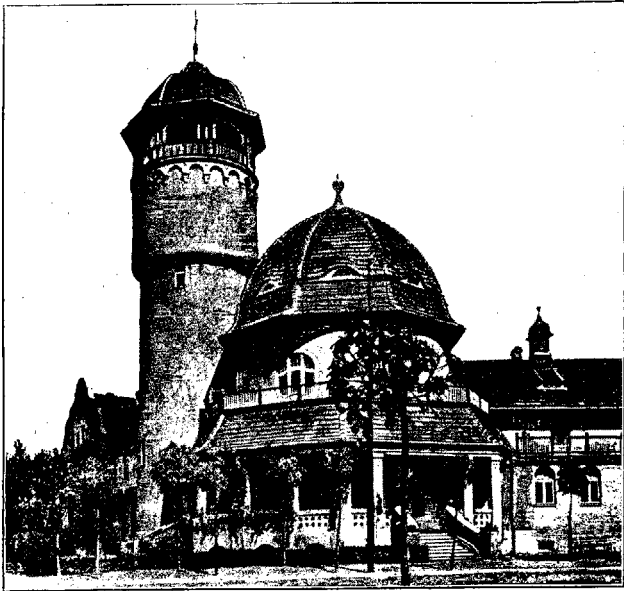
Ein besonderes Ereignis für jene Zeit wurde der Plan des Kirchenbaues, nachdem der erste Gottesdienst für die Besucher Rauschens am 2. August 1903 in den Kolonnaden des Kurhauses abgehalten worden war. Der Bau der Kirche wurde dann auch durch eine Reihe sich hierfür einsetzender Persönlichkeiten ermöglicht, bereits 1906 konnte das



Die Kirche in Rauschen.

Richtfest feierlich begangen werden und 1907 der erste Gottesdienst in ihr stattfinden. Die als Rohziegelbau im gotischen Stil errichtete Kirche entstand demnach völlig aus privaten Mitteln, da selbst der Bauplatz eine Schenkung des Königsberger Kaufmanns August Honig war. Für ihre scherzhafte Bezeichnung als „Ordens“-kirche ist der Grund in den bei ihrer Weihe verliehenen Ordensauszeichnungen zu suchen.

Als besonderen Schmuck besitzt das Innere der etwa 250 Personen fassenden Kirche ein vom Professor Hering gemaltes und geschenktes Altarbild. Der Gottesdienst wird von zeitweilig sich in Rauschen aufhaltenden oder dazu eingeladenen Geistlichen abgehalten, eine Einrichtung, die den Rauschenern Gelegenheit gibt, so manchen bedeutenden Kanzelredner zu hören. Bei der immer größer werdenden Zahl von Familien, die sich Rauschen infolge der allgemeinen Wohnungsnot zum



Das Seewasser-Warmbad mit der Gemeindeverwaltung.

dauernden Aufenthalt wählen, dürfte sich eine kirchliche Selbständigkeit in absehbarer Zeit wohl von selbst ergeben, wenn sich auch die Muttergemeinde Sankt Lorenz hierzu noch abwartend verhält.

Eine besondere Zierde für Rauschen bildet das im Jahre 1907/08 erbaute Seewasser-Warmbad, ein überaus ansehnliches, mit großer Kuppelhalle und einem etwa 25 Meter hohen Wasserturm versehenes Gebäude. Der besteigbare Turm bietet von seiner Höhe eine schöne orientierende Rundschau; die Füllung seines Bassins erfolgt von der See aus durch eine am Seesteg befindliche Leitung und vermittelt des Druckwerkes am Klinkebrunnen. Das Trinkwasser für den Ort liefert wiederum das am Teich stehende Wasserwerk aus den dort befindlichen Quellen. Im Gebäude befinden sich Einrichtungen für warme Seebäder und für Moorbäder, deren ausgezeichnete Heilwirkung steigende Beachtung findet. Dem Warmbadgebäude ist das 1920 wesentlich erweiterte Elektrizitätswerk angegliedert. Ein Seitenflügel enthält die Geschäftsräume der Gemeinde- und Badeverwaltung,

die in Rauschen vor immer umfangreichere Aufgaben gestellt wird; erwähnt möge u. a. die 1920 begonnene Kanalisation des Ortes sein.

Die in der Nähe des Bahnhofes liegende Gasanstalt wurde 1912 in Betrieb genommen. Hier steht auch das kleine, für Notfälle vorgesehene Krankenhaus der Gemeinde. Zu nennen sind ferner das hübsche Postgebäude, dessen recht lebhafter Verkehr bereits dem mancher kleinen Stadt entspricht. Die zurzeit noch dreiklassige Schule Rauschens wurde durch König Friedrich Wilhelm I. eingerichtet. Eine Privatschule mit höherem Lehrplan ist in der Entwicklung begriffen.

Mit der öffentlichen hielt die private Bautätigkeit gleichen Schritt, denn neben einer Reihe größerer Gasthöfe entstanden gegen zweihundert Landhäuser, deren Zahl heute sicher weit größer wäre, wenn der Krieg mit seinen Folgen nicht auf die Bautätigkeit hindernd eingewirkt hätte. Das Kurhaus wurde 1901 als Privatunternehmen gebaut, jedoch hat es von einem solchen nur den Namen; im alten Ortsteil bestehen aber noch jene Gasthöfe, die früher jahrzehntlang die Badegäste Rauschens aufnahmen, wie der älteste von Liedtke, ferner die von Hoppe und Bosin.



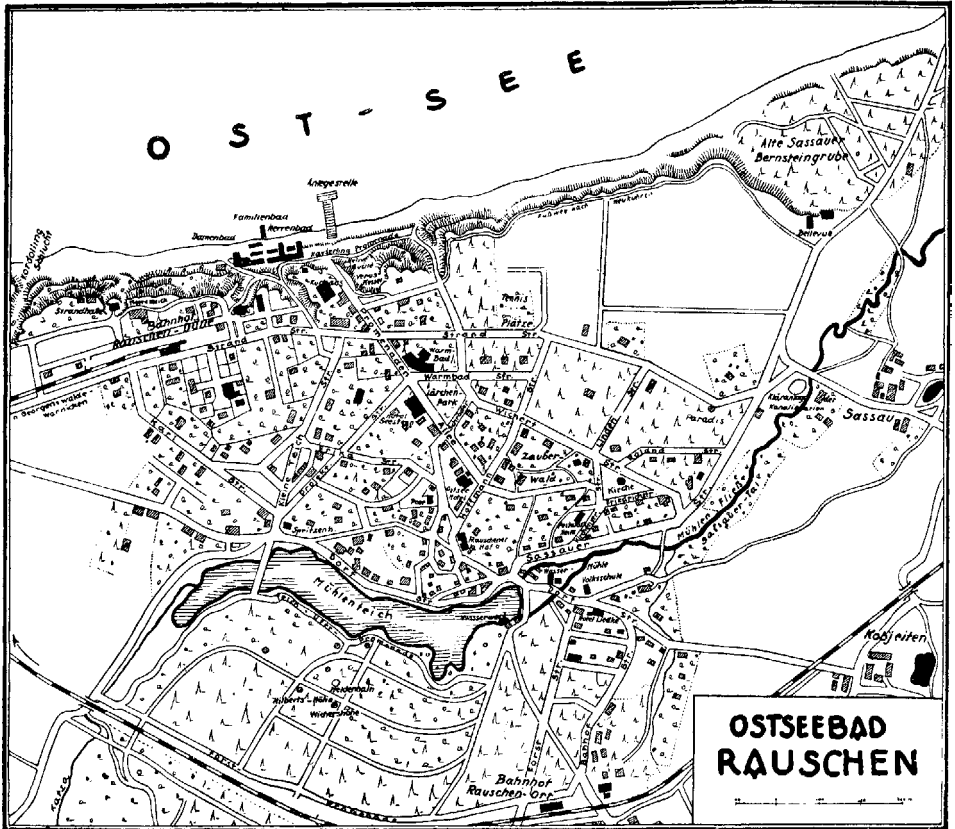
Das Pestalozziheim.

Auch dem Gemeinwohl dienende Vereinigungen wählten Rauschen für ihre Zwecke, so entstand u. a. 1910 das Pestalozziheim, ein Heim für ruhebedürftige Lehrerinnen, ferner war der 1912 erbaute, der Zeit vorausgeeilte Samländische Hof während des Krieges Offiziergenesungsheim, auch diente er erholungsbedürftigen Königsberger Kindern als Unterkunft; jetzt befindet sich in dem Gebäude die Privatschule. Freundlich liegen alle Häuser Rauschens inmitten Gartenanlagen und Waldgruppen, unter diesen sind wiederum der Zauberwald und der Lärchenpark die beliebtesten. Vorhanden sind ferner Tennis- und Kinderspielplätze; an ernste Zeiten erinnern eine am 2. Oktober 1917 gepflanzte Hindenburglinde und ein Granitfindling mit dem Namen dieses Feldherrn auf dem Sportplatz.

Als vollendet sind die offenen Seebadeeinrichtungen Rauschens, bestehend aus Frauen-, Familien- und Männerbad, zu bezeichnen; nicht unwesentlich tragen hierzu der breite Vorstrand und der fast völlig steinfreie und feinsandige Badegrund bei. Da die Höhe des Rauschener Seeberges bis zur oberen Dünenkante etwa 43 Meter beträgt, erleichterte man den Zugang zum Strand durch die 1912

angelegte Drahtseilbahn, die zunächst von einer Gesellschaft betrieben wurde, 1917 aber von der Gemeinde übernommen wurde.

Einen besonders beliebten Aufenthalt bildet der 1908 erbaute, 75 Meter lange Seesteg, der leider mehrfach größeren Beschädigungen ausgesetzt war, ist doch die Gewalt der See bei Stürmen so mächtig, daß z. B. eine vor einigen Jahrzehnten zum Strandschutz gebaute Steinmauer völlig verschwunden ist. Neuerdings sind Bestrebungen im Gange, Rauschen zu einem Anlegeplatz für Seedampfer zu machen, wofür die Erbauung eines bedeutenden Landungssteges aber



Plan von Rauschen im Jahre 1921.

die Vorbedingung ist. Wer die großartigen und umfangreiche Bauten tragenden Seebrücken ausländischer Badeorte kennt, wird verstehen, daß Rauschen hierdurch um eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges bereichert werden könnte. Des weiteren beabsichtigt der Samländische Reiter-Verein die Anlage eines Sport- und Rennplatzes in Rauschen.

Die Zahl der Badegäste Rauschens bewegt sich stetig in aufsteigender Linie, wenn auch die Wohnungsverhältnisse durch die Dauerwohnungen recht schwierig geworden sind; sie betrug 1900 erst 1150 und 1905 3200 Personen, 1909 dagegen bereits 8175, während der Kriegsjahre durchschnittlich 8000 und 1921 an 11000 Personen. Unendlich größer aber ist die Zahl der vorübergehenden

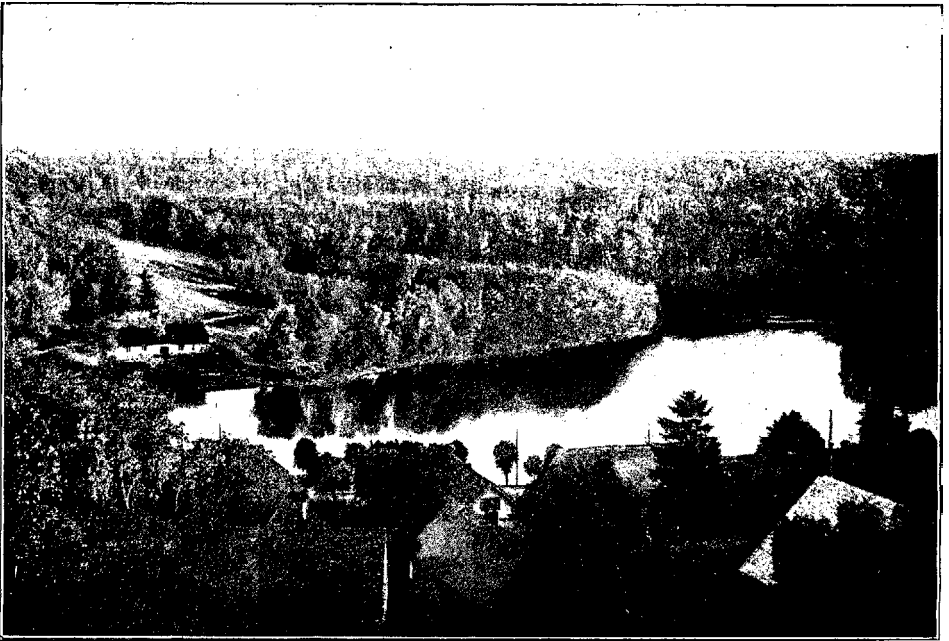
Besucher Rauschens, unter ihnen gehören wiederum zu den erfreulichsten die Kinderscharen der Großstadt, für deren Schulausflüge Rauschen und Warnicken die Glanzpunkte bilden. Der Verkehr wird aber noch ein weit stärkerer werden, wenn die Elektrisierung der Samlandbahn, die bereits erwogen wurde, einst eine schnellere Zugfolge ermöglichen wird.

Der Umfang Rauschens beträgt nach den Eingemeindungen der Stranddörfer Sassau und Kobjeiten im Jahre 1913 z. Zt. 506 Hektar, ohne daß diese Entwicklung als abgeschlossen erscheint, denn bereits bestehen Bestrebungen zum Anschluß Georgenswaldes an Rauschen, und die sich in den umliegenden Ortschaften, wie in Kirtigehnen, aufhaltenden Sommergäste sehen sich auch für solche Rauschens an. Noch 1919 betrug die dauernde Einwohnerzahl 1358 Personen, um Ende des Jahres 1921 auf etwa 1600 zu steigen.

Als Rauschen am 24. Juli 1920, allerdings um einige Jahre verspätet, seine Hundertjahrfeier als Badeort festlich beging, da konnte es mit Stolz auf die Vergangenheit blicken und die besten Hoffnungen und Aussichten für die Zukunft mit auf den Weg nehmen.



Drahtseilbahn.



Blick auf Mühlenteich und Fichtenhain vom Rauschener Hof.

Wohin?

Wo Täler und Auen lieblich zu schauen,
Wo Wald und Meer stillt den Begeh,
Wo Schluchten und Höh'n staunend zu sehn,
Zerklüftet die Wand am Bernsteinstrand,
Wo golden erwacht, und sinket in Pracht
Ins wogende Meer die Sonne so hehr —
Nie will ich tauschen mein schönes Rauschen!

Carl Kühn 1905.

Die nähere Umgebung Rauschens.

Von wesentlicher Bedeutung für einen Erholungsort sind nicht nur die eigenen Schönheiten, sondern auch die der näheren Umgebung, und auch darin hat die Natur Rauschen mehr als reichlich bedacht. An erster Stelle stehen die eigenartigen Bildungen der Seeberge, die sich teilweise noch ihre alten Namen, wie Pumperskaule, der rote Sand, der weiße Berg, der Weiberberg u. a. erhalten haben.

Besonders aber ist der südlich des Teiches gelegene und zur Warnickener Forst gehörende Fichtenhain zu nennen, ausgezeichnet durch schöne Fußwege und Ausblicke zum Teich. In den Bezeichnungen einer Anzahl von Ruhepunkten im Hain wird das Gedächtnis an jene Männer wachgehalten, deren Wirken für die Entwicklung Rauschens von Bedeutung war. So erinnern die Wichert- und die Hilbertshöhe an jene treuen, meist aus Gelehrten- und Künstlerkreisen stammenden früheren Besucher des Bades; an tüchtige Ortsbewohner die Robertsruhe, die Sellnickshöhe und der Sartoriussitz; ferner an die Heger dieses Waldes die Schallehnsruh und der Offermannsblick. Einen aber noch bedeutungsvolleren Schmuck erhielt das Wäldchen in dem von den Gewerbetreibenden des Ortes am

4. Juli 1920 errichteten Gedenkstein für die etwa siebzig im Weltkriege verbliebenen Söhne Rauschens. Stimmungsvoll steht das Denkmal inmitten des als Heldenhain benannten Platzes auf der Anhöhe.

Fast unmittelbar nach Westen schließt sich Rauschen der geologisch und botanisch bemerkenswerte Kordollingsprind an, eine mächtige, zurzeit aber nicht zugängliche Schlucht. Die Schreibweise ist mit Kadolling, auch Kardelling eine sehr verschiedene; der Name dürfte lettischen Ursprungs sein, gab es doch früher in der Nähe Neukuhrens auch einen Vorsprung zur See, der Kordillihaken hieß. Die Grenze nach Georgenswalde hin bildet dann die bereits erwähnte großartige Gausupschlucht.

Von Rauschen nach Neukuhren.

Nach Osten hin bildet Sassau einen beliebten Ausflugspunkt. Man erreicht es auf mehreren Wegen: der eine führt am Abhang der bis 40 Meter hohen Seeberge an der alten Bernsteingrube, einem mächtigen aufgeforsteten Kessel, nach dort, der andere auf der Straße an der Wassermühle vorbei mit schönen Aus-



Gedenkstein im Fichtenhain.



Die Kordollingschlucht oder der Kordollingsprind.

blicken auf Rauschen. Sassau, das alte Sassio, ist gleichfalls von kurischen Fischern besiedelt worden, denn 1514 schrieb der damalige Hochmeister an den Bernsteinmeister: „Wir haben Euch aufs jüngst von wegen der zwen Kawren zu Sasso, die dan derbey sollen gewest sein Einen Bock zu heyligen, geschrieben.“ Der Aberglaube war überhaupt hier früher besonders stark verbreitet, die Erlenbrüche am Sassauer Weg und am Ausgang des Baches zur See, sowie die Rentelheide waren die gegebenen Plätze für jene zahlreichen Sagen, die uns Reusch gerade aus dieser Gegend überliefert hat. Darin spukt es von Katern ohne Kopf, verwunschenen Frauen und versunkenen Feenschlössern. Letztere finden eine gewisse Berechtigung in der Überlieferung, daß hier einst ein heidnischer Burgwall stand, der noch vor einigen Jahrzehnten erwähnt wurde, und an den noch der Name einer Dorfflur als Pilebauksgraben erinnert.



Blick auf die alte Sassauer Bernsteingrube.

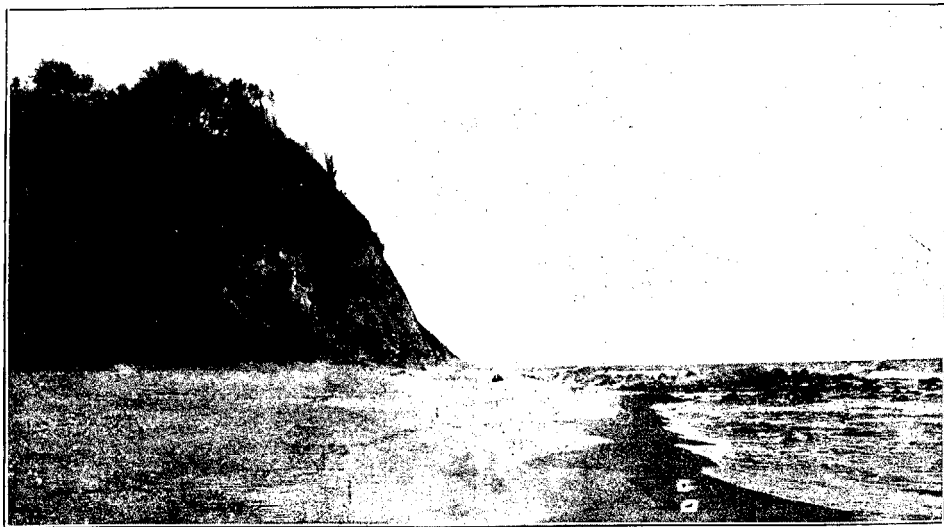
Zu dem etwas entfernten Ausflug nach Neukuhren wählt die weitaus größere Zahl der Badegäste Rauschens die Eisenbahn, trotzdem eine Wanderung auf dem Abhang der Seeberge nach dort auch viel Beachtenswertes zeigt; leider sind die Wegeverhältnisse wenig geregelt. Aus dem Tal des Rauschener Mühlenfließes gelangt man über eine Anhöhe und die Senke des durch Drainage trocken gelegten Loppöhner Baches zu der Ortschaft gleichen Namens.

Loppöhnen, das alte Lapayne = Fuchsort, ist ein freundliches Bauerndorf, in dem sich auch Sommergäste aufhalten; das frühere Leben hier wurde als beispiellos billig geschildert. Der Sage nach stand einstmals am Wangenkruger Wege ein Stein, auf dem der Teufel seine Fußspur zurückgelassen hatte. Alle samländischen Sagen über derartige vom Teufel herrührende Steineindrücke haben ihren Ursprung in der Volksauffassung, nach der der glühende Körper des Teufels bei der Berührung mit Steinen diese teilweise schmelzen läßt; in Wirklichkeit handelt es sich

wohl zumeist um alte Mahlsteine. Auf dem Wege von Loppöhnen nach Tykrehnen, dort wo die Bahn den Weg kreuzt, lag einst das Dorf Sanditten, an das noch ein Ackerstück, die Sanditte, erinnert. Links durch das Dorf kommt man zur See und der 30 Meter hohen Loppöhner Spitze, die einen prachtvollen Ausblick nach beiden Richtungen der Nordküste gewährt. Sie besteht aus Geröllschichten großer Geschiebe und ist durch die andringenden Wellen der Zerstörung ganz besonders stark ausgesetzt; die freigelegten Blöcke sind daher sehr zahlreich und bilden eine weit in die See hineinragende Klippe „das steinerne Meer“ genannt. Der Geologe findet hier bemerkenswerte Aufschlüsse über den Aufbau dieser Gegend, steigt doch z. B. in der Nähe des Loppöhner Baches auch das Tertiär wieder über den Seespiegel empor.

Ein beschwerlicher Weg führt von hier über die alten Schneege'schen Bernsteingruben, — darunter die Rosenschlucht mit üppigster Vegetation —, zu der Wanger Spitze, von der man einen schönen Blick auf die Neukuhrener Bucht mit ihrem Hafen und den Ort Neukuhren hat. In jener Zeit der Bernsteingräbereien hatten alle Wege und Punkte dieser Küstenstrecke charakteristische Benennungen, die aber mit deren Eingang wieder verloren gingen.

Landeinwärts liegt das Gut Wangenkrug, einstmals nach dem hier stehenden Wald nur die Wange oder der Orth zur Wange genannt; ehemals der Wohnsitz eines Strandreiters. Der zu ihm gehörende frühere Wangenkrug, der an der Stelle des jetzigen Hafenbauamtes stand, ist 1845 als solcher eingegangen, noch bis vor einigen Jahrzehnten war das Gebäude aber eine besonders bei der Aristokratie beliebte Sommerfrische. Für den Wangenkrug erhielt 1614 der Burggraf von Grünhoff, Rupprecht von Troyensen, in Urkunden auch Trojens genannt, eine Kruggerechtigkeit, „da außer Alexwangen und Sankt Lorenz in dieser Gegend kein Krug war“; zwei Jahre später erhielt ihn aber bereits der kurfürstliche Mundkoch Heinrich Bade verschrieben. Von 1753 bis 1917 war Wangenkrug im Besitz der Familie Schneege.



An der Loppöhner Spitze.

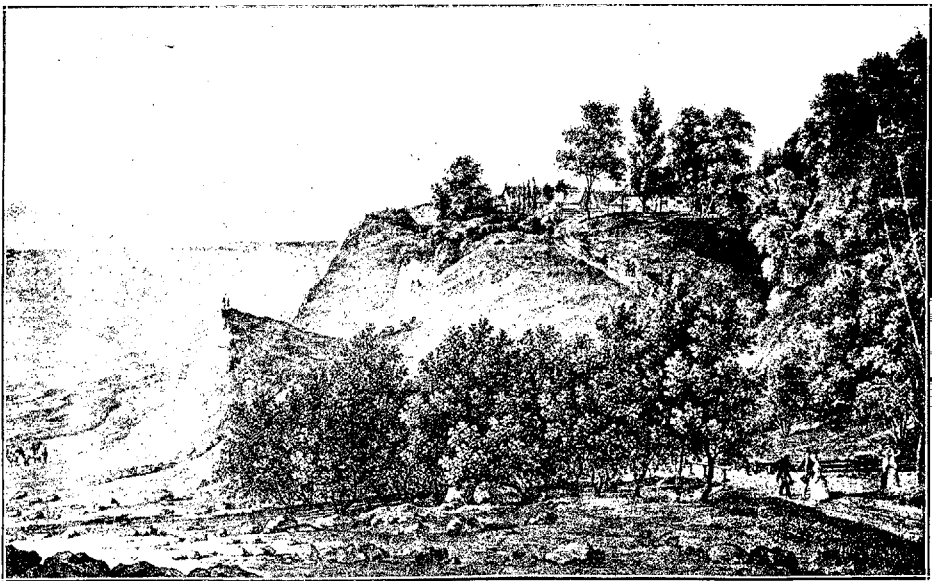
Wie schön bist du, mein freundliches Neukuhren,
Wenn dich der Sonne Morgenstrahl begrüßt;
Wenn ruhig klar der Silberspiegel fließt,
Du heil'ges Meer, umgrünt von Segensfluren.

Fr. v. Wichers 1843.

Neukuhren.

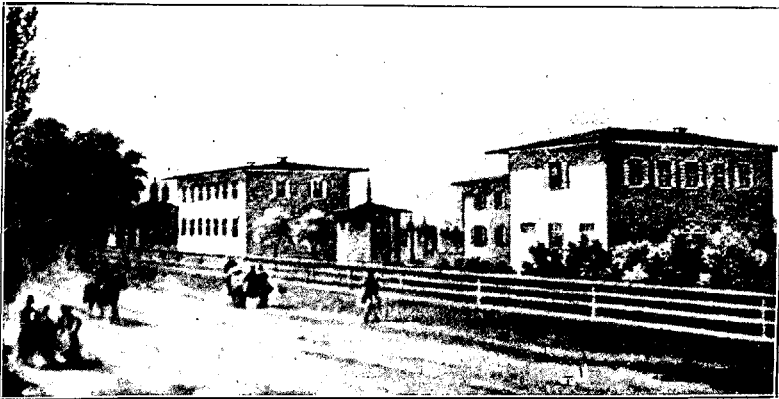
In Neukuhren hat man, wie bereits aus seinem Namen hervorgeht, die Neubesiedlung einer preußischen Dorfllur durch lettische Fischer zu erblicken; daß hier einst eine alte Niederlassung existierte, geht aus den in unmittelbarer Nähe liegenden alten umfangreichen Gräberfeldern hervor, in denen man sogar vorchristliche römische Münzen fand. Fast völlig entvölkert wurde der Ort im Pestjahr 1709, an das noch die Pest-Erlen am Seeberg erinnern; am Ende des achtzehnten Jahrhunderts werden aber bereits wieder 107 Bewohner in 16 Häusern genannt und 1858 hatte er 39 Gebäude mit 140 Bewohnern. Von den Einwohnern hatten acht als ganze Fischerwirte einen Landbesitz von je 12 bis 14 Morgen, die acht halben Fischerwirte aber nur je 4 bis 5 Morgen. Wie arm damals Neukuhren war, geht daraus hervor, daß der ganze Ort nur 57 Taler Abgaben zahlte. Das im umliegenden Wald seit altersher ausgeübte Weiderecht wurde 1812/13 durch Überlassung von etwa 133 Morgen Wald an die Gemeinde abgelöst, wofür ein jährlicher Zins von 11½ Talern zu zahlen war.

Die Ursache zur Entwicklung Neukuhrens zum Seebad war die Anlage der Cranzer Seebadeanstalt im Jahre 1816, die einen derartigen Anklang bei der Bevölkerung fand, daß dort die Wohnverhältnisse nicht mehr ausreichten und eine ganze Anzahl Königsberger Familien veranlaßten, das gleichfalls recht günstig gelegene Neukuhren aufzusuchen. Der Besuch von Badegästen scheint aber nicht grade



Neukuhren um die Mitte des 19. Jahrhunderts.
Nach einer Lithographie.

vorteilhaft auf die Bewohner des Dorfes gewirkt zu haben, denn in einem damaligen Bericht heißt es, daß sie die Besucher durch Mieten von 70 bis 80 Talern für drei Monate prellen, ferner werden sie als grob, träge und übermütig geschildert. Da Neukuhren damals noch keine Brunnen hatte und das Wasser in Zisternen aufgefangen wurde, so mußte man für dessen Beschaffung noch besonders verhandeln.



Die Douglas'schen Häuser in Neukuhren um 1850.

Um diesen Mißständen ein Ende zu machen, errichtete der Pächter des Bernsteins, Douglas, vier Gebäude, von denen das eine sogar ein Warmbad enthielt. Spätere Besitzer der Häuser waren Pölzer und Richter, der eins der Häuser als den Richterschen Gasthof zum Mittelpunkt des ganzen Neukuhrener Badelebens machte. 1849 war auch das erste Gasthaus durch einen Leutnant Gebauer erbaut, dem dann bald weitere folgten.

Überaus einfach waren in den ersten Jahrzehnten die Badeeinrichtungen, die nur aus einem etwa dreißig Fuß langen in die See geleiteten Strick und einer Reihe Strohbuden am Strande bestanden. Als diese 1860 abbrannten, errichtete



Der alte historische Birnbaum.

Pölzer eine öffentliche Badeanstalt, deren Benutzung einen Silbergroschen kostete. Obgleich diese Anlage ohne Berechtigung erfolgte, übernahm sie doch die Gemeinde 1889 gegen eine Entschädigung von seinem Nachfolger Richter. Der 1907 unternommene Versuch, in Neukuhren das erste Familienbad Ostpreußens anzulegen, scheiterte ursprünglich an dem Einspruch der Regierung, um sich aber später doch zu verwirklichen.

Die ganze Badegesellschaft Neukuhrens war früher in enger Bekanntschaft verbunden, da es zumeist Familien waren, die auch in Königsberg im Verkehr standen. Unter den ständigen Gästen finden wir teilweise jene Familien, die sich später Rauschen zuwandten und dann durch andere aus der Provinz kommende ersetzt wurden. Zur Leitung des Bade- und Vergnügungswesens wurde alljährlich ein „Comité“ gewählt, ebenso stempelte man jedes Jahr ein neues Gesellschaftslied zur Neukuhrener Hymne; selbst ein Banner mit der Inschrift „Vivat Neukuhren“ wurde von den Damen gestiftet. Der Ertrag alljährlicher Versteigerungen geschenkter Gegenstände diente der Verschönerung des Ortes. Eine besondere Pflege fand die Musik, auch stellte durch Jahrzehnte die Germauer Dorfkapelle die anspruchslose Kurmusik.

Den Brennpunkt der Neukuhrener Veranstaltungen aber bildete der alte, fast geschichtlich gewordene Birnbaum beim Richterschen Gasthof. Unter ihm wurde jeden Abend getanzt und manches Paar soll sich hier für das Leben gefunden haben. Ein in den Baum eingeschlagener Verlobungsnagel galt als glückbringend für die Ehe, die Verlobungen selbst nannte man die goldenen Früchte des Birnbau- baums. An ihm wurden auch die täglichen Bekanntmachungen angeheftet, nachdem sie durch zwei Musiker der Badekapelle „ausgeblasen“ waren. Der sorgfältig gepflegte Birnbaum war aber doch bereits recht alt und dürr geworden, als ihn der Brand des Richterschen Gasthofes im Jahre 1905 auch mit zerstörte. Seine



Der Samland-Bahnhof in Königsberg.

Reste wurden versteigert und brachten einen ansehnlichen Ertrag; der 1907 gepflanzte neue Birnbaum ist bestimmt, die alte Tradition hochzuhalten.

Sehr beschwerlich war der Besuch Neukuhrens vor dem Bau der Samlandbahn, denn für die Fahrt von Königsberg brauchte man mit dem die notwendigsten Möbel und Haushaltsgegenstände enthaltenden Wagen meist einen ganzen Tag. Bis Fuchsberg benutzte man die bis dahin führende Kunststraße, dann ging es auf schlechten Landwegen bis zu dem jetzt nicht mehr bestehenden Eulenkrug bei Kirschnehen, wo Mittagsrast gehalten wurde, um schließlich am Abend das Ziel zu erreichen; junge Leute pflegten auch zu Fuß nach Neukuhren zu wandern. Später fuhren zweimal wöchentlich in vier bis fünf Stunden die „Journaliären“ auf der neu erbauten Kunststraße über Tannenkrug und Pobethen nach Neukuhren. Eine einschneidende Verbesserung des Verkehrs brachte aber erst das Jahr 1900, in dem der Ort sogar zwei Bahnverbindungen erhielt: die Strecke Cranz – Neukuhren und die Samlandbahn.



Das Kurhaus in Neukuhren.

Neukuhren vom Jahre 1900 bis zur Gegenwart.

Unmittelbar nach der Eröffnung der beiden Bahnlinien begann sich die Steigerung des Fremdenverkehrs in Neukuhren bemerkbar zu machen. Bald entstanden auch neue Landhäuser und Gasthöfe, unter denen das Strandhotel als größtes, kurz nach seiner Erbauung wieder abbrannte; sein noch stehender Rest ist die Strandhalle. Auch der Richtersche alte Gasthof brannte am 5. Februar 1905 ab, bereits am 11. Mai erwarb aber die Gemeinde den Platz nebst den Gartenanlagen für den Preis von 70000 Mark, um auf ihm bis zum Frühjahr 1907 das zu den schönsten Gebäuden des Samlandes gehörende Kurhaus zu errichten. Die Baukosten betragen gegen 150000 Mark, zu denen noch die der inneren Einrichtung mit etwa 40000 Mark kamen; sie wurden gemeinsam von der Gemeinde und Gönnern des Bades getragen. Leider erweist sich gegenwärtig unter den völlig veränderten Verhältnissen das Kurhaus als wenig ertragreich für die Gemeinde.

Unter den sonstigen öffentlichen Einrichtungen Neukuhrens sind die 1913 angelegte Gasanstalt und das Wasserwerk zu nennen. Der Brunnen des

Wasserwerkes liegt südöstlich des Bahnhofes zwischen dem Gütchen Kohnkenhof und dem 40 Meter hohen Wolfsberg, auf dem sich der Hochbehälter befindet. Geologisch interessante Uferländer an diesem Hügel erinnern an jene entfernten Zeiten, da hier noch Wasser das Land bedeckte. Ein Warmbad befindet sich in der Nähe der Strandhalle. Dem Postverkehr dient im Sommer ein Postamt, im Winter recht ungenügend eine Postagentur.

Der Gottesdienst wurde früher in den Sommermonaten Juli und August im Saale des Kurhauses oder dessen Gartenanlagen als Frühdienst abgehalten, da der zuständige Sankt Lorenzer Pfarrer rechtzeitig dort zurück sein mußte; gewissermaßen als Einleitung zu ihm durchzog die Badekapelle, einen Choral blasend, den Ort. Jetzt predigen jeden zweiten Sonntag im Sommer im Kurhaus und im Winter im Victoriaheim Königsberger Geistliche; Bestrebungen zur Ablösung von der Mutterkirche Sankt Lorenz waren im Gange, bereits war für die kirchlichen



Das Gemeindehaus in Neukuhren.
Ehemaliges Douglas'sches Gebäude.

Bedürfnisse der Bau einer Kirche vorgesehen, auch der Bauplatz für diese schon bestimmt, als der Krieg diesen Plänen ein Ende bereitete.

Eine sehr rege Tätigkeit für die Verbesserung des Ortes entfaltet gemeinsam mit der Gemeindeverwaltung der Verschönerungsverein. So sind ihm die Pflege der Anlagen des Seeberges, der hier 22 Meter hoch als Tafelland steil zur See abbricht, mit seinen lauschigen Ruheplätzchen unterstellt. Dem Verschönerungsverein verdankt Neukuhren auch den Erwerb des Kiefernwäldchens im Jahre 1919, das seiner vorgeschichtlichen Gräber wegen zum Naturdenkmal erklärt ist. Den Abschluß des Wäldchens bildet der Prachergraben, an dem die Rantauer Palwe und damit das Kirchspiel Pobethen beginnt. Der Verein gab auch die Anregung zu jener Verordnung, nach der alle Häuser einen Vorgarten haben müssen, wodurch der alte Baumbestand geschützt, und der Charakter als Gartenstadt gewahrt wird.

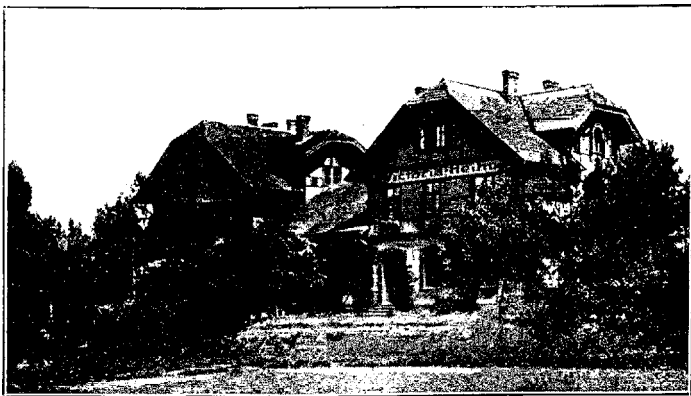
Unter den privaten Gebäuden Neukuhrens nimmt das inmitten eines parkartigen Gartens liegende Kaiserin-Auguste-Victoriaheim eine besondere Stelle ein, das im Jahre 1910 als Vereinshaus der Frauenhilfe für genesende Kinder, sowie für ähnliche Zwecke der Benutzung übergeben wurde. Während des Krieges diente es

Kindern der aus Wolhynien geflüchteten Deutschen als Heim, in dem sie nach dreimonatigen Kursen auch konfirmiert wurden. Dann fanden in ihm Lehrgänge für Haus- und Frauenarbeit in der Gemeinde statt, und 1921 wurden hier die ersten Volkshochschulkurse in Ostpreußen für junge Mädchen abgehalten. Wesentlich unterstützt wurde das Heim durch die Amerikaspende für evangelische Frauenhilfe, die auch vielen Kindern einen Erholungsaufenthalt in ihm ermöglichte. Der nördliche Teil des Hauses war bis 1907 Bahnhof der Eisenbahnstrecke Cranz — Neukuhren, er wurde dann entsprechend vergrößert; beachtenswert sind die hübschen Glasfenster in der saalartigen Veranda.



Die Seeberganlagen.

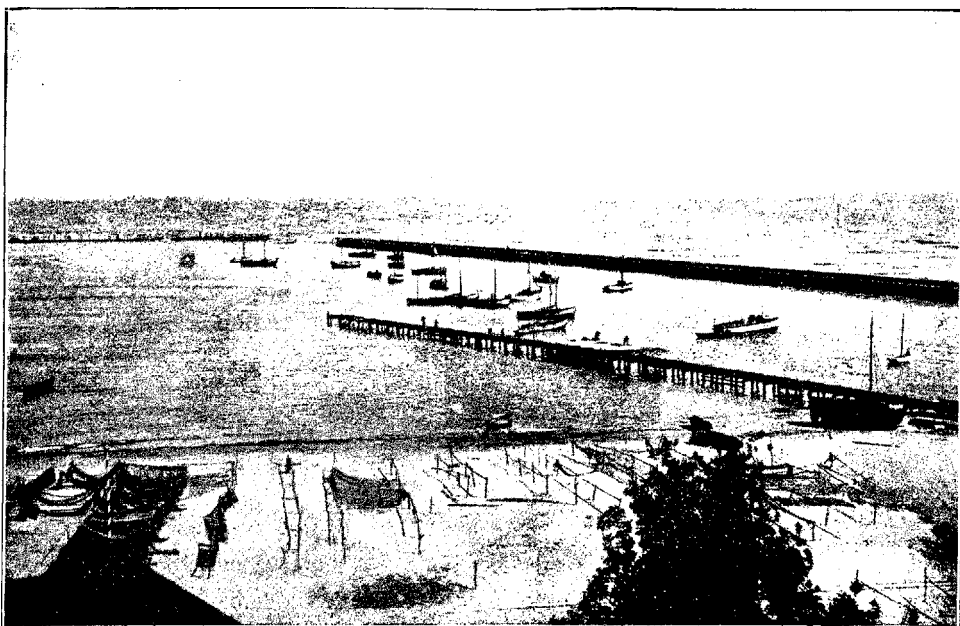
Trotz der Entwicklung Neukuhrens zum größeren Badeort hat es sich doch den Charakter eines Fischerdorfes bewahrt, wenn seine Bewohner auch lieber ihren Erwerb in den Vermietungen der Wohnungen an Badegäste suchen als ihr Leben im schweren Beruf fast täglich neu aufs Spiel zu setzen. Wie trügerisch die samländische Küste ist, beweist z. B. der Zeitabschnitt von 1886 bis 1896, in dem an ihr 1 Dampfer, 1 Segelschiff, 4 Lachskutter, 32 Fischerbote und 4 Steinfahrzeuge verloren gingen; der Kessel eines gestrandeten Dampfers lag u. a. Jahrzehnte an der Stelle des jetzigen Neukuhrener Hafens. Als man dann in den



Das Kaiserin-Auguste-Victoria-Heim.

neunziger Jahren der immer dringlicher werdenden Einrichtung eines Schutzhafens an der samländischen Küste nähertrat, fiel die Wahl, nachdem auch Alknicken zunächst in Frage kam, auf Neukuhren.

Als der geeignetste Platz wurde die Bucht an der Wanger Spitze angesehen, die gegen Osten durch eine gegen 500 Meter lange Mole, und nach Norden durch eine vorgelagerte Quermole gesichert wurde. Das Hafenbassin hat eine Tiefe von etwa $3\frac{1}{2}$ Meter und gestattet hierdurch das Einlaufen kleinerer Dampfer. Leider hat sich der 1904 der Benutzung übergebene Hafen nicht besonders bewährt, jedenfalls ist die Einfahrt bei starken Winden recht gefahrvoll und es wird wohl noch bedeutender Geldmittel bedürfen, um ihn zu einem sicheren Zufluchtsort für Schiffe zu gestalten. Trotz seiner durch die Natur bedingten Mängel hat der Hafen doch sehr fördernd auf die Seefischerei eingewirkt, so daß u. a. hier allein



Der Hafen bei Neukuhren.

an zwanzig Motorkutter beheimatet sind, die namentlich den in manchen Jahren recht lohnenden Lachsfang betreiben. Leider erscheint wegen der hohen Preise für das Antriebsmaterial zurzeit die Fischerei durch Motorkutter wieder im Rückgang begriffen.

Das Gelände am Hafen war, da neben der kleinen Heinrichsschlucht 0,3 Meter über dem Seespiegel Bernsteinerde ansteht, früher der Platz einer Bernsteingrube, auf deren Schutthalden jetzt die Gebäude des Hafenbauamtes stehen. Hier entstand 1921, um die Fischer in der Nähe des Hafens und in guten Wohnverhältnissen anzusiedeln, die zunächst sieben Doppelhäuser zählende Fischerkolonie. Die Kosten der ganzen, unter Staatsbeihilfe von der Kleinsiedlungsgesellschaft des Kreises Fischhausen erbauten Häuseranlage betragen etwa eine Million Mark.

Ein großes Werk zum Schutze des Neukuhrener Seeufers war der 1906 begonnene Bau von fünfzehn langen Seebuhnen. Ihre schwierige Herstellung kostete

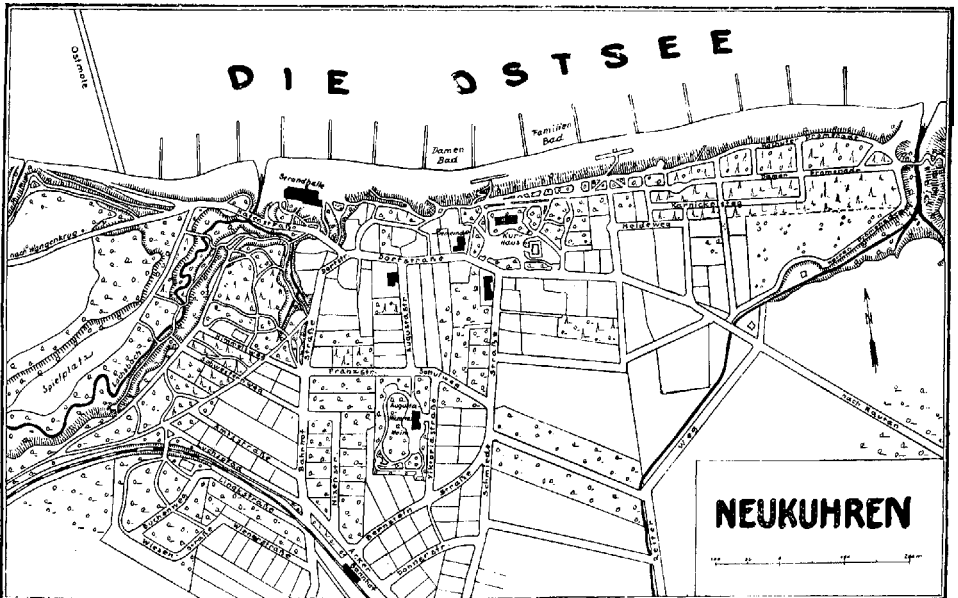
105 000 Mark, von denen der Staat 90000 Mark zahlte, und Kreis und Provinz den Rest übernahmen; zwölf der Bühnen sind vom Staat und drei von der Gemeinde zu unterhalten. Sehr günstig haben diese Bühnen auf die Verbreiterung des Vorstrandes eingewirkt, der jetzt mit etwa 100 Metern der breiteste der ganzen samländischen



Fischerkolonie in Neukuhren.

Küste ist. Beabsichtigt ist noch der Bau einer Steinmauer zum Schutz der Seeberge.

Der Gesamtflächeninhalt der Gemeinde Neukuhren umfaßt etwa 120 Hektar. Bemerkenswert ist der starke Bevölkerungszuwachs gerade in den letzten Jahren, betrug die Bewohnerzahl doch noch 1895 nur etwa 200, um, da auch hier viele Familien ihren Wohnsitz dauernd genommen haben, 1919 auf 697 und 1921 auf 900 zu steigen. Die Zahl der Badegäste erhöhte sich von 820 im Jahre 1890 auf 1791 1900, 3089 1909, 4600 1912 und etwa 5000 im Jahre 1921. Der Erinnerung an Neukuhrens Werdegang sollte ein 1841 von dem Königsberger Professor Hagen angelegter Foliant dienen, der leider jetzt verschollen erscheint.



Plan von Neukuhren im Jahre 1921.

Schon oft kam mancher aus der Fern
 Mit Wangen blaß und schmal,
 Dem ging hier auf ein Hoffnungsstern
 Im schönen Lachsachtal.
 Und ging er später wieder fort,
 War er wie neugeboren —
 Und hat zum zweiten Heimatort
 Neukuhren sich erkoren.

Von einer Tafel am Ausgang
 des Lachsaches.



Blühender großer Weißdorn
 im Tale des Lachsaches.

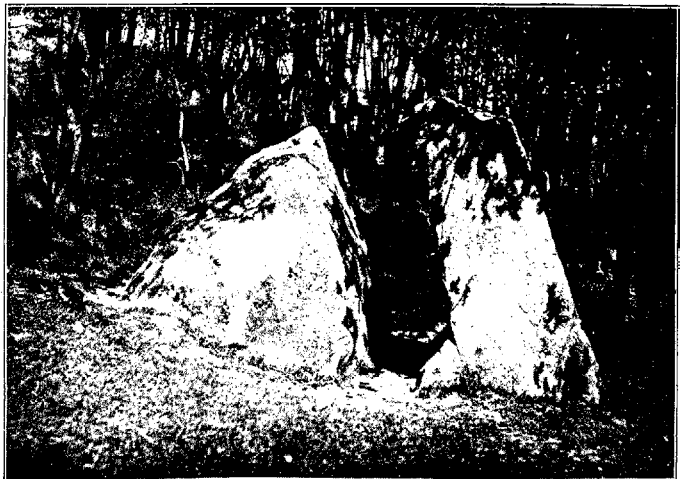
Das Lachsachtal.

In der anmutigen Umgebung Neukuhrens nimmt das Tal des Lachsaches mit seinen schönen Wegen und Waldpartien eine bevorzugte Stellung ein. Die Quellen dieses etwa $6\frac{1}{2}$ Kilometer langen Baches, früher auch Sankt Lorenzer Fließ genannt, liegen bei Obrotten; da er auf diesem kurzen Lauf ein Gefälle von etwa 60 Metern hat, plätschert er gar munter durch das anmutige Tal, um kurz vor dem Austritt zur See im Birkenwäldchen noch Partien von besonderer Schönheit zu bilden.

Bald nach dem Durchschreiten der langen Eisenbahnunterführung kommt man zu der eigenartigen Steingruppe des

geborstenen Steines, zumeist als Borsten- oder auch als Lügenstein bekannt. Irgendeine Naturgewalt, vermutlich Frost, hat ihn in zwei Teile gespalten; dem Volksmund nach wurde ein Blitzschlag hierfür die Ursache. Von diesem Stein erzählt man nachstehende hübsche Sage:

Einst ging ein Schneider aus Neukuhren auf die Wanderschaft und nahm an diesem Stein Abschied von seiner Geliebten, wobei sich die beiden Treue schwuren, „so wahr, wie sich der Stein nie spalten würde“. Zurückkehrend wurde der Schneider an dem Stein wieder von seinem Liebchen empfangen, wobei er seine gehaltene Treue beschwor; als aber auch das Mädchen die Hand zum Schwur erhob, fuhr ein Blitzstrahl nieder und spaltete den Stein.



Der geborstene Stein im Lachsachtal.

Der Volksmund sagt von dem geborstenen Stein, daß er sich wieder schließt und denjenigen erdrückt, der an dem Tage, an dem er schon einmal gelogen hat, durch den Spalt zwischen den Steinen hindurchgehen will.

Bald erweitert sich das Lachsbachtal und bildet prächtige, namentlich mit Buchen bestandene Waldpartien, den Rest des einstigen Herrenwaldes, an den noch der Name des Güтчens Herrenwalde erinnert. Hier fallen an einer Biegung des Baches die westlichen und südlichen Talränder besonders steil ab, diese, wie auch ein vorgelagerter Stürnwall weisen auf einen ehemaligen altpreußischen Burgwall hin; die Örtlichkeit führt jetzt den Namen Sagershöh. Andere Erdwälle in der Nähe im Tal des Baches scheinen gleichfalls künstlichen Ursprunges zu sein.

Weiter südlich wird das Lachsbachtal jetzt eifrig nach Granitblöcken abgesehen, die hier in großer Zahl und in allen Größen vorkommen und zumeist beim Bau des Neukuhrener Hafens Verwendung finden. Dem Volksglauben nach wachsen die Steine aus der Erde, ihr Wachstum hört aber sofort auf, wenn Menschenhände sie aus ihrer Lage bringen. Ein westlich gelegenes Gehölz ist das Tykrehner Wäldchen, die Ortschaft gleichen Namens ist ein Dorf, trotzdem sie jetzt nur einen Besitzer hat. In Tykrehnen, um 1400 Tiekrieyne genannt, sitzt seit Jahrhunderten die altpreußische Familie der Schneege, leider nur einer der wenigen Ausnahmefälle von Bodenständigkeit im Samland. Tykrehnen war früher stark von Neukuhrener Badegästen besucht, die bei „Mutter Schneege“ allerlei Erfrischungen erhalten konnten; eine Wiederaufnahme dieser Möglichkeit würde dem lieblichen Lachsbachtal gewiß viele weitere Freunde zuführen.



Partie aus dem Lachsbachtal.

Ein Gegenöt in Samelant lit, di Bëtin ist
genant, darinne wontin in der zit gar vreis-
liche lüte üf strit unde hattin gröze macht.

Nicolaus von Jeroschin
(Kronike von Pruzinlant um 1340).

Das Gebiet Beten, das jetzige Kirchspiel Sankt Lorenz.

Weit mehr als andere Gaue des Samlandes hüllt ein geheimnisvolles Dunkel die Geschichte jener Landschaft ein, die der Sitz Romowes war und über deren heiligen Wäldern und Eichenhainen die Sonne im Meer versank: Bitai nannten es unsere Vorfahren, das ist das gegen Westen liegende Land. Diesen Namen übernahm auch der Orden, und Jeroschin, der älteste deutsch schreibende Chronist Preußens, macht sogar ausdrücklich einen Unterschied zwischen Bëtin und Pobëtin, dem vor Beten liegenden Gau.

Über das Gebiet Beten gibt uns Dusburg die erste Nachricht: „Im Samland ist ein Landstrich, genannt Beten, auf dem so zahlreich trotzige Männer wohnten, daß aus einem Dorf sich fünfhundert Männer zum Aufgebot stellen konnten“. Der Chronist macht sich aber, um die Macht des Ordens bei ihrer Unterwerfung in ein besonders helles Licht zu stellen, sicher der Übertreibung schuldig. Immerhin dürften die Betener tapfere und entschlossene Männer gewesen sein, war ihnen doch die Verteidigung des auf ihrem Gebiet liegenden obersten Priestersitzes, des Romowe, anvertraut. Unrecht tut ihnen Caspar Schütz, der sie nach Überlieferungen als böse und frech, allerdings auch als wehrhaft schildert.

In das Betener Gebiet zogen sich nach dem großen Aufstand der Samländer die Reste dieser Tapferen zurück, bereit zum letzten Verzweilungskampf um ihre Freiheit. Hier entschied sich das Schicksal des Preußenvolkes, und auf Jahrhunderte hinaus wurde eine stark bevölkerte Gegend zur Öde gemacht; sind doch heute noch nicht, wie die Menschenleere des nordwestlichen Samlandes beweist, die Folgen jenes Kampfes völlig überwunden. Der Zeitpunkt dieser „Schlacht“ ist nicht sicher festzustellen. Töppen verlegt das Treffen im „territorio Beten“ hinter das Jahr 1267, da das kurische Gebiet, welches die livländischen Hilfstruppen des Ordens durchziehen mußten, erst um diese Zeit wieder unterworfen war; nach anderer Auffassung begann der Aufstand 1261 und war 1264 beendet. Auch die genaue Örtlichkeit des Kampfplatzes ist nicht nachweisbar, vermutlich lag sie bei Pobethen.

Über das Treffen schreibt die ältere Hochmeisterchronik: „Da die Brüder mit Gottes Hilfe die Gebiete Wargen, Quednau, Schaaken und Waldau bezwungen, reiseten sie in das Gebiet Pobethen, wo sie das Dorf Dramenow (Groß Drebnau) verheerten. Wie sie mit dem Raube weg wollten, folgten ihnen die Samen mit Macht, so daß die Brüder den Raub ließen und flüchtig wurden; der Bruder Ulenpusch brachte sie aber zum Stehen und die Brüder erschlugen viele Samländer“. Der Kampf wurde also durch das rechtzeitige Eingreifen des unter Ulenpusch stehenden und für das Treffen bestimmten livländischen Heerhaufens des Ordens entschieden, und zwar so endgültig, daß damals an 5000 Mann der Preußen gefallen sein sollen. „Und war nicht einer unter ihnen, der um Gnade gebeten oder sich gutwillig ergab“. Die Weiber und Kinder aber wurden fortgeführt und die Wohnsitze vernichtet. Endgültig siegte in diesem Kampfe, woran auch spätere Aufstände nichts mehr änderten, das Christentum über den alten Glauben und die

Freiheit der Samländer. Diese barbarische Kriegführung des Ordens wird verständlich, wenn man in Betracht zieht, daß der Orden mit seinen schwachen Machtmitteln alles aufbieten mußte, um die in der Nähe seines Hauptortes Königsberg wohnenden Samländer, seine schärfsten und gefährlichsten Gegner, unschädlich zu machen.

Bald darauf, im Jahre 1283, fielen auch gegen 800 litauische Reiter im Samland ein und verheerten nochmals die Gebiete Pobetin und Betin, sie wohl restlos verwüstend.

Nur langsam gelang es dem Orden, die menschenleere Gegend wieder zu bevölkern; unter den neuen Bewohnern standen aber, wie anderweitig ausgeführt, Sudauer und Litauer an erster Stelle. Wahrscheinlich um ihnen die neue Heimat annehmbar zu machen, erhielten sie besondere Rechte gegenüber den Stammpreußen, denn nirgends im westlichen Samland treffen wir den köllmischen Besitz so stark vertreten, als in den Kirchspielen Beten-Sankt Lorenz und Pobethen. Streng schied der Orden zwischen den zwei Arten des Besitzes, dem köllmischen und dem der preußischen Freien; zum ersteren gehörten besondere Vorrechte, wie das Jagd- und Mühlenrecht, Anrecht auf Holz aus den Landesforsten, und Befreiung von bäuerlichen Diensten. Diese Bevorzugungen wurden aber später wieder stark beschnitten, namentlich beschwerte man den köllmischen Besitz stark mit Spanndiensten. In der Hauptsache aber stand den Köllmern ein unbeschränktes Verfügungsrecht über ihr Land zu, dieses zum Unterschied vom bäuerlichen Besitz. Köllmische Güter entstanden dann später dort, wo der Dorfbesitz mehrerer Köllmer durch Zusammenkauf in einer Hand vereinigt wurde.

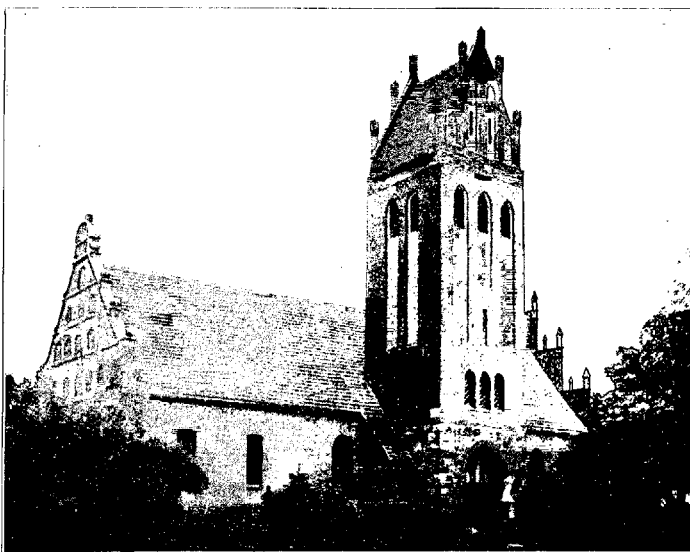
Die Kirche Sankt Lorenz.

Im Mittelpunkt der Landschaft nahe der samländischen Steilküste, weithin sichtbar über Land und See, liegt die Kirche des unter dem römischen Kaiser Decius verstorbenen und heilig gesprochenen Laurentius, des Schutzpatrons der Seefahrer, dem sie gewidmet wurde. Lange vor der jetzigen Kirche soll hier eine vom Orden erbaute Kapelle gestanden haben, die kirchlich von Germau aus versorgt wurde. Diese Vermutung beruht sicher auf Wahrheit, denn der in schönstem gotischen Stil erbaute Chor, die alte Kapelle, beweist, daß er einer weit älteren Zeit angehört, als der übrige Teil der Kirche. Der Sage nach beabsichtigte man dieses Kirchlein aber nicht an seinem jetzigen Standort zu erbauen, sondern etwas südwestlich auf der Stelle des Pokirbener Pilberges. Bereits waren dort die Bausteine zusammengetragen, als sie der Teufel eines Nachts an den Ort der jetzigen Kirche schleppte. Wie bei der Heiligencreutzer Kapelle dürften auch hier die alten Bewohner der Gegend diesen Wechsel vorgenommen haben, deren religiöses Empfinden durch die Absicht des Ordens verletzt sein dürfte, möglichst altpreußische Kultusstätten für seine Kirchenbauten zu wählen. Angeführt möge die auch bei Heiligencreutz sich wiederholende Sage sein, nach der der heilige Adalbert am Standort der Kirche erschlagen und an der Stelle des Altars begrabene wurde.

Der Grundstein für den Erweiterungsbau der Kapelle zur Kirche in ihrer jetzigen Gestalt wurde im Jahre 1450 durch den zeitigen Kirchenvorsteher Klausgall gelegt. Diese Familie saß schon lange im Germauischen, vermutlich war sie litauischer Herkunft, da ein Clawsigall als Leitsmann des Ordens gelegentlich der Litauerfahrten genannt wird. Die Geldnot des Ordens in damaliger

Zeit, wohl auch die Armut der Gemeinde, gestatteten nicht, den Bau in der gleich soliden, die Zeiten überdauernden Bauweise anderer samländischer Kirchen zu errichten; jedenfalls erwies sich diese in der spätesten Ordenszeit erbaute Kirche als die am wenigsten dauerhafte des Samlandes. Die Kirche ist in der Hauptsache aus Feldsteinen, jedoch mit Ziegelecken erbaut.

Eine weitere Vergrößerung nach der des Jahres 1450 brachte der Kirche das Jahr 1771, in dem sie nach Westen um weitere 24 Fuß verlängert wurde; die Kosten hierfür trugen König und Gemeinde gemeinschaftlich. Dieser Anbau ist kenntlich an seiner geringeren Mauerstärke; aus dem großen trennenden Zeitraum ergibt sich auch die Verschiedenheit des Baustils der beiden Giebel. An den letzteren Anbau erinnert noch eine auf dem Kirchenboden liegende Fahne mit der gleichen Jahreszahl. Einer durchgreifenden Erneuerung wurde die Kirche im Jahre 1840/41 unterzogen, ein an den König gerichtetes Unterstützungsgesuch wurde als „un-



Die Kirche in Sankt Lorenz.

richtig motiviert“ abgewiesen. Auch in neuester Zeit machte sich eine größere Reparatur notwendig; bei dieser, 1900 beschlossen und bis 1906 durchgeführt, wurde auch der Glockenturm errichtet, für den jener der Kirche in Neuhausen als Vorbild diente. Durch diese Erneuerung, die, ohne die Materialien, einen Geldaufwand von etwa 50000 Mark erforderte, hat die Kirche jetzt ein würdiges Aussehen erhalten; ob sie aber lange den hier besonders schweren Seestürmen wird standhalten können, erscheint schon heute zweifelhaft.

Bereits 1586 hatte die Kirche einen Turm erhalten, der in der Gestalt einer viereckigen Pyramide, geschmückt mit Knopf und Fahne, am westlichen Kirchengiebel stand. Da er den die samländische Küste ansteuernden Schiffen ein gutes Seezeichen war, trug die Königsberger Kaufmannschaft zu seiner Unterhaltung bei, entzog aber 1709 diese Beihilfe nach der Errichtung der Brüsterorter Baaken. Bald darauf wurde der Turm denn auch baufällig und war schließlich bis 1768 auf 63 Fuß Höhe abgebrochen; nicht erwiesen ist, wie es heißt, daß dieses auf

Verlangen der Königsberger Kaufleute geschah. Die Absicht, den Rest durch ein Kuppeldach zu bedecken, unterblieb. Der dann der Kirche für 225 Taler aufgesetzte Glockenstuhl trug zwei Glocken, auf deren eine der heilige Laurentius dargestellt war.

Gleichwie der Turm, hielten auch die Deckengewölbe der Zeit nicht stand, nur daß diese bereits früher einstürzten und schon 1609 die Einziehung der jetzigen hölzernen Decke erforderlich machten; Reste des alten Gewölbes sind an der Nordseite noch heute festzustellen. Die alten Gemälde und Verzierungen der Holzdecke sind leider übertüncht.

Einen wertvollen Schatz besitzt die Kirche in ihrem zur Zeit des Kurfürsten Georg Wilhelm errichteten und 1684 erneuerten Altaraufsatz. Die Mitte nimmt ein kunstgeschichtlich sehr beachtenswertes Holzrelief wahrscheinlich Nürnberger



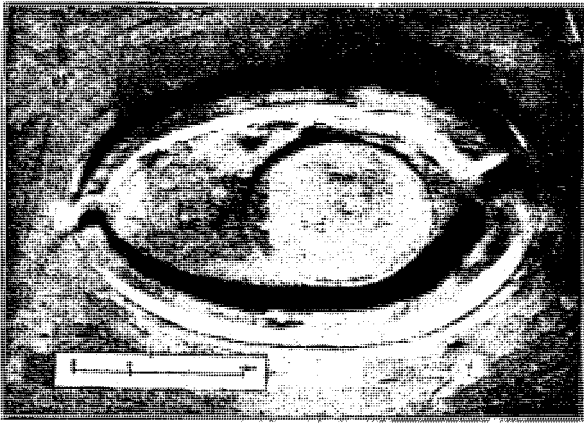
Altaraufsatz in der Kirche Sankt Lorenz.

Arbeit ein; die Darstellungen auf den Altarflügeln sollen Übermalungen älterer unter ihnen befindlicher Gemälde sein. Am Fuße des Aufsatzes befindet sich eine sehr gute Darstellung des Abendmahls aus dem Jahre 1540 von dem Hofmaler Crispin Herranth, der damals in Königsberg arbeitete und angeblich ein Schüler Dürers war. Das Bild zeigt neben hoher künstlerischer Qualität größte Lebendigkeit und dramatische Bewegung der dargestellten Personen. Auf dem barocken Altarumbau sollen früher zwei Figuren, darunter auch die des heiligen Laurentius, gestanden haben, die wahrscheinlich noch aus katholischer Zeit stammten. Auch der Altar wurde 1906 durchgreifend erneuert. Beachtenswert ist ein gotischer, aus dem Jahre 1578 stammender Altarkelch. Vorhanden ist noch ein kleines mit einem Apostelbildnis geschmücktes Löffelchen; derartige Apostellöffel wurden zur Beimischung des Wassers in den Wein verwendet. Ein vollständiger Satz

bestand aus dreizehn Löffeln: zwölf mit Apostelbildnissen und einer mit dem der Maria versehen.

Die Kanzel ist im Jahre 1575 erbaut; schön sind an ihr die vier Evangelisten dargestellt, leider zeigt die Übermalung Spuren des Verfalls; gut ist auch eine Malerei an der Schalldecke der Kanzel aus dem Jahre 1684. Eigenartig ist ein links beim Altar stehender alter Kirchenstuhl. Die frühere kleine, 1709 von Mosengel gelieferte Orgel, wurde 1906 durch ein neues Werk ersetzt. Auf dem Kirchenboden befindet sich ein bemalter Taufengel, wie solche früher bei Taufen von der Kirchendecke herabgelassen wurden.

Der Kirchhof wie auch der Garten des 1893/94 neu erbauten Pfarrhauses zeichnen sich durch ihre prächtigen, weithin sichtbaren und früher als Seezeichen dienenden Linden aus. Auffallend ist es, daß die Grabstätten des Friedhofes nicht wie üblich parallel der Kirche angelegt sind; der Grund liegt darin, daß deren Achse nicht genau von Osten nach Westen liegt. Auf dem Kirchhof ist das Grab des unter Plinken erwähnten Rudolph Fr. v. Printz. Das Grabmal ist ein mit dem



Modell des Pilberges bei Sankt Lorenz.

Medaillonbildnis und dem Wapen des Künstlers geschmückter Granitsockel; auf ihm steht jetzt an Stelle der früheren Figur eines betenden Knaben eine Vase.

Als die Schweden im Jahre 1625 das Samland besetzten, soll die Gefahr einer Brandschatzung der Kirche und des Pfarrhauses bestanden haben; bei ihrer und der Verteidigung des Pfarrers ließ ein Bewohner des Ortes sein Leben. Als dann 1709/10 die Pest in ganz Preußen herrschte und nament-

lich die Küstenbevölkerung fast völlig ausstarb, starben auch alle Kirchenbeamten in Sankt Lorenz, wie Pfarrer, Lehrer und Glöckner. Hier wie im ganzen Schaakenschen Amt und auch sonst im Samland bestanden seit 1638 die sogenannten Gebetsverhöre, sie gingen erst 1879 aus Mangel an Beteiligung ein.

Unter den Geistlichen der Kirche haben sich zwei im vorigen Jahrhundert an ihr wirkende einen bekannten Namen gemacht: Gerber, ein seinerzeit hochgeschätzter Dichter und Schriftsteller, der 1821 als Pfarrer in Wargen starb, und Dr. Carl Gebauer. Dieser schrieb hier 1844, angeregt durch seinen Vater, dem Oberförster Warnickens, seine noch heute höchst beachtenswerte Kunde des Samlandes, die als der, allerdings achtzig Jahre zurückreichende, Vorläufer dieses Heimatbuches anzusehen ist. Die zweiklassige Schule bestand als Kirchschule schon um 1700; zur Zeit der Reformation existierte hier, trotzdem es Kirchort war, noch keine Schule. Das jetzige Schulgebäude ist 1874 erbaut.

Die Ortschaft Sankt Lorenz hat sich erst lange nach dem Bau der Kirche entwickelt. Ursprünglich befand sich hier nur das Pfarrgut-Etablissement mit im Jahre 1858 372 Morgen Land und das Erbpachtsgut oder Vorwerk, welches das

Recht der Brauerei besaß und zu dem auch der Krug gehörte; dieses Gut wurde später zu köllmischen Rechten vergeben. 1844 hatte das Dorf erst 129 Bewohner, deren Zahl bis 1909 auf 206 stieg. Eine wesentliche Veränderung brachte in neuerer Zeit die Eingemeindung der beiden Ortschaften Nortycken — dieses 1844 noch ein Dorf mit über hundert Bewohnern, jetzt aber fast völlig verschwunden — und Pokirben, mit bedeutendem Waldanteil, durch die das Kirchdorf Sankt Lorenz 1919 auf 341 Einwohner stieg. Eingegangen ist ein in der Nähe liegendes köllmisches Gut Thielenhof.

Nahe bei Pokirben, in letzter Zeit weniger angenehm bekannt geworden durch seinen unglaublich häufigen Besitzwechsel, befindet sich an der Kunststraße ein weithin sichtbarer, recht gut erhaltener Pilberg, von den Anwohnern auch Spukberg genannt; diese Eigenschaft verhinderte jedoch nicht die Niederlassung einer Familie auf ihm gewissermaßen als Höhlenbewohner. Der Pilberg liegt auf einer sich in das Moor erstreckenden Landzunge; das Innere seines Plateaus hat eine Länge von 32 Meter bei einer Breite von 18 Meter, die Höhe des Walles ist ungefähr 2,75 Meter. Beachtenswert sind die nach genaueren Untersuchungen durch Oberst Stadie festgestellten Reste von Pallisadierungen des Einganges. Umgeben war der Burgwall früher von Wald, die Zelnaige geheißten. Steinzeitliche Funde, die im Samland sehr selten sind, wurden auf dem nördlich des Pilberges gelegenen, mehrere Perioden umfassenden großen Gräberfelde gemacht; sie lassen darauf schließen, daß die Gegend uraltes Kulturland ist.

Die restlichen Ortschaften des Kirchspiels Sankt Lorenz.

In der Nähe von Sankt Lorenz liegt das Dorf Kirtigehnen, 1400 Kirtieyten; in seinem Namen, wie auch in dem Pokirbens, will man einen Zusammenhang mit dem Kriwentum erblicken. Die ganze Gegend ist reich an altpreußischen Gräberfeldern, man entdeckte solche bei Kirtigehnen, Sankt Lorenz, Pokirben, Pokalkstein, Plinken und Rauschen. Recht interessant sind die staatlichen Abgaben einer solchen kleinen Ortschaft wie Kirtigehnen vor hundert Jahren. Danach zahlte jeder der köllmischen Besitzer des Ortes jährlich 2 Taler 10 Sgr. an laufenden Gefällen, 17 Sgr. 6 Pf. als Memelsches Garnisongeld, 8 Sgr. als Ablösung für eine Gans, je 2 Sgr. für die Hufe Land und ferner ein Stück Garn. Die 354 Morgen große Viehweide, für die jährlich 36 Taler zu entrichten war, benutzten Kirtigehnen und Kobjeiten gemeinschaftlich. Gleichfalls in der Nähe liegt das Gut Alexwangen, etwa eine Erlenrodung bedeutend. Auf dem Gut wie auch auf Karschau, Posselau und Obrotten saß die zu den vornehmsten altpreußischen Geschlechtern gehörende Familie Alexwange, die geadelt, erst im siebenzehnten Jahrhundert ausstarb.

Obrotten ist das einzige Gut adligen Charakters im Kirchspiel, es führt diese Eigenschaft auf das Jahr 1668 zurück, vermutlich veranlaßt durch den Besitz des Oberforstmeisters von Foller, des damals anscheinend reichsten Grundbesitzers des westlichen Samlandes. Von Obrotten zieht sich bis zur Samlandbahn die Hügelkette des kleinen Gebirges, das reich an bewaldeten Schluchten und hübschen Ausblicken von seiner Höhe ist. In dem Namen Obrotten vermutet man die altpreußische Bezeichnung für eine eingezäunte Futterstelle.

Selten lernt ein Wanderer den südlichen Teil des Kirchspiels kennen, in dem die kleineren Güter Tolklauken, Syndau, Lopsien, Mossycken und Stapornen liegen, wie überhaupt der Großgrundbesitz im Kirchspiel fast völlig fehlt. Tolklauken dürfte seinen Namen auf seine Eigenschaft als Wohnsitz des Sankt

Lorenzer Kirchentolken zurückführen. Syndau, früher ein Dorf, wird 1302 villa Sudowe genannt, in der damals der Sudauer Catcze Land verschrieben erhielt; 1331 wird auch ein Nytze von Syndaw erwähnt. Der Ort, zeitweise auch Zindau oder Zinge geschrieben, bestand früher aus drei Freigütern, erst durch Zusammenlegung dieser Stellen erhielt er Gutscharakter. Diese drei Freigüter zahlten 1800 nur 5 Taler 13 Sgr. Domänenzins; die niedrige Summe ist wohl auf den für die Landwirtschaft hier nicht sonderlich günstigen Boden zurückzuführen. Syndau ist Schulort.

Mossycken ist bemerkenswert durch einen Jerusalem benannten Wallrest; die Herkunft der Benennung für ihn ist ungeklärt. Unter dem Orden verstand man in solchem einen in der Erde oder Kirche markierten Zickzackweg, den Gläubige als Ersatz für eine Pilgerfahrt abschritten. Vielleicht haben wir auch in der vom Orden vorgeschriebenen Kreuzform damals angelegter Gutsgärten derartige Jerusaleme zu erblicken; verwiesen möge z. B. auf die diese Form noch heute deutlich erkennen lassenden Gärten in Goldschmiede und Maldaiten sein. Nach anderer Lesart diente ein solches Jerusalem — wir haben deren noch mehrere des Namens in Preußen — zur symbolischen Darstellung der Eroberung des wirklichen Jerusalem, zu der nach dem Gelübde jeder Ordensritter verpflichtet war. Ob eine dieser Möglichkeiten auf das bei Mossycken liegende zutrifft, darf aber wohl bezweifelt werden. Stapornen, 1394 Stupar, liegt in der Nähe des Forkenschen Fließes, das hier bei den Kosakenbergen hübsche Partien bildet. Auf den hier befindlichen Mooren der Kalsch- und Pogriefwiese verläuft die Wasserscheide; sie entwässern daher nach Norden durch das Pobethener und nach Süden durch das Forkener Fließ.

Die letzten, dicht an der Samlandbahn gelegenen Ortschaften des Kirchspiels sind die Dörfer Lixeiden mit Bahnstation, früher Lixeden; Posselau, 1373 Posseln, dann auch Possels genannt, Tenkieten, Schlakalken und die beiden Battau. Bei Tenkieten, 1391 Penkyten, liegt auf einer Wiese ein hoher Stein mit den angeblichen Abdrücken einer Stiefelsohle und eines Ochsenfußes, beide, wie auch eine dabei befindliche flache Rinne sollen der Sage nach vom Teufel herrühren, als er während eines Gewitters aus Angst vom Stein herunterrutschte. Schlakalken heißt 1333 Slakelaux, bald darauf Slakelawken, und 1435 Slawelawken, es hat also eigentümliche Namensveränderungen durchgemacht. Von den beiden Battau führt das eine die Bezeichnung Preußisch oder Groß Battau, es hat eine bereits mehrere Jahrhunderte bestehende Schule. Während Groß Battau Dorf geblieben ist, ist Deutsch- oder Klein Battau neuerdings als Gut anerkannt, nachdem er sich seit Jahrhunderten im Besitz der Familie Sager befindet. Ein von Böttcher erwähnter, etwa 3 Kilometer nordöstlich liegender Burgwall ist nicht festzustellen, vermutlich meinte er darunter den im Lachsachtal bei Battau liegenden Schanzenrest, die Sagershöhe, genannt.

Schlakalken, Tenkieten und Lixeiden kamen erst 1576 zum Kirchspiel Sankt Lorenz, dagegen schieden die in der Nähe liegenden Ortschaften Kalthof und Regehnen 1888 aus und wurden Pobethen angegliedert. Zurzeit umfaßt das Kirchspiel 28 Ortschaften, deren Einwohnerzahl insgesamt im Jahre 1844 1981 und 1884 3226 betrug; heute ist sie, namentlich aber durch das Wachstum der Badeorte Rauschen und Neukuhren, wesentlich höher.

Die stille Schönheit der Natur wohnt
nicht nur in engen Flußtälern und
felsigen Gebirgen, sie schwebt auch
über dem Ackerfelde!

Die Landschaft des inneren Samlandes westlich der Alk.

An der Fischhausener Kreisbahn.

Der von der Fischhausener Kreisbahn durchfahrenen Landschaft fehlen besondere Glanzpunkte, sie gehört daher naturgemäß zu den weniger bekannten des Samlandes. Erst diese, im Jahre 1900 fertiggestellte Bahn erschloß die Gegend dem Verkehr und wurde nicht nur für ihre Anwohner, sondern auch für den Heimatfreund von Bedeutung, dem sie den Besuch mancher recht beachtenswerter, an ihr liegenden Örtlichkeiten erleichtert. Die Länge der Bahnstrecke von Fischhausen bis Marienhof beträgt 23 Kilometer, da sie jedoch bis Gaffken das Gleis der Palmnicker Bahn mitbenutzt, ist die eigentliche Länge der Bahn nur 18,6 Kilometer. Die Kreisbahn ist normalspurig erbaut, daher stellten sich ihre Kosten für eine Kleinbahn verhältnismäßig hoch, sie erhielt aber hierdurch den Vorteil, daß sie auch durch Züge der Staatsbahn befahren werden kann. Die Betriebsverwaltung der Kreisbahn liegt in den Händen der Samlandbahn, die ihren Sitz in Königsberg hat.

Die erste größere Ortschaft nordöstlich Fischhausens ist das Dorf Geidau; bereits Hermann von Salza nennt in seinem Bericht über die Eroberung Preußens im Witland ein Land Godouwa. Den Ursprung des Namens will man auf das alt-preußische *gaytis* = Weizen zurückführen; als *Geydowe* ist es überhaupt die urkundlich frühest erwähnte Ortschaft des Samlandes. Im Jahre 1268 werden einigen Bürgern von Schonewice (Fischhausen) Ländereien in Geidau verschrieben, und 1299 wird ein Rembote als Belehnter in Geidau genannt. Diese und noch spätere Landverschreibungen führten dazu, daß Geidau eins der größten samländischen Dörfer wurde. Die neuere Zeit brachte bedeutende Gebietsverkleinerungen, so kamen größere Ländereien an Gaffken, Kallen und Wischrodt, auch das Gut Karlshof war eine Neugründung auf Geidauer Dorfflur, trotzdem ist der Ort mit seinem Umfang von 913 Hektar neben Craam noch heute das größte Dorf des westlichen Samlandes.

Bereits Papst Alexander IV. hatte 1261 dem Bischof von Samland erlaubt, auf seinem Landesanteil den Neubekehrten Güter auf Lehn zu vergeben, um ihren Abfall vom neuen Glauben nach Möglichkeit zu verhindern. Im gleichen Jahre finden wir denn auch die Verschreibung von fünf Familien im Dorfe Pociete an die Bekehrten Waydote und Keytino; dieses Pociete soll ein Dorf bei Bludau gewesen sein, vielleicht ist es eine alte Ortsbezeichnung für Kaspershöfen. Weiteren Landverschreibungen waren die unruhigen Verhältnisse im Lande hinderlich, ebenso die fast dauernde Abwesenheit des Bischofs. Erst 1301 setzen die bischöflichen Belehnungen wieder ein, nachdem die mittlerweile vom Orden im Bischofsanteil erfolgten nachträglich die Genehmigung des Bischofs erhalten hatten.

Bemerkenswert ist, daß die Geidauer Bauernstellen fast ausschließlich mit dem Charakter als preußische Freigüter verschrieben wurden, deren 1831 hier

noch sechzehn gezählt wurden. Diese preußischen Freien waren eigentlich eine Zwischenstufe zwischen den Köllmern (s. S. 123) und den reinen Bauern, die wiederum noch in altpreußische und deutsche Bauern geschieden wurden. Die zu preußischen freien Rechten Belehnten waren neben anderen Leistungen gleich wie die Untertanen des Ordens verpflichtet, Heeresdienste zu stellen; die Führung hatte dann der Bischofsvogt, der seinen Wohnsitz in Powunden hatte. Die Kosten für die Ausrüstung scheint aber der Orden getragen zu haben, wenigstens weist eine dahingehende Zahlung von 4000 Mark aus dem Jahre 1405 an den Bischof hierauf hin. Ferner hatten die Freien Burgdienst, mußten beim Bau der Ordens- und bischöflichen Häuser und deren Instandhaltung helfen, und gewisse Abgaben an Wachs, Geld usw. entrichten.

Die unter Nichtachtung alter Freiheiten erfolgte Auferlegung weiterer Lasten führte 1525 zum samländischen Bauernaufstand, in dem die Freien mit den Bauern gemeinsame Sache machten. Bei Beginn des achtzehnten Jahrhunderts und nach der Pest wurden viele Erbfreie auf die wüst gewordenen Stellen gesetzt, jedoch hatten diese höhere Zins- und Naturalabgaben zu leisten. Die preußischen Freigüter lagen fast ausnahmslos im Dorfverbande, ohne daß aber etwa alle Stellen des betreffenden Dorfes diese Qualität besaßen; sie, wie auch die köllmischen Güter wurden später den Domänenämtern unterstellt. Das Jahr 1738, jenes der Bauern-Befreiung, brachte dann auch den preußischen Freien das völlige Eigentumsrecht an ihrem Besitz, sie konnten ihn nunmehr nach Belieben veräußern.

Während sich aber die Bezeichnung als köllmischer Besitz, wenn auch ohne rechtliche Bedeutung, bis heute erhalten hat, ist die Erinnerung an die gerade im Samland einst besonders zahlreichen preußischen Freigüter so gut wie völlig erloschen. Hierzu trug allerdings der Umstand bei, daß sich der Unterschied zwischen Freien und Köllmern immer mehr verwischte.

Daß Geidau eine altpreußische Dorfanlage ist, geht aus seiner langgestreckten, an einer Straße liegenden Bauweise hervor, gruppieren sich doch die Häuser der unter deutschem Einfluß gegründeten Dorfanlagen zumeist um einen Platz, den Dorfanger. Gegenwärtig hat der Ort fünf größere und vier kleinere Besitzer, diese sind z. T. aus Eigenkätnerstellen hervorgegangen.

Aus älterer Zeit heißt es, daß der Geidausche Teich mit 20 Talern verzinst wurde, auch wird Geidau in herzoglicher Zeit als Postdorf bezeichnet. Die Schule bestand als Dorfschule bereits vor der Schulreorganisation König Friedrich Wilhelms I. Die Einwohnerzahl stieg in den Jahren 1844 bis 1855 von 195 auf 353, fiel jedoch bis 1919 auf 293.

Da Geidau noch 1831 vier Eigenkätnerstellen hatte, möge auch über diese unter dem Zwange der Verhältnisse verschwundene Besitzform etwas gesagt sein. Die größte Förderung wurde dieser kleinsten Art des Landbesitzes durch Friedrich den Großen zuteil, der sich hierbei von der Anschauung bestimmen ließ, daß der Arbeiter an dem Boden, den er durch seiner Hände Fleiß beackert, auch durch das Band des eigenen Besitzes interessiert werden muß, wenn er nicht zu einem landfremden Proletarier werden soll. Wie aber früher infolge Menschen- und Viehmangel ein größerer bäuerlicher Besitz nicht intensiv genug bearbeitet werden konnte und deshalb nicht empfehlenswert erschien, so konnten sich auch die Zwergbetriebe der Eigenkätner auf die Dauer nicht halten. Noch 1831 gab es im Kreise Fischhausen etwa 860 solcher Eigenkätnerstellen, die aber fast sämtlich vom bäuerlichen Besitz und den Gütern aufgekauft worden sind, ein Schicksal, das für die zahlreichen, jetzt in der Entstehung begriffenen Kleinsiedlungen zu denken gibt.

Nördlich von Geidau liegt der 31 Meter hohe Kauster, eine bewaldete Stau-
moräne. In geologischer Beziehung ist die Anhöhe durch die in den Jahren 1873
bis 1876 zu wissenschaftlichen Zwecken an ihrem Fuße vorgenommenen Bohrungen
bekannt geworden, die bis zu einer Tiefe von 147,8 Metern fortgesetzt wurden.
Das Bohrloch war das erste in Ostpreußen, in dem man mit 109 Metern die Kreide-
formation erreichte, ohne jedoch auf bernsteinführende Schichten zu stoßen, zu
deren Feststellung eigentlich die Bohrungen unternommen wurden.

Der Name Kauster leitet sich aus dem altpreußischen *cawe* - Koble oder
Unterirdische her, also Sitz der Erdgeister. Vielleicht haben wir hierin eine Be-
stätigung zu erblicken, daß der Berg einst eine alte Heidenburg trug, wofür der
südliche Teil der Anhöhe bereits vor Jahren von v. Montowt und auch in neuerer
Zeit wieder von anderer Seite gehalten wurde. War sie die sagenhafte Burg
Gallens oder Gelenskalnas, die Bezeichnung für einen Totenhügel - deren Andenken
in dem Gut Kallen weiterlebt? - Seine höchsten wallartigen Erhebungen sind völlig
verwachsen, dagegen hat man vom Westabhange einen freundlichen Ausblick auf
das Tal des Ziegenberger Mühlenfließes, des altpreußischen Kaucstirn. Der Kauster
gehörte früher zu Geidau und kam erst in neuerer Zeit zum Gut Gaffken; eine
Weile abgeholt, hat er jetzt wieder dichten Baumbestand.

An die Gemeindeflur Geidaus stoßen die Grenzen des Gutes Kallen. Es
ist das einzige Gut des Kirchspiels Fischhausen mit ehemals adligem Charakter
und hat einen Umfang von 1261 Hektar, davon etwa 150 Hektar Hutung und
250 Hektar meist jüngerem Wald. Die Einwohnerzahl des Kallener Gutsbezirkes
betrug 1919 385 Personen.

Erstmalig wird Kallen 1331 als Kaldeyn erwähnt, und 1333 verschreibt
Bischof Johannes von Samland seinem Dolmetsch Nicolaus die „bona sita“ zu
Kalden. 1527 belehnte Herzog Albrecht die „Peter von Kallen, Bernhard Nichts
und Peter Rasse“ mit Kallen; von einem Nachkommen des letzteren, dem Albrecht
Rasse, kaufte es 1583 Sigismund von Kohndorff, auch Kirschendorff genannt, eine
aus Steiermark stammende Familie. Sigismund von Kirschendorff, „der Dicke“, starb
1620 als herzoglicher Rat, es lag der Verdacht vor, daß er von seinen Gutsuntertanen
ermordet war. Damals besaß auch die Stadt Fischhausen sechs Hufen von Kallen.

Nach dem Tode Kirschendorffs übernahm sein Schwiegersohn von der Ölsnitz
Kallen und das nördlich nahebei liegende Compehnen, verpfändete es aber schon
zwei Jahre später an den Obrist-Wachtmeister Andreas von Mohrenberg, der
scheinbar sehr wohlhabend war, da wir ihn gleichzeitig für eine dem Kurfürsten
geliebene Geldsumme als Pfandinhaber des Amtes Lochstädt finden. Der Umfang
Kallens war damals 9 Hufen 18 Morgen und der Compehnehmens 12 Hufen. 1630
übernahm Mohrenberg Kallen käuflich; die Einholung der Erlaubnis zum Verkauf
wurde durch von der Ölsnitz damit begründet, daß das Gut durch schwedische
Einquartierung ganz verwüstet sei, das Vieh größtenteils geraubt und ausgestorben
und auch die Untertanen ganz zu Grunde gerichtet wären. Als spätere Besitzer
finden wir noch die Namen von Kalsow, „Obrister und Commandeur bei dem von
Glaubitz'schen Regiment“ und vermählt mit einer Mohrenberg, an dessen 1739
erfolgten Tod eine schöne Gedenktafel in der Kirche Fischhausen erinnert; ferner
von Tippelskirch und ein Oberst von der Heydt, nach anderer Schreibart
von der Hardt.

Im Jahre 1782 gingen Kallen und Compehnen an den um die Kolonisation
Litauens hochverdienten Kammerpräsidenten Anton Gottlieb von der Goltz über,

der dieserhalb beim König Friedrich II. in hoher Gunst stand und den Besitz auch sehr billig erhielt. Seitdem ist Kallen in der Familie geblieben und als Majorat festgelegter Besitz. 1792 wurde der Wert der beiden Güter mit 17200 Talern angegeben, heute gehören sie zu den wertvollsten Besitzungen des Samlandes.

Berühmt ist die durch gute Weidegelegenheit begünstigte Vieh- und Pferdezucht Kallens. Das Gutshaus in seiner jetzigen Gestalt wurde 1905 ausgebaut. Die Schule Kallens bestand schon bei Beginn des achtzehnten Jahrhunderts als sogenannte Adelschule. Der frühere südlich an der alten Königsberger Straße im Wald liegende, zu Kallen gehörende adlige Fichtenkrug ist eingegangen. Compehnen, früher ein adliges und köllmisches Bauerndorf mit einem preußischen Freigut, jetzt ein Vorwerk Kallens, gehört nicht mehr zum Fischhausener, sondern zum Thierenberger Kirchspiel. Es wird 1310 als villa Campaginis und 1342 als Campayn im Besitz des Sudauers Kariothe erwähnt, später besaß es der Germauer Kämmerer Naglande.



Gutshaus Kallen.

Was hilft's dem Jüngling, wenn er weiß,
was geschehen ist, ohne daß er weiß,
wo es geschehen sei?

Das Gebiet Rinau.

Zu den ungelösten Fragen der Vorordensgeschichte Preußens gehört auch jene über die Einteilung des Landes in einzelne Gaue oder kleinere Bezirke. Da urkundliche Nachrichten hierüber in keiner Form vorliegen, sind wir lediglich auf Vermutungen angewiesen, die aber zu der Annahme berechtigen, daß Gebietsabgrenzungen doch bereits vorhanden waren. Die Namen einzelner Landschaften, wie Ereyno, die ursprüngliche Bezeichnung für Rinau, = das Lämmerfeld, Medenowe, Girmowe u. a. stammen sicher aus dem Altpreußischen und sind dann vom Orden übernommen, ja dieser ging sogar so weit, daß er die Grenzen dieser alten Gebiete meist auch zu denen der neu eingerichteten Kammerämter machte. Hiermit dürfte die Annahme hinfällig werden, daß erst der Orden System in die Landeseinteilung brachte.

Als Grenzmarkierungen wurden zumeist Bäume — besonders Eichen —, ferner Pfähle und Steine gewählt, die man mit besonderen Namen bezeichnete. So finden wir in dieser Gegend eine Eiche Ubbacobe, ferner die Steine Sarguttinstabs = Wächterstein und Gildestabs = ausgehöhlter Stein. Als Grenzsteine galten aber nach einer Nachricht aus dem Jahre 1643 seit altersher nur solche, unter die Kohlen und Glas geschüttet waren. Der Aberglaube spielte demnach bei ihrer Aufrichtung auch eine gewisse Rolle, und noch heute besteht bei der Bevölkerung eine Scheu vor diesen alten Grenzzeichen, die sich u. a. darin äußert, daß sie fast nie beackert werden.

Über die Grenzen und den Umfang der Orden und Bischof zugesprochenen Gebiete sind wir durch die verschiedenen Urkunden genau unterrichtet (s. Karte Band I, Seite 19). Weniger klar sind die Grenzen der alten Kammerämter; diese werden erst ungefähr ersichtlich aus den zu ihnen gehörenden Ortschaften, die wir später bei den Kirchspielen kennen lernen, deren Umfang sich wiederum zumeist mit denen der Kammerämter deckte.

Etwas anders entwickelten sich die Verhältnisse in dem vom Frischen Haff bis zur See bei Dirschkeim verlaufenden bischöflichen Anteil. Vermutlich war es Bischof Kristan von Mühlhausen, 1276—1295, der diesen Bezirk in Kammerämter einteilte, heißt es doch von ihm, „daß er viele Kirchen baute und Plebane einsetzte“. Abgesehen von dem als Bischofssitz eine Sonderstellung einnehmenden Schonewice-Fischhausen bildete er für den südlichen Abschnitt des ihm zugefallenen Landes das Kammeramt Medenau und für den nördlichen das Kammeramt Rinau. Aus letzterem Kammeramt entstanden dann im Laufe der Zeit drei Kirchspiele: Thierenberg, Kumehnen und das Kirchspiel der Sudauer Heiligencreutz, alle aber im Verbands dieses Kammeramtes verbleibend.

Das Kammeramt Rinau hatte bisher das Schicksal, von der Heimatforschung kaum beachtet oder, wenn dieses geschah, unter falschen Schlüssen erwähnt zu werden, trotzdem eigentlich urkundliches Material genügend zur Verfügung stand. Zunächst sah man in der Ortschaft Kumehnen das alte Rinau, während dieses nebst der bischöflichen Burg gleichen Namens bei Pojerstieten lag. Auch die bischöfliche Burg auf dem Galtgarben gehört in das Reich der Fabel, denn dieser hat nie ein

derartiges Bauwerk getragen. Der Galtgarben war auch nicht der Berg Rinau, sondern nur der im Rinauer Gebiet liegende Hauptberg, altpreußisch galwo = Haupt und grabis = Berg.

Die Wahl Pojerstietens zum Sitz des Kammeramtes und zur Anlage einer bischöflichen Burg wird erklärlich, wenn wir sehen, daß dieses Dorf noch bis in die neuere Zeit die größte Ortschaft des nördlichen Bischofsanteils war und erst in der Gegenwart von Kumehnen und Thierenberg überflügelt wurde. Auch die zahlreichen alten Belehnungen mit Land gerade in Pojerstieten beweisen seine frühere verhältnismäßig große Bedeutung. Hier wurde nun auf einer Pojerstieten benachbarten Höhe — die Stelle ist leider noch nicht ermittelt — die bischöfliche Burg Rinau erbaut. Die Entwicklung Rinaus als Dorf dürfte aber nicht den Erwartungen entsprochen haben, jedenfalls ging es bald in Pojerstieten auf, und in der herzoglichen Zeit heißt es von ihm „Pagersditen das wie Rinau heißt“ oder „Pajerstetten heyst das Dorff jetze“.

Zu einer Ortschaft hatte es Rinau aber bis dahin anscheinend nicht gebracht, denn erst 1384 werden 40 Hufen Land zur Besetzung des Dorfes Rynau dem Lüdeke Gysilbrecht verliehen; vermutlich waren inzwischen die umfangreichen, stets zu einer Burg gehörenden Ländereien durch Verlegung des bischöflichen Kammeramtes freigeworden.

Während wir das Gebiet Rinau bereits 1258 und auch später noch mehrmals urkundlich erwähnt finden, stammt die früheste Nachricht über das castrum Rynow erst aus dem Jahre 1327; bei einer Landverschreibung für Warengen kann man aus der Angabe der betreffenden Grenzen ungefähr die einstige Lage der Burg und die des dazu gehörenden Mühlenteiches erkennen. Auch Lehnsurkunden aus den Jahren 1346 und 1384 lassen auf den ungefähren Standort Rinaus schließen. Über den Grund und die genaue Zeit der Aufhebung des Rinauer Kammeramtes und seiner Verlegung nach Thierenberg, das nunmehr das zweite bischöfliche Kammeramt des Bezirkes wurde, ist nichts bekannt, vermutlich fiel sie ums Jahr 1357, in dem Markehnen als Wohnsitz des Kämmerers genannt wird. Dieses ist auch die letzte Nachricht von dem Bestehen des Kammeramtes Rinau. 1395 heißt es, „daß der Krüger Jekyl von Wykow drei Hufen neben der Vorburg des ehemaligen Schlosses Rynau erhält, noch bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hieß aber der ganze Landstrich „die Rinauer Gegend“. Die Steine des bischöflichen Hauses sollen, wie verschiedentlich gemeldet wird, dann beim Bau der Kirche in Kumehnen, nach anderer Meinung bei dem des dortigen Pfarrhauses Verwendung gefunden haben.

Ebenso alt wie die Nachrichten über die Rinauer Burg sind jene über den an ihr gelegenen Krug, dessen Verkauf 1329 vom Bischof Johannes bestätigt wird. 1346 verleiht Bischof Jacob dem Preußen Sele Land „prope lacum in monte versus castrum Rinow“ und 1355 belehnt er seinen Kämmerer Senkete — also den Kämmerer von Rinau — mit einer im Tal zwischen seinem „Hof“ und dem benachbarten Krüge, und zwar nach der Mühle zu gelegenen Wiese, nachdem dieser bereits 1350 Land, welches seit altersher zu der Kalkmühle bei dem Dorfe Eyskitin (Pojerstieten) gehörte, von dem Dolmetscher des Bischofvogetes erworben hatte.

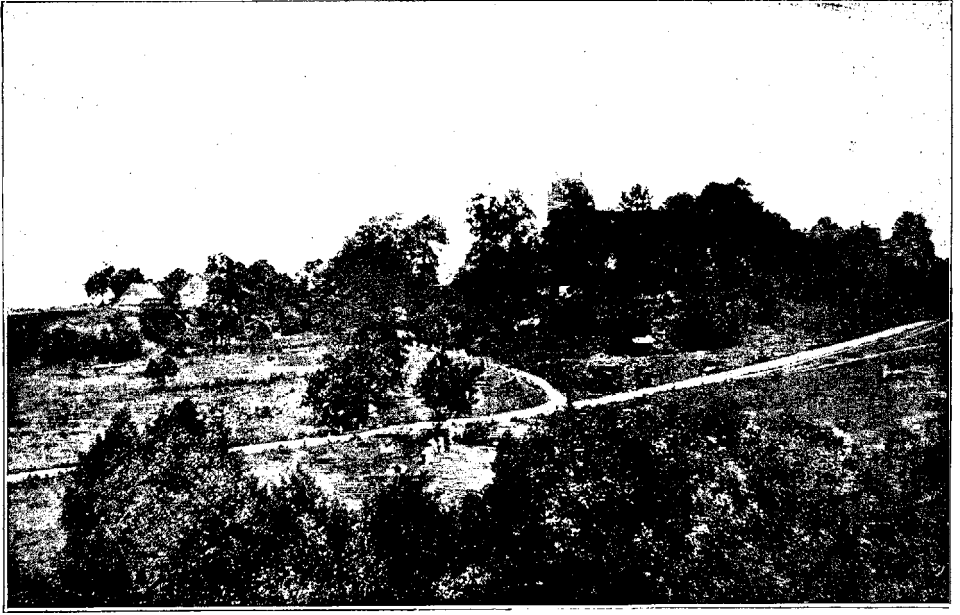
Die in diesen Urkunden erwähnte Mühle ist die uralte, noch heute bestehende Kalker Wassermühle, und der Teich an ihr liefert noch jetzt wie vor sechshundert Jahren das Wasser zu ihrem Betrieb. Bei der Urkunde des Jahres 1384 für den erwähnten Gysilbrecht heißt es von ihr: „ausgenommen sind das innerhalb des-

selben gelegenen molners gehöfte von den Kalke mit dem moletich“. Später kam die Mühle zu köllmischen Rechten in Erbpacht, und um 1700 finden wir sie gemeinsam mit der Medenauer Mühle im Besitz eines Hofgerichtsrates von Ölsen; heute ist sie ein selbständiges Mühlengut. Bemerkenswert ist, daß 1338 ein Wald beim Schlosse Rinau erwähnt wird, den wir 1468 als den „Wald Wyssekyndt bei Rhinau“ nochmals genannt finden.

An führender Stelle finden wir die Bewohner des Rinauer Gebietes in den Aufständen der Samländer. Nachdem sie beim ersten Aufstand als Zeichen ihrer Unterwerfung dem Orden Geiseln gestellt hatten, stehen die Rinauer beim großen Preußenaufstand wieder mit an der Spitze. Glande, ein edler Preuße des Gebietes, in deutscher Sitte erzogen, warf sich in diesem zum Führer der Rinauer Männer auf. Auf die Kunde von dem Aufruhr zogen die Königsberger Brüder mit den ihnen treugebliebenen Samländern in das Rinauer Gebiet, wo sie, wie Lucas David schreibt, alle Männer erschlugen, die Frauen, Kinder und das Vieh aber forttrieben. Bekannt ist der erfolglose Zug der Rinauer während dieses Aufstandes gegen die bischöfliche Burg Schonewic. Auf dieser war nur ein Bruder des Ordens mit seinem Knecht, und die Aufständischen hätten nur den an die Klinke der Pforte gebundenen, außen hängenden Riemen anziehen dürfen, um in die Burg einzudringen. Diese Art des Verschlusses scheint ihnen aber unbekannt gewesen zu sein, und wie sie nach Lucas David „die Burg zu stürmen kommen, also sind sie auch toller und thörichter Weise, ungeschafft von dannen gelaufen, denn sie selbst hernach bekannt, daß sie bedacht habe, daß sie von vielen Reutern gejagt worden“. Die Pforte blieb als besondere Sehenswürdigkeit der Burg dann noch durch verschiedene Jahrhunderte erhalten.

Noch einmal flackerte die Empörung gegen den Orden empor, und im Jahre 1277 läßt der gleiche Geschichtsschreiber die Rinauer, an dreitausend Mann stark, unter dem Hauptmann Gerpo wieder zu den Waffen greifen; gebrochen aber war die Kraft der Samländer, es war ihr letzter Aufstand vor der völligen Unterwerfung unter die Ordensherrschaft, der Ruhm der Rinauer aber leuchtet bis in unsere Tage hinein. Als dem Orden in diesen Aufständen treu gebliebene Männer aus dem Gebiet Rinau werden 1299 die Withinge Darexte, Glande, Nawalde und Gubike genannt.

Reich war bisher das Rinauer Gebiet an Funden, deren Gegenstände die Erinnerung an weit früher hier lebende Generationen wachriefen. Genannt mögen die Gräberfelder bei Cojehnen, Drugehnen, Groß Drebnau, Kirschappen, Norgau, Seefeld und Weydehnen sein, ferner die Hügelgräber bei Klein Dirschkeim, Klein Norgau und Thierenberg.



Thierenberg.

Die Scholle ist unsere Heimat, und was man Vaterlandsliebe nennt, das erwächst aus der Liebe zur Scholle.

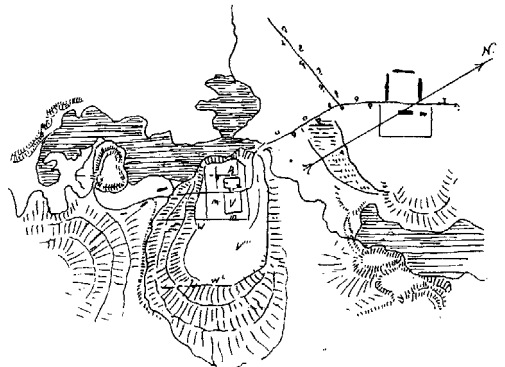
Artur Brausewetter.

Das Kirchspiel Thierenberg.

Thierenberg.

Die ältere Geschichte des Kirchspiels Thierenberg ist die des Gebietes Rinau, während ihre neuere mit dem Bau der Burg beginnt, die der Ordenslandmeister Conrad von Tyrberg auf den Resten einer alten Preußenburg in den Jahren 1270—75 errichten ließ, ihr auch seinen Namen gebend. Daß die Anlage der Burg durch den Orden geschah, hatte seinen Grund darin, daß der damalige samländische Bischof Heinrich von Strittberg sich meist außer Landes aufhielt, und dem Orden für die Zeit seiner Abwesenheit alle Machtbefugnisse über seine Landesteile übertragen hatte.

Die Burg verfiel bereits in der letzten Ordenszeit, 1507 galt sie als nicht mehr verteidigungsfähig, trotzdem sie im Friedensvertrag mit Polen 1525 ausdrücklich unter den dem Herzog verbleibenden aufgeführt wird. Etwa hundert Jahre später

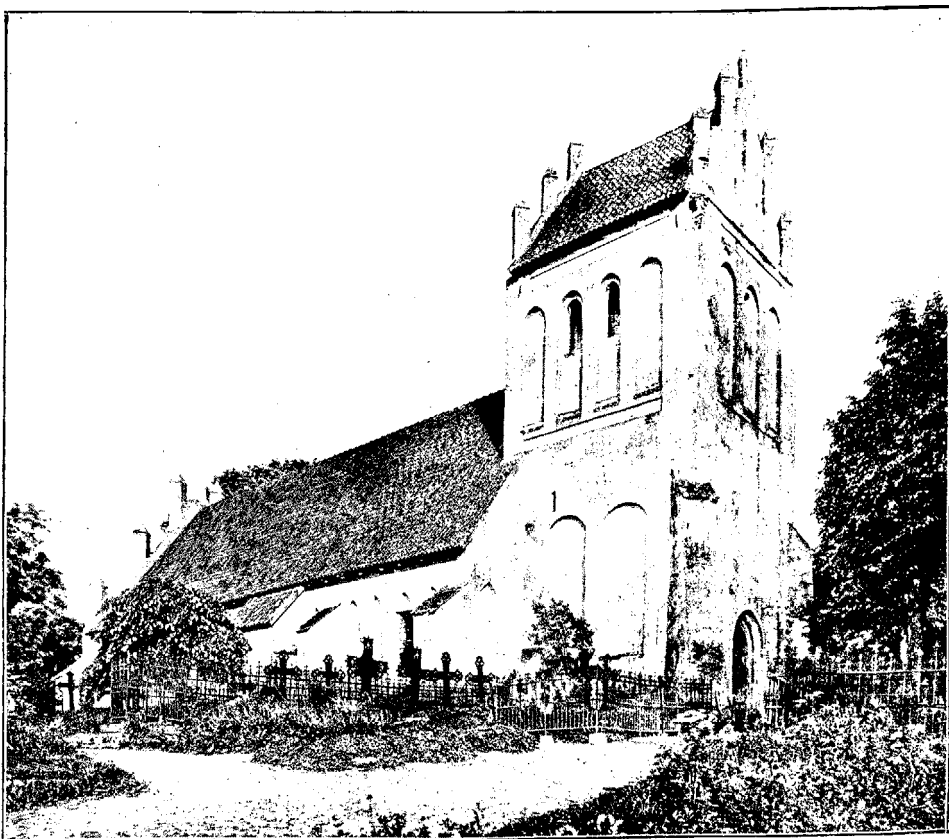


Lageplan der Thierenberger Burg.
Nach Giese 1820—26.

wurde sie abgebrochen; jetzt ist sie bis auf einige Reste der Umfassungsmauer, die dem Gutsgarten als Zaun dienen, völlig verschwunden. Ist auch nichts von der alten Burg mehr übrig, so lebt doch die Erinnerung an sie in dem Gutsbezirk Schloß Thierenberg fort.

Sahen wir beim Orden die Kirchen der samländischen Kammeramtsbezirke zumeist in die Burgen eingebaut, so waren die Geldverhältnisse des samländischen Bistums damals offenbar so günstig, daß es den Bischöfen möglich war, die Kirchen ihres Anteils gleich in bedeutender Größe außerhalb ihrer Kammeramtsburgen aufzuführen zu lassen. Diese Burgen selbst dürften aber kleiner als jene der Kammerämter des Ordens gewesen sein. Wie die Kirchen in Medenau und Laptau wurde auch die in Thierenberg auf einer der Burg am nächsten liegenden, die ganze Gegend beherrschenden Anhöhe errichtet.

Der Bau der Kirche oder die Absicht hierzu wurde die Veranlassung zur Gründung des Dorfes Thierenberg. Daß es eine deutsche Gründung war, beweist die Erwähnung eines Schulzen in Tyrberg im Jahre 1325, der aber die üblichen vier Schulzenhufen bereits von einem Vorgänger übernahm; nur von Deutschen besiedelte Ortschaften hatten einen Schulzen. Zu der Wahl Thierenbergs als Kirchort gab wohl die Auseinandersetzung zwischen Orden und Bischof im Jahre 1330, ferner die günstige Lage des Platzes fast in der Mitte der nördlichen Hälfte des bischöflichen Anteils die Anregung. Der nahe der See liegende bischöfliche Landabschnitt



Die Kirche in Thierenberg.

brauchte damals noch nicht berücksichtigt zu werden, da er vom Orden, veranlaßt durch die Aufstände der Samländer, scheinbar völlig menschenleer gemacht war; erst das Jahr 1352 brachte auch dieser Gegend für die mittlerweile hier angesiedelten Sudauer ein eigenes Gotteshaus in der Kapelle zum heiligen Kreuz.

Neben der Kirche in Juditten soll die in Thierenberg die älteste des Samlandes sein; ihren Baubeginn aber bereits um das Jahr 1270 zu verlegen, erscheint aus geschichtlichen Gründen nicht angängig zu sein. Sie ist ein Ziegelrohbau, der leider in den achtziger Jahren vorigen Jahrhunderts völlig übertüncht wurde. Das Langhaus der Kirche hat schöne Sterngewölbe, die von außen durch Strebe- Pfeiler gestützt werden; bemerkenswert ist das Fehlen eines Chores. Der Turm hat das übliche Satteldach der bischöflichen Kirchen des Samlandes. Die Nord- seite hat keine Fenster, ihren Platz markieren ursprünglich bemalte Blenden. Die Fenster der Südseite sind in späterer Zeit ohne Rücksicht auf Form und Umfang vergrößert, nachdem man die alten Ausschnitte möglichst unkenntlich gemacht hatte.

Unter dem Kirchenschiff befindet sich in der Laufrichtung ein gewölbter Gang, an dem auf beiden Seiten Grabgewölbe liegen sollen. Der Eingang zu ihm liegt beim Altar und gab wohl die Ursache zu der Sage von einem von hier nach dem Schlosse führenden unterirdischen Gang. Ein Teil des Fußbodens der Kirche stürzte vor längerer Zeit ein, wobei auch die Gewölbe verschüttet wurden; nach einer alten Überlieferung bedurfte es „vieler Erde“, um die Einsturzstelle wieder zu füllen. Die alten Malereien der Kirchenwände sind durch Tünche verdeckt.

Der schlechte bauliche Zustand der Kirche — die Sakristei und das Turmdach sind völlig baufällig — ist seitens der Gemeinde und des Staates lange erkannt, und in großer Opferfreudigkeit hatte die Gemeinde auch eine verhältnismäßig bedeutende Summe zur Wiederherstellung

der Kirche gesammelt. Lässigkeit ließen die Arbeit, trotzdem sie bereits 1909 beschlossen wurde, aber nicht rechtzeitig beginnen, und so erscheint es bei den veränderten Zeit- und Geldverhältnissen als ganz unmöglich, den ehrwürdigen Bau zu retten, wenn nicht der Staat in letzter Stunde helfend einspringt.

Teilweise überaus beachtenswert ist die innere Einrichtung der Kirche. In erster Reihe steht der Altaraufsatz, ein gotisches Tryptichon aus der Spätordenszeit und einer der wertvollsten Kunstschätze Ostpreußens; er ist ein Juwel, dessen Besichtigung allein dem Kunstfreund eine Reise nach dem abseits gelegenen Thierenberg lohnend erscheinen läßt.

Die Doppelflügel tragen auf Goldgrund gemalte Szenen aus dem Leben der Maria, die Außenseiten sind mit Heiligenbildern geschmückt. Das Mittelstück ist ein aus Holz geschnitztes Marienbildnis, das durch ein nicht im geringsten zum



Ostgiebel der Kirche zu Thierenberg.

Altar passendes Christusbild, eine neuzeitliche Kopie, verdeckt wird. Auf der oberen Kante trägt das Werk drei holzgeschnittene Figuren, von denen eine den heiligen Adalbert vorstellen soll. Der Altar, vermutlich eine Nürnberger Arbeit aus den Jahren 1511—18, ist ein Geschenk des damaligen Bischofs von Bünau an die Kirche. Dringend zu wünschen bleibt die baldige Herstellung dieses vornehmsten, jedem Museum zur Zierde gereichenden samländischen Kunstwerkes von berufener Hand, wenn es nicht in absehbarer Zeit völlig zu Grunde gehen soll.



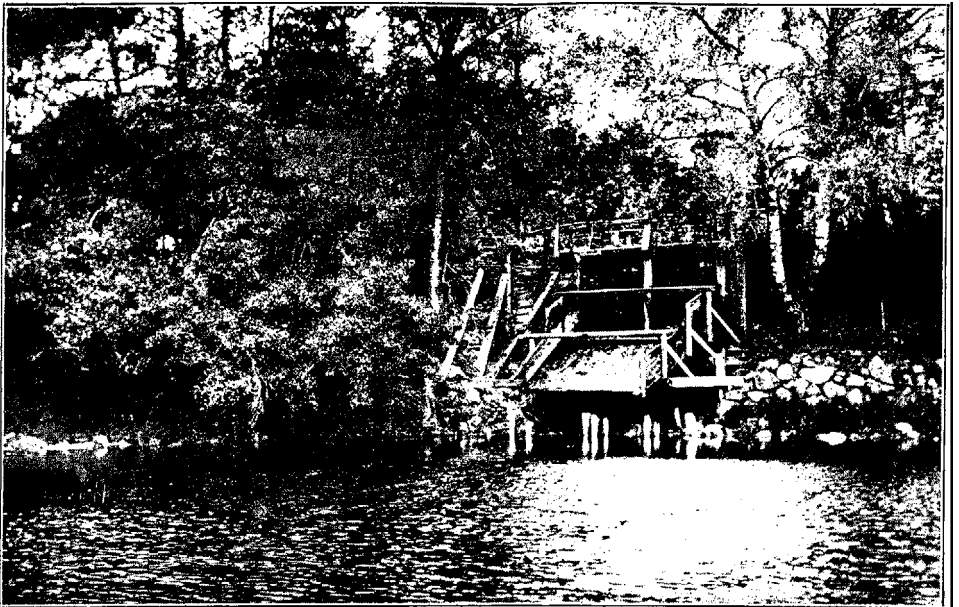
Kircheninneres.

Ein anderes künstlerisches Werk der Kirche ist die 1581 von dem Hoftischler Melchior Breuer gefertigte fünfeckige Kanzel, die als die schönste des Samlandes gilt; sie ist mit Blumenranken in Intarsienart bemalt, die Schnitzereien sind Renaissance; in gleichem Stil ist die leider schlecht übermalte Verkleidung der Empore rechts vom Altar geschnitzt. Zu beachten sind in der Kirche noch ein Kruzifix und zwei kleine Holzfiguren aus früherer katholischer Zeit. Die Orgel der Kirche ist von 1832; die Glocke wurde 1522 von Heinrich von Svickelt gegossen. Ein Pleban wird auch in Thierenberg bereits 1321 erwähnt, und 1335 verlieh Bischof Johannes, der vermutliche Erbauer der Kirche, den Zins dieses

Dorfes seinem langjährigen Notar, dem Pfarrer Johannes, zum Unterhalt. Die jetzt zweiklassige Schule ist als Kirchschule aus alter Zeit stammend.

Malerisch schmiegt sich das kleine Kirchdorf an die hochragende Kirche. Leider sind uns über dieses wie auch über das Kirchspiel verhältnismäßig wenige Nachrichten erhalten, da 1721 das Pfarrhaus und mit ihm die ganzen Kirchenakten verbrannten. Die Zahl der Bewohner Thierenbergs betrug 1844 217 und 1919 405 Personen, hierin sind aber jene des adligen und des köllmischen Gutes Thierenberg mit einbegriffen.

Das adlige Gut Schloß Thierenberg, das einzige ehemalige Lehnsgut des Kirchspiels, ist aus dem alten Kammergut hervorgegangen; da ja ein Senkete auf dem benachbarten Markehnen 1357 als Rinauer Kämmerer bereits genannt wurde, ist dieses Jahr vielleicht als der Zeitpunkt der Verlegung des Kammeramtes von Rinau nach



Am Thierenberger Mühlwehr.

Thierenberg anzunehmen. 1436 gibt es einen Vincentius als Kämmerer in Thierenberg, und Bischof von Bünau verlieh das Kammergut 1508 einem Niclas von Niederbach, der es bereits längere Zeit verwaltet hatte. Da diese Familie 1618 ausstarb, kam das als wüst geschilderte Haus Thierenberg zu Lehnrechten an Karl von der Ölsnitz. Von diesem übernahm es 1638 für 17000 preußische Mark Georg von Auer, dessen Nachkommen es dann lange Zeit besaßen und von denen auch die benachbarte Ortschaft Auerhof ihren Namen führt. Um 1700 war ein Conrad von Auer Eigentümer von Thierenberg, Dulack — das alte Tullauken — und Kotzlauken, mit insgesamt 37 Hufen 23 Morgen. Weitere Besitzer in früherer Zeit waren 1728 ein Prinz von Holstein, die Familien von Quoß, von Montowt und von Batocki, ferner Stein und Kroeck.

Der Umfang des Schloßgutes beschränkte sich aber nicht nur auf dieses, sondern fast dauernd gehörten zu ihm als Vorwerke Markehnen, Dulack,

Bärholz und Auerhof. Insgesamt wurde der Wert der Thierenbergschen Güter 1800 auf 68000 Taler angegeben. Auf Markehnen wird 1436 ein Petcze de Markeyn genannt; eine besondere Beachtung erhielt der Ort aber in geologischer Beziehung durch eine hier 1873 begonnene Tiefbohrung, die schließlich nach Unterbrechung 1877 205 Meter, und damit die überhaupt größte bisher im Samland erbohrte Tiefe erreichte. Diese wissenschaftlichen Zwecken dienende Arbeit ergab folgende Schichtenstärken: Quartär 3,3 Meter, Braunkohlenformation 43,7 Meter, Glaukonit-sande mit vorkommendem Bernstein 45 Meter, sandige Letten 18,9 und Kreidemergel 94,1 Meter. Die verrohrte Bohrstelle befindet sich 42 Meter über dem Spiegel der See.

Heute gehört zum Gut Schloß Thierenberg nur noch Auerhof als Vorwerk und Schulort; Markehnen mit dem Vorwerk Dulack und Bärholz sind selbständige Güter geworden. Die Schule Markehnens wurde früher von den Gütern der Umgegend unterhalten, eine Weile war sie auch im nahen Auerhof untergebracht. Die frühere Amtsmühle wird bereits 1348 erwähnt, indem es heißt, „der Müller vom bischöflichen Hof Tyrberch erhält auch den Krug und das Recht des Hufbeschlages mit den bischöflichen Leuten in Abinde“. Über die Bedeutung dieses in samländischen Urkunden mehrfach vorkommenden „abinde“ konnte eine endgültige Lösung bisher nicht erreicht werden. Die Mühle kam dann aus kurfürstlichem Besitz in Erbpacht; mit ihren drei Mahlgängen gehörte sie in früherer Zeit zu den größeren des Samlandes. Gespeist wird sie aus den hier aufgestauten Gewässern des bei Weydehnen beginnenden Thierenberger Mühlenfließes und des, das Pokalksteiner Bruch entwässernden Baches. Das malerische Mühlwehr erinnert an vergangene Zeiten.

Aus dem Dorfe Thierenberg hervorgegangen ist das auf der Anhöhe freundlich liegende köllmische Gut Thierenberg mit einer Dampfmlkerei.



Bockmühle.

Die Landstraße singt eine eintönige Wandermelodei,
Und dennoch kann diese Eintönigkeit ein Buch voll
Schönheit und Wonne sein. Karl Demmel.

Die weiteren Ortschaften des Kirchspiels Thierenberg.

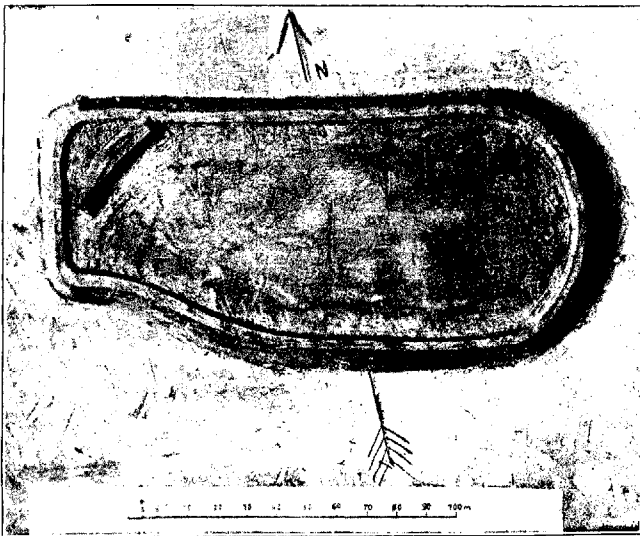
An der Warnickener Kunststraße, die sich von der von Königsberg nach Pillau führenden, der ältesten des Kreises Fischhausen, abzweigt, liegt das Dorf Cojehnen, 1325 Kuyen genannt. Fast alle Grundstücke dieses Ortes liegen auf der westlichen Seite der Straße, da die östliche das Wiesental des Thierenberger Fließes einnimmt. Bemerkenswert ist ein auf dieser Wiese liegender, etwa 7 Meter langer, 4 Meter breiter und 1 Meter über die Erde hinausragender Granitfindling, der, vermutlich sehr tief im Boden steckend, wohl der größte bekannte Stein des Samlandes sein dürfte. An diesen Stein knüpft sich die Sage, daß er einst einem Riesen aus der Hand fiel, als er ihn von einer benachbarten Anhöhe zum Galtgarben werfen wollte. Unter Friedrich Wilhelm I. wurden in Cojehnen vier Kolonisten mit je 4 Hufen Land angesetzt; auffallend ist die frühere gleiche Größe der Grundstücke, deren es um 1800 zehn mit je $271\frac{1}{3}$ Morgen Land gab; das Vieh wurde auf die gemeinsame Dorfweide getrieben. Insgesamt umfaßt Cojehnen etwa 513 Hektar, die Einwohnerzahl betrug 1919 180 Personen. Zu Cojehnen gehört das an der Wegkreuzung der oben genannten Straße liegende Gasthaus, im Volksmund als Krug Wupplich bekannt. Der Cojehnen gegenüberliegende 52 Meter hohe Hügel ist der Galgenberg, vermutlich die einstige Richtstätte des Thierenberger Amtes.

In dem 1310 genannten Felde Noriow liegen Dorf Norgau und Abbau oder Gut Klein Norgau mit dem ansehnlichen Umfang von insgesamt 762 Hektar und



Am Norgauer Burgwall.

1919 293 Bewohnern. Die zurzeit zweiklassige Schule ist von Friedrich Wilhelm I. eingerichtet; erwähnt mögen einige bei Norgau angelegte Rentengutstellen sein. Die südlich von Norgau befindliche, etwa 60 Meter hohe Antonienhöhe dürfte der altpreußische Nyrtegarbs sein; anlässlich einiger geschichtlicher Gedenktage wurde sie von dem jetzigen Besitzer Kallens mit 103 Eichen bepflanzt. Besonders bemerkenswert aber ist der aus dem hübschen Talbett des Norgauer Fließes aufsteigende alte Burgwall, auch Hausen oder Schwedenschanze genannt, der zu den größten des Samlandes gehört. Der Umfang der Krone beträgt etwa 450 Meter, nach Westen sind die Reste eines Stirnwalles erhalten, nach Süden und Nordosten bot das sumpfige Gelände ausreichenden Schutz. Einst vielleicht im dichten Wald liegend, erscheint die Anlage wohl geeignet, um früher den Bewohnern ganzer Ortschaften als Zufluchtsort zu dienen.



Modell des Norgauer Burgwalles.

Nach einer topographischen Aufnahme von Anhalt 1921.

Noch zum Kirchspiel gehört das Gut Düringswalde, das seinen deutschen Namen vermutlich auf einen aus Thüringen stammenden Kolonisten zurückführen kann.

Unter den nordöstlich von Thierenberg liegenden Ortschaften ist die nächste das Dorf Drugthenen, in dem 1436 ein Matthys von Druthyn genannt wird. Eine von Giese bei dieser Ortschaft erwähnte alte Schanze dürfte die zwischen den beiden Abbauten Drugthenens südlich vom Dorf liegende Anhöhe sein. Die früher hier befindliche Dorfschule ging 1844 ein, ebenso um diese Zeit eine Unterförsterei. Recht bedeutend ist mit 457 Hektar der Flächeninhalt des Gemeindelandes, ebenso aber auch jener der beiden in der Nähe liegenden Dörfer Klein Dirschkeim und Weydehnen, von denen das erstere Dorf 747 und Weydehnen 510 Hektar besitzt. Diese Größen beweisen, was für gewaltige Landflächen dem Orden hier zur Besiedlung zur Verfügung standen, nachdem er es selbst verödet hatte. 1919 hatten Drugthenen 148, Klein Dirschkeim 261 und Weydehnen 168 Bewohner.

Klein Dirschkeim soll wie seine Namensschwester Groß Dirschkeim die Ortsbezeichnung von einem hier angesiedelten Sudauer Dirse haben. Ein Graben bei dem

Dorfe führt den Namen „der Messingtrog“. Der Sage nach liegt in ihm ein großes Messinggefäß, das durch Menschenhände bisher nicht geborgen werden konnte. Den Ursprung des Namens von Weidehnen will man mit den Waidelern, den heidnischen Unterpriestern in Verbindung bringen, die hier in der Nähe Romowes ihren Wohnsitz hatten, jedenfalls deutet er auf gottesdienstliche Gebräuche oder auf Zauberei hin. Auch ein Wald bei Weidehnen führte früher den Namen Waydey; recht erheblich ist noch heute der Waldbesitz des Dorfes. Der weitaus größte Teil des Dorfes ist jetzt in einem Besitz zusammengezogen. Die zweiklassige Schule ist eine Gründung Friedrich Wilhelms I.

Die Namen der Dörfer Weidehnen und Woydiethen leiten zu dem Gütchen Romehnen hinüber, dessen als des alten Romowe und Kriwenwohnsitzes, des obersten heidnischen Priesters, an anderer Stelle bereits eingehend gedacht ist. Gerade bei diesem Ort sind die mehrfachen Besitzveränderungen in früher Ordenszeit auffallend, nachdem 1325 der Bischof Johannes dem Sudauer Stagote, wohl dem Ahn der noch im Samland vorkommenden Familie Dagott, zwei Haken im Felde von „villa Rummowe“ verliehen hatte.

Östlich der nach Warnicken führenden Kunststraße liegen die Güter Kirschappen, 1400 Kirsappen, vom altpreußischen kirsnan = schwarz, bei dem früher ein großer Teich aufgestaut war, und Corwingen. Der Name dieses Gutes, ursprünglich gelegentlich der Belehnung an einen Preußen Algande im Jahre 1300 Gorowyten heißend, wechselte besonders häufig, so finden wir ihn als Jowiten, Rowiten und Carwingen wieder; er soll aus dem altpreußischen curwis = Ochse stammen. Beide Güter waren köllmischen Charakters mit gewissen adligen Rechten.

Der letzte Ort des Kirchspiels ist das Dorf Aribau, 1258 Arys, 1325 villa Hereyzowe. Aribau liegt auf der moorbedeckten Talsohle des Fließes gleichen Namens, das bei Cojehnen in das Forkener Fließ mündet. Eine zwischen Thierenberg und Jouganken noch vor hundert Jahren befindliche Ortschaft Sundlauken ist eingegangen.

Das ist die Liebe zum angestammten Blut, die heiße Liebe zu dem, wodurch wir Menschen uns vom stummen Tier unterscheiden: zur Muttersprache, die glühende Liebe zu der Scholle, die uns gebar, deren Wesen wir ewig tragen, deren Seele in uns lebt: die Liebe zum Vaterland.
G. von Ompteda.

Rund um den Galtgarben.

Das Kirchspiel Kumehnen und das Kirchdorf gleichen Namens.

Das Kirchspiel Kumehnen bildet mit dem innerhalb seiner Grenzen liegenden Höhenzug der Alk den Mittelpunkt des westlichen Samlandes. Mit fast mathematischer Genauigkeit teilt dieser das Kirchspiel und den Kreis Fischhausen in eine östliche und westliche Hälfte; der östliche Teil findet seinen wirtschaftlichen Schwerpunkt in Königsberg, dessen Türme fast dauernd am Horizont auftauchen; die Interessen der westlichen Kirchspielschälfte liegen dagegen mehr in der Kreisstadt Fischhausen.

Die Bildung des Kumehner Kirchspiels dürfte in das Jahr 1390 zu verlegen sein. Damals wurde es von der Medenauer Pfarre abgezweigt, nachdem der Gottesdienst in der Kumehner Kapelle bereits längere Zeit von dort aus mit besorgt worden war, jedenfalls wurde in dem genannten Jahre die Pfarrstelle bei der Kirche Kumehnen mit vier Pfarrhufen dotiert. Das gleiche Jahr kann man auch für die Gründung der Ortschaft annehmen, denn Bischof Heinrich II. von Samland verlieh damals dem Dorfe Bischofsdorf 22 Hufen Acker, unter ihnen die obigen vier Pfarrhufen. Der Name Bischofsdorf konnte sich aber nicht durchsetzen, man kehrte zu der altpreußischen Bezeichnung der sicher schon vorher bestehenden Siedlung zurück, die wir 1355 als Comen und 1384 als Komeyen kennen lernen. Später heißt das Dorf Comaynes und 1566 Cumaine. Den Ursprung des Namens führt man auf kumetis=der Bauer, also Bauerndorf, zurück.

Zu einiger Bedeutung kam der Ort aber erst durch den Bau der Kirche, bzw. den einer Kapelle, die zur Bequemlichkeit der Bewohner dieser Gegend als Filiale von Medenau errichtet wurde. Als den ältesten Teil der Kirche haben wir den Chor, der mit Sicherheit als die alte Kapelle anzusprechen ist, anzusehen; in seinem Sterngewölbe zeigt er die ganze Schönheit der frühen Ordensbauten, ebenso ist das profilierte Fenster in der den Chor gradlinig abschließenden Ostwand überaus beachtenswert. Von den weiteren Fenstern des Chores sollen später, anläßlich des Baues der Sakristei, auf der Nordseite einige vermauert worden sein. Auch im Langhause fehlen auf der Nordseite die Fenster, die fünf der Südseite erhielten in den fünfziger Jahren vorigen Jahrhunderts farbige Verglasungen.

Während der Chor aus Ziegeln erbaut ist, besteht das etwa hundert Jahre später angebaute Langhaus und der Turm bis zur Höhe der Fensterbrüstungen aus Feldsteinen. Bei der Verlängerung des Kirchenschiffes scheint aber die Ordensbaukunst nicht mehr auf ihrer alten Höhe gestanden zu haben, denn bereits um das Jahr 1640 stürzte die Decke ein, einer anderen Nachricht zufolge soll aber damals die Kirche durch eine Feuersbrunst zerstört worden sein. Erst 1697 beschloß man den Rest des schadhafte Sterngewölbes abzurechen und durch eine hölzerne

Decke, die 1703 mit den „erbaulichsten Geschichten“ bemalt wurde, zu ersetzen. Auch die Halle des quadratischen, die Kirche nach Westen abschließenden Turmes hatte ursprünglich ein Sterngewölbe. Einer durchgreifenden Erneuerung wurde das Dach der Kirche im Jahre 1914/15 unterzogen.

Wie die meisten samländischen Kirchen weist auch die in Kumehnen noch Spuren alter Wandmalereien auf. Der Altaraufsatz stammt aus dem Jahre 1676, 1701 wurde er völlig neu bemalt und vergoldet. Künstlerisch wird er aber durch den gut erhaltenen und im Chor aufgehängten Schrein des alten Altares, ein Werk aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, übertroffen, der wie jener in Thierenberg ein Geschenk des damaligen Bischofs von Bünau an die Kirche sein dürfte; vermutlich ist er Nürnberger Arbeit.

Eigenartig ist die hölzerne reich bemalte Taufkapelle mit dem in ihr befindlichen Gruppenbild der Familie des Pfarrers Willamovius, 1687–1726, ihres Stifters. Willamovius veranlaßte auch den reichen Bildschmuck der Kirchendecke, des Altars und der Kanzel. Da selbst die Kirchentüren Spuren von Bemalungen aufweisen, dürften auch diese auf Willamovius zurückzuführen sein. Gleichfalls unter diesem Pfarrer wurde die frühere Orgel — die jetzige stammt aus dem Jahre 1884 — und der Turm erneuert. Willamovius veranlaßte auch im Jahre 1696 den im Kirchspiel begüterten Fr. von Oelsen zur Stiftung von zwei Häusern nebst Gärten, deren Erträge dem Pfarrer zufließen sollten; hierfür aber sollte am Sonntage nach Friedericitas „solange die Welt besteht“ des Stifters und seiner Nachkommen von der Kanzel gedacht werden. Die Häuser stehen nicht mehr, ihr Erlös mit 625 Talern aber wurde im Sinne des Spenders verwaltet. Noch ein weiteres Bildnis dieses verdienten Pfarrers hängt in der Kirche. Bei der aufopfernden Tätigkeit für seine Kirche ist der Nachruf verständlich, der Willamovius von einem Amtsgenossen nach seinem Tode gewidmet wurde:

„Er diente nicht dem Bauch, und sah nicht auf Praebenden, Doch ließ er nicht so leicht der Kirche was entwenden“.

An der Orgel sind die getriebenen Buckel der Pfeifen eine Seltenheit, hierdurch entgingen diese auch der Einschmelzung im Kriege. Im Chor hängt noch ein alter schmiedeeiserner Wand-



Die Kirche in Kumehnen.

leuchter, vermutlich der letzte von zwölf einst für die Weihkerzen bestimmten; auch steht hier ein altes granitenes Weihwasserbecken. Eine Glocke von 1700 wurde, da gesprungen, im Kriege zum Einschmelzen abgeliefert.

Unter den sonstigen Pfarrern der Kirche ist noch ein Sohn des bekannten samländischen lutherischen Bischofs Mörlin zu erwähnen, der 1602 vom Kurfürsten Georg Wilhelm als Geschenk „eine Bude mit Gartenland“ erhielt. Ferner aus dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts der Pfarrer Emmerich, der vertrauteste Jugendfreund Herders und dauernd mit diesem in Verbindung bleibend. Leider sind die sonstigen Nachrichten über die Kirche sehr spärlich, da die Schweden seinerzeit die Urkunden der Kirche vernichtet haben sollen. Der Weltkrieg forderte aus dem Kirchspiel etwa 110 Opfer.

Die Schule galt bereits 1567 als gut im Stande. Der Kirchschulmeister hatte damals freie Wohnung mit Gärtlein, freies Holz, jedoch nur 6–20 Mark jährliches Einkommen, dafür aber das Recht der Hökerei und des Branntweinausschanks. Jetzt ist die Schule zweiklassig.

Die Zahl der Einwohner betrug 1830 224, 1858 259, 1895 544, um 1919 auf 489 zu sinken. Recht bedeutend ist mit 613 Hektar, darunter ein größerer Waldbestand, der Landumfang der Gemeinde. Bemerkenswert sind die guten Gasthöfe des Ortes, deren einer schon 1820 auf die damals bedeutende Summe von 4850 Talern geschätzt wurde.



Inneres der Kirche in Kumehnen.

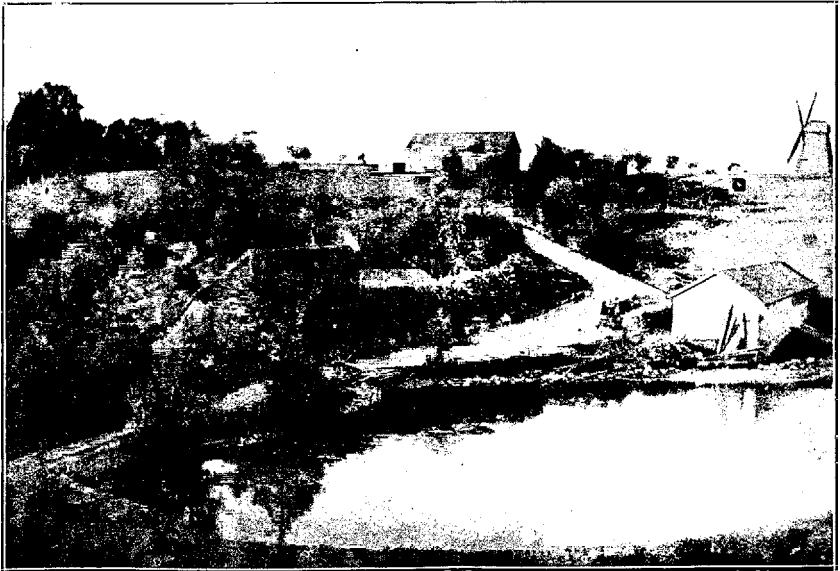
Der aber fühlt sich froh und wohl zu Haus,
Der, wie sich selbst, auch kennt, was um ihn lebet,
Was die Natur und was Geschichte beut,
Und weiß, wie herrlich ineinander webet,
Und wie sich's immer wechselnd wieder neut,
Und immer doch sein liebes Heim geliebet.
Nur wer die Heimat kennt, der kann sie lieben.

A. Pfeffer, Rothenburg.

Weitere Ortschaften des Kirchspiels.

Auf dem weniger bekannten südwestlichen Ausläufer der Alk, von dem man schöne Ausblicke auf den ganzen Höhenzug hat, liegen die sich in ihrem Umfang fast gleichenden Dörfer Dallwehnen und Nastrehnen. Dallwehnen, 1347 Dalwayn, besteht in der Hauptsache aus einem größeren köllmischen Gut; um 1650 war es, wie auch Gelände in Nastrehnen und Pojerstieten, mit insgesamt 9 Hufen 30 Morgen im Besitz des Bernsteinmeisters Caspar Witte. Sehenswert ist hier eine große Eiche. Nastrehnen hatte früher eine Gipsmühle; der südlich liegende Ententeich wird als Teich Nastrayn bereits 1296 erwähnt. Auf den zwei Freigütern des Dorfes werden 1436 ein Martin von Nastrayn und 1638 ein von Auer als Besitzer genannt.

Das an diesen beiden Dörfern auf der Talsohle vorbeifließende, vom Galtgarbenmoor kommende kleine Bächlein läuft zur alten bischöflichen Mühle Kalk, um dort als Stauteich deren Zwecken zu dienen. Enge schließt sich an Kalk das malerisch am Forkener Fließ gelegene Dorf Pojerstieten, beide bereits an anderer Stelle behandelt, das einstmals neben Medenau die größte Ortschaft des ganzen westsamländischen bischöflichen Anteils war; mit dem Umfang von 796 Hektar ist das Dorf noch heute das bedeutendste aller Ortschaften des Kirchspiels. Die Zahl der



Die Linkenmühle bei Kumehnen.

Einwohner betrug 1831 163, 1858 227 und 1919 275; die Schule wurde durch Friedrich Wilhelm I. eingerichtet. Südlich von Pojerstieten liegt auf einer Anhöhe am Forkener Fließ das früher königliche Dorf Kobjeiten, 1310 Cupigeyten. Die in der Nähe am Fließ gelegene und von den Anwohnern als Schloßberg bezeichnete Anhöhe dürfte wohl irrtümlich für eine alte Wallburg gehalten werden.

Nördlich von Kumehnen und gleichfalls im Bereich des Forkener Fließes liegen die Dörfer Spallwitten — 1360 Spalewyten — und Siegesdicken, 1338 Syxdeniten = Sandgegend, dieses an einem bis 60 Meter ansteigenden hügligen Gelände; auf dem Wege zur Haltestelle Kotzlauken der Kreisbahn der kleinste Besitz des Kirchspiels mit Gutscharakter Hortlauken, 1360 Hurtislaukyn. Eine liebliche Wanderpartie ist die von Siegesdicken nach der freundlich im Tal gelegenen Linkenmühle, eine vermutlich noch aus bischöflicher Zeit stammende Wassermühle nebst köllmischem Gut. Das bei einer Wassermühle früher fast selbstverständliche Wirtshaus war in diesem Fall der östlich von ihr gelegene Latsche-, auch Lednicker Krug, der jetzt nicht mehr besteht und an den die Bezeichnung eines Hügels als Krugberg erinnert. Noch um 1800 existierte Lednicken als ein zu Kumehnen gehörendes köllmisches Gut.

Das Kumehner Kirchspiel ist überhaupt das des köllmischen und bäuerlichen Besitzes, war doch das samländische Bistum nicht in der gleichen Zwangslage wie der Orden, der seine Ländereien den adligen Söldnerführern als Entschädigung überlassen mußte. Das einzige Gut adligen Charakters ist Wernershof, das diesen aber auch erst im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts erhielt. Zeitweilig hatte es den gleichen Besitzer wie Forken, sein Name aber wird mit dem Obersekretär der preußischen Regierung Werner in Verbindung gebracht, der als solcher gelegentlich der Erhebung Preußens zum Königreich im Jahre 1701 geadelt wurde, und aus dessen Familie der bekannte Maler Anton von Werner stammen soll. Zu Wernersdorf gehörten früher auch Dellgienen und das genannte Lednicken.

Die beiden Dörfer Ladtkeim und Kotzlauken nördlich der Kreisbahn sind die letzten Ortschaften des Kirchspiels westlich der Alk. Ladtkeim, eigentlich Groß Ladtkeim, trotzdem ein früher selbständiges Dorf Klein Ladtkeim nur noch als Abbau des ersteren besteht, ist ein ansehnliches Dorf mit 1919 154 Einwohnern, es hat eine zweiklassige Schule. Der ursprüngliche Name Laytkayme, 1331, bedeutet Lehmdorf. Kotzlauken, das Dorf mit dem unangenehm verstümmelten Namen, dürfte ursprünglich Catzelauks = das Feld des Catze geheißen haben. In der die Grenzen des bischöflichen und des Ordensanteils festlegenden Urkunde des Jahres 1331 finden wir das hier sumpfige Tal des Forkener Fließes als das Lager der „Kaucälischen“, der Unterirdischen, bezeichnet.

Unter den östlich des Höhenzuges der Alk gelegenen Dörfern wird das etwa 183 Einwohner zählende Groß Drebnau erstmalig 1258 als Drowinenmoter erwähnt. Drowine ist auf altpreußisch eine Beute oder ein Stock wilder Bienen, moter ein Bezirk, also die Gegend der wilden Bienen. Der auf leichtem Sandboden stehende frühere Wald läßt infolge seiner Eignung für Bienenzucht die Entstehung des Namens erklärlich erscheinen; noch 1426 wird bei Groß Drebnau eine „Benengrenze“ genannt. Später finden wir den Ort auch unter Drabnow, Dramenow und ähnlich klingenden Benennungen erwähnt. Drebnau, wie auch das benachbarte Klein Drebnau besitzen noch heute einen größeren Anteil am Scarrwald, dem westlichen Teil der Grünhoffer Forst. Ein größeres Dorf dieser Gegend ist auch Seefeld, ursprünglich Metkaym Holzdorf heiße und als

solches durch Tausch 1277 vom Orden an den Bischof gelangend. Das Dorf muß aber dann wüst, d. h. unbewohnt gewesen sein, denn 1407 wird es vom Bischof Heinrich von Seefeld, der ihm auch seinen Namen gab, mit dem ansehnlichen Umfang von 35 Hufen neu ausgetan. Der jetzige Umfang beträgt 410 Hektar, die Einwohnerzahl 1919 156 Personen; die zweiklassige Schule gehört zu denen, die Friedrich Wilhelm I. einrichtete. Bekannt ist der Name des kleinen Gutes Marienhof als Haltepunkt der Samlandbahn, und gleichfalls noch im Kirchspiel liegt am Oberlauf des Greibauer Fließes das zu Quanditten, früher auch zu Prilacken gehörende große Vorwerk Taplacken.

Den Hauptanziehungspunkt des Kirchspiels bilden aber weniger seine Ortschaften, als der weitbekannte Galtgarben, zu dem Drugehnen, 1919 256 Einwohner, der Ausgangspunkt ist. Dieses Dorf wird 1339 erstmalig als Drucheyn erwähnt und bedeutet eine Fiebergegend, damit auf den sumpfigen resp. moorigen Charakter der Gegend hinweisend. Der an der Samlandbahn liegende Ortsteil, in dem sich das Postamt für den Bezirk befindet, verdankt seine Entstehung dem Bau dieser Bahn. Der Hauptort der Gegend, das Wiekauer Teichgebiet genannt, ist das ihm den Namen gebende Wiekau, ein altpreußischer Ort, von dem schon gelegentlich einer Belehnung an vier Preußen im Felde wikus 1283 gesprochen wird. Auch in vorgeschichtlicher Beziehung wurde Wiekau von Bedeutung, da man hier ein großes Brandgräberfeld entdeckte, in dem man reiche Funde aus der älteren Bronze-, sowie aus der Eisenzeit machte; diese waren um so beachtenswerter, als sich darin das Kirchspiel Kumehnen bis auf einige bei Seefeld und Nastrehnen gefundene Gegenstände bisher völlig unergiebig gezeigt hat. Die Schule, wie auch die später eingegangene in Drugehnen, wurde durch Friedrich Wilhelm I. eingerichtet. In Wiekau waren früher neben drei Bauerngütern auch drei preußische Freigüter.

Verschwunden ist die ehemalige, zwischen Wiekau und Willgaiten erwähnte Ortschaft Snotow, auch Snoten genannt.

Das in der Nähe liegende Klaukinnen war ursprünglich ein kleines Dorf, das 1515 als Klawkynne vorkommend, seinen Namen auf die altpreußische Familie der Clawken zurückführt; als kleines der Stadt Königsberg gehörendes Gut ist es an Taukitten verpachtet. Südlich von Wiekau im Gebiet des Greibauer Mühlenfließes liegen die kleinen Güter Pentekinnen und Reeßen, beide ehemals zu freien preußischen Rechten besetzte Dorfschaften. Pentekinnen bedeutet einen auf dem Wege zum fließenden Bach liegenden Ort. Reesen, in mooriger Gegend, finden wir in älterer Zeit als Rehsen und Rösken benannt; 1515 heißt es Reusse. Dieser Name weist, umso mehr da das Wiekauer Gebiet früher auch das „sarmische“ (samaitische) hieß, auf hier unter dem Orden angesiedelte Litauer (Reußen) hin.

In dem südlichen, bis Medenau ziehenden hügeligen Gelände der Alk, das fast noch weniger bekannt ist als dessen nördliche Hälfte, liegt das Gut Prilacken, ehemals auch Prilawck und Prylack genannt, ursprünglich als Vorwerk von Kragau ein bischöflicher Hausbesitz, dann als Prylacken ein herzogliches Jagdschloßchen. 1727 erhielt Prilacken durch Verkauf an einen Rittmeister du Puy adlige Rechte und war dann im Besitz eines von Trippenbach, zu dessen Zeit der schöne Park angelegt sein soll, von dem man fast annehmen möchte, daß ihm die Kasseler Wilhelmshöhe als Vorbild diene. Von der größeren Zahl seiner ihn früher schmückenden Statuen aus jener Zeit sind jetzt nur noch zwei, Diana und Kronos darstellend, vorhanden, deren eine am Sockel den Namen „Ernestus Dietericus von Tettau, Cancellarius,“ trägt. Dieser v. Tettau, geboren 1716 zu Tolks, wurde mit

37 Jahren Kanzler in Preußen. Durch sein bedeutendes Vermögen, vielleicht auch durch seine Frau, eine geborene von Dönhoff, dürfte er mit Prilacken in Verbindung gekommen sein, wenn es auch als eigener Besitz nicht nachzuweisen ist. In der Gegend erzählt man sich noch die Geschichte von der Frau eines gräflichen Obersten, die zu einem Wachtmeister ihres Gemahls in nähere Beziehungen trat und dann von diesem gezwungen wurde, ihren Liebsten zu heiraten; zum Unterhalt aber gab ihnen der Oberst Prilacken.

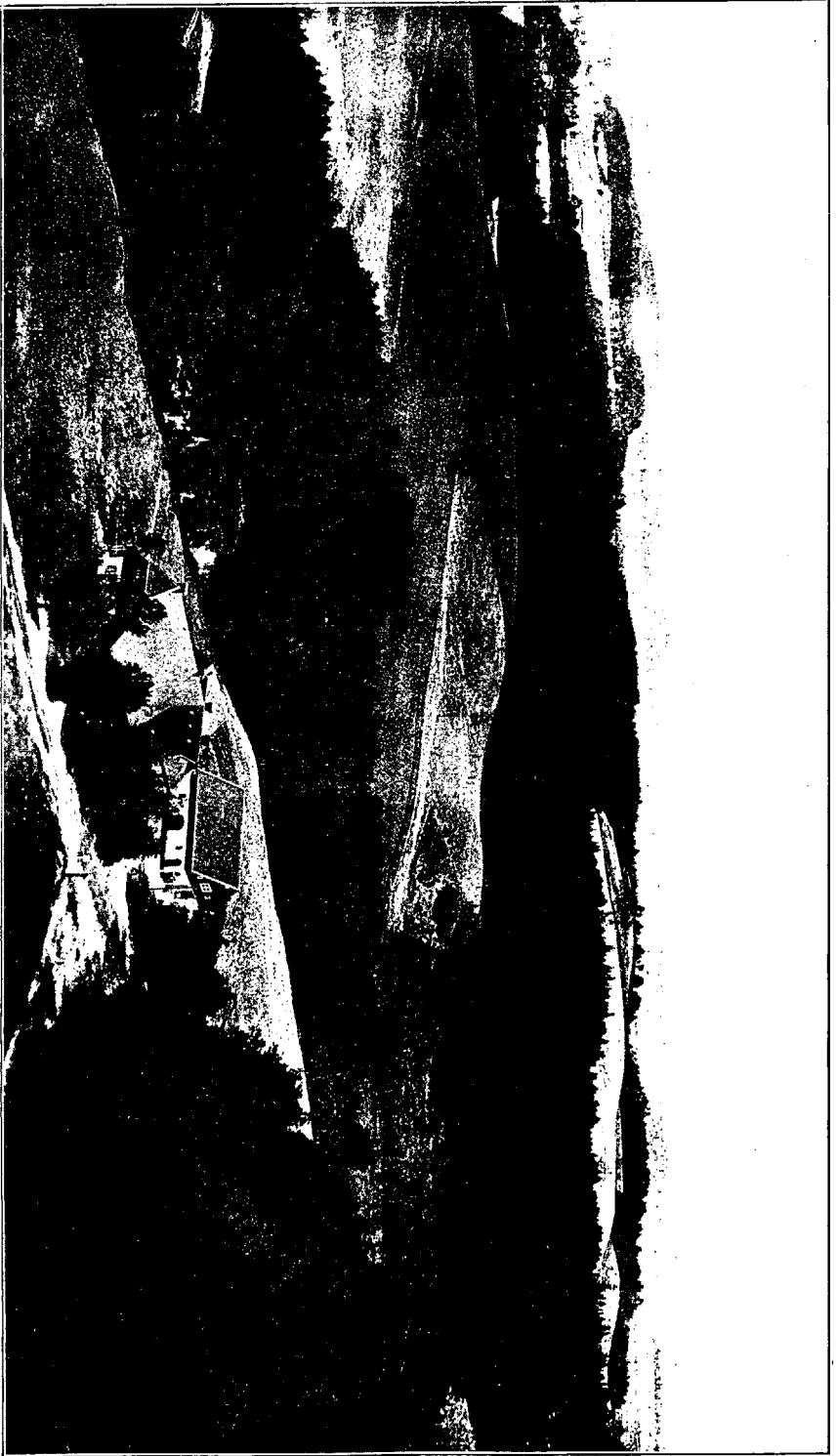
Gräber früherer Besitzer Prilackens befinden sich auf der durch vier mächtige Linden geschmückten Anhöhe des Parkes, Fürstensitz genannt, von der der Volksmund einen unterirdischen Gang zum Galtgarben abgehen läßt. Die südlich neben dem Park gelegene, bis 91,3 Meter steigende Anhöhe war bis in die neuere Zeit auch bewaldet; hier befand sich eine uralte Linde. Von diesem Hügel, Wilhelmshöhe genannt, hat man einen prächtigen Ausblick auf das Galtgarbengebiet. Berühmt sind auch die alten, den Wirtschaftshof umgebenden Linden.

Das Gut ist infolge seiner Lage schwer zu bewirtschaften, es hat daher eine recht wechselreiche Vergangenheit. Vor etwa hundert Jahren brachte es bei einem Verkauf nur rund 5000 Taler, erst jetzt wird es nach der durch starken Besitzwechsel veranlaßten jahrelangen Verwahrlosung einer durchgreifenden Erneuerung unterzogen.

Etwas nordöstlich lag früher Laps, ein ehemaliges Frei- und dann Forstgut, der Sitz eines Unterförsters für das einst sicher weit umfangreichere Waldgebiet dieser Gegend; zeitweilig gehörte es auch zu Prilacken. Jetzt bezeichnet als Überrest eine Scheune seine Stelle.



Partie aus dem Prilacker Gutspark.



Blick vom Bismarckturn auf den nördlichen Zug der Alk.



Hoch auf grünendem Vorland Samos, das ins
Bernsteinspülende Meer sich waldreich dehnt,
Ragt ein Hügel hervor, weit aus den Fluten
Sieht der Schiffer des Balt ihn graulich dämmern;
Galtgar nennt ihn der Hirt, doch Rinar heißt er
Bei unsterblichen Göttern. L. Rhesa.

Der Galtgarben und das Alkgebirge.

Unter den Hügeln Preußens hat der sagenumspinnene Galtgarben stets eine Sonderstellung eingenommen, galt er doch sogar früher für den höchsten Berg des Landes. Dem Samländer aber ist der Galtgarben seit jeher das weithin sichtbare und fast unbewußt gesuchte Symbol seiner Heimat, bereits unsere Vorfahren empfanden ihn als solches, indem sie ihn als ihren Hauptberg bezeichneten. Noch heute ist der Galtgarben nicht nur der geographische, sondern auch der geschichtliche Mittelpunkt des Samlandes. Wenn dieser heimische Montblanc in Wirklichkeit auch nur ein ziemlich unbedeutender Hügel ist, so wird man doch zugestehen müssen, daß er im Verhältnis zu seiner Umgebung einen nicht unbedeutenden Eindruck macht.

Die Sage bringt den Galtgarben mit der Vorgeschichte Preußens durch Samo, einen der Söhne Widiwuuts, in Verbindung, der nach der Teilung Preußens in einzelne Gaue sich ihn zum Wohnsitz erwählt haben soll, dem Samland auch seinen Namen gebend. Caspar Stein versetzt auf ihn, neben anderen Gebäuden und drei Heiligtümern, den Steintempel Kümeyense, und Grunau schreibt in seinem zweiten Traktat, daß Samo sich auf einem zumeist aufgeschütteten mächtigen Sandberg eine Feste erbaute, die er Gayllegarwo nannte.

Daß die mächtigen alten Wälle des Galtgarben nun gerade von Samo herkommen, darf bezweifelt werden, sicher aber erschien seine Lage und Gestaltung unseren Vorfahren geeignet, um auf ihm ein geschütztes Lager in der Form einer Wallburg zu errichten. Der Raum des Kernwerkes auf der Kuppe schließt sich mit seiner Größe von etwa $1\frac{1}{2}$ Hektar der Form des Berges an; der innere Wall ist nach Norden am schmalsten und auch am schwächsten; nach Süden zu steil abfallend wird er hier durch einen weiteren Wall verstärkt. Auf diesen inneren Wall folgen dann Hauptwall, der Wall der niederen Umwehrung, ferner der erste und der

zweite Vorwall. Zwischen der Umwehrung und dem ersten Vorwall war ein Verhau in der Höhe eines erwachsenen Mannes angelegt. Den Eingang zur Wallburg bildete der noch heute hierfür benutzte Einschnitt; auch bestanden weitere verschanzte Zufahrtswege. Der nach Osten liegende 45 Meter hohe und sehr steile Fußsteig, im Volksmunde als Katzensteig bekannt, war vermutlich eine Windebahn, auf der schwere Lasten schnurgerade zum Kernwerk emporgewunden wurden. Der Eingang zum Viehhof war so angelegt, daß die Feinde beim Angriff ihre rechte schildlose Seite preisgeben mußten.

Wegen Wassermangel dürfte diese mächtigste Wallburg des Samlandes, trotz ihrer Stärke zur Verteidigung für den Orden wenig Bedeutung gehabt haben, wohl aber kann sie für die Bewohner dieser bischöflichen Gegend als Fliehburg vorgesehen gewesen sein. Hierauf deuten die vorgefundenen Reste eines Blockhauses



Modell des Galtgarben.
Museum der Prussia, Königsberg.

hin, aus denen man die einer bischöflichen Burg Rinau machte, ein Irrtum, der sich selbst bei gewissenhaften Forschern bis heute erhalten hat. Die Spuren dieses Blockhauses dürften jene entdeckten Steinstufen sein, die wohl zu einem Vorratskeller hinabführten; Bewohner der Umgegend aber wollten in ihnen den Beginn eines unterirdischen Ganges nach Medenau erblicken. In diese Öffnung ließ sich der Sage nach einst ein Hütejunge hinunter, und als man ihn nach längerer Zeit am Seil wieder hochzog, hing an diesem statt des Jungen ein Pferdeschädel. Auch sollen aus dieser wieder verschütteten Vertiefung bei nahendem Regenwetter Dämpfe aufsteigen, die schließlich den ganzen Berg umhüllen,

und in denen man noch heute, je nach dem hell oder dunkel erscheinenden Gipfel des Berges, den Charakter der heranziehenden Witterung erkennen will. Der Galtgarben gilt daher als Wetteranzeiger, auch wird er wegen dieser ihn häufig umgebenden Nebelschwaden als Brausekopf bezeichnet.

Nicht ganz in das Gebiet der Sage dürfte die alte Nachricht gehören, daß am Fuße des Galtgarben einst eine Kapelle stand, deren verfallenes Mauerwerk zum Bau der Kumehner Kirche verwendet sein soll. Als ziemlich sicher haben wir in dieser Kapelle den Chor der Kumehner Kirche zu verstehen, wenn auch nicht ausgeschlossen scheint, daß hierunter möglicherweise das alte bischöfliche Haus Rinau bei Pojerstieten gemeint sein kann.

Auch sonst hat der Galtgarben reichlichen Anlaß zur Sagenbildung gegeben, so erzählt Rhesa:

Einst stand auf dem Gipfel des Galtgarben das Heiligtum des Frühlings- und Freuden-gottes Ligo, dem zu Ehren darin ein ewiges, von keuschen Jungfrauen unterhaltenes Feuer

brannte. Eine von diesen hatte durch ihre Schönheit die Zuneigung eines edlen Samländers errungen, der, dem Gebot des Kriewen trotzend, sie als Gattin entführen wollte. Dreimal durch die Wächter des Heiligtums zurückgeworfen, gelang es endlich dem Jüngling durch die Pforte einzudringen; bereits umfaßte er die Geliebte, als die Mauern des Tempels zusammenstürzten und die Frevler unter sich begruben. Auf ewig erlosch das Feuer, aber noch heute hört man oft um Mitternacht ein wie von Waffenklang herrührendes Getöse auf dem Berge, bis eine plötzlich aus dem Boden steigende Flamme das Toben verstummen läßt.

Diese Priesterinnen kommen auch in jener im Volksmunde verbreiteten Meinung vor, nach der sie bei dem erwähnten aufsteigenden Nebel Kaffee kochen sollen.

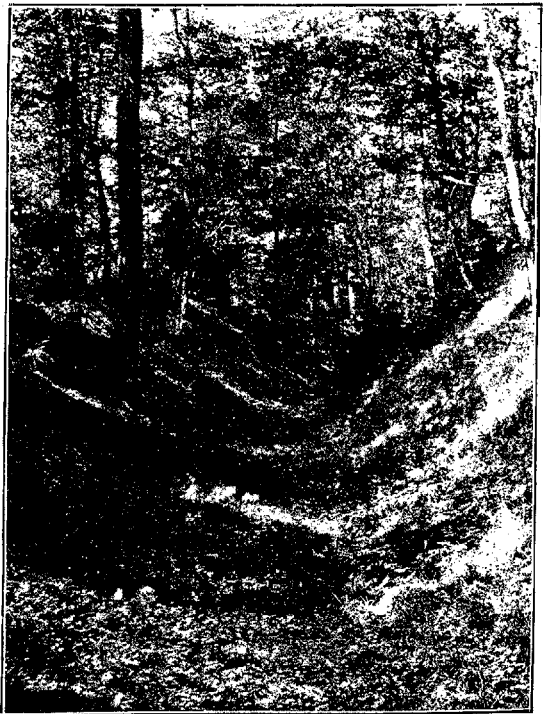
Auf eine wahre Begebenheit dürfte die von Grunau erzählte Geschichte von den Schätzen des Rinauer Berges zurückzuführen sein:

Im Jahre 1524 faßten vierzehn zur evangelischen Lehre übergetretene Königsberger Mönche, die nicht wußten, wovon sie leben sollten, den Entschluß, auf dem Rinauischen Berge, damals auch der Kumehnesche genannt, nach Schätzen zu graben. Veranlaßt wurden sie hierzu durch ein altes Gemäuer auf dem Berge, das ein heftiger Regen freigespült hatte, sowie durch die Nachricht, daß dort vor Zeiten ein reicher Fürst wohnte. Nach Öffnung des Gemäuers stieg aus der Tiefe aber ein so giftiger Brodem empor, daß fünf der Mönche auf der Stelle und drei des folgenden Tages starben. Nach einigen Tagen faßten die Überlebenden von neuem Mut, und da sie die bösen Geister durch allerlei religiöse Zeremonien bannten, gelangten sie ohne Schaden in die Grube, wo sie sieben Töpfe fanden, die sie unter Frohlocken nach Königsberg brachten.

Leider hatten diese Vorgänger Bezzenbergers kein Glück, denn als die Urnen in Gegenwart des Bischofs und des Königsberger Hauskomturs geöffnet wurden, hatte der Teufel das darin vermutete Gold in kleine Menschenknochen, Kohlen- und Aschenreste verwandelt.

Aus der neueren Geschichte des Galtgarben.

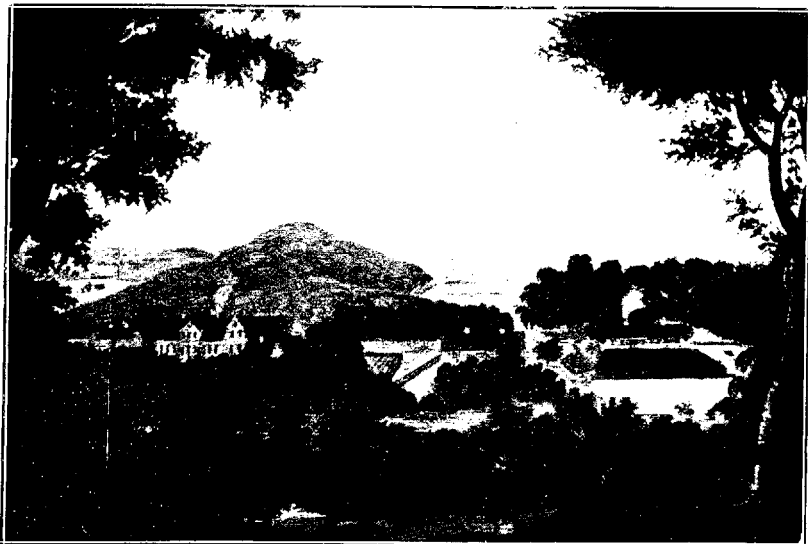
Der Name des Berges als „Galtgarb“ kommt urkundlich erstmals in Verbindung mit dem an seinem Fuße liegenden Gütchen im Jahre 1515 vor. Eine weitere Nachricht über ihn ist die des Jahres 1539, in der Herzog Albrecht bei einer Verschreibung des Gutes „Kaltgarb“ das Eigentumsrecht an dem Berge, auf dem „etwan“ (vormals) das Schloß Rynau gebauet ist, sich und seinen Nachkommen vorbehält. Diese Verschreibung, in der von einem Schloß gesprochen wird, worunter aber wohl die alt-preußische Wallburg zu verstehen ist, dürfte die Veranlassung geworden sein, auf den Galtgarben eine ehemalige feste bischöfliche Burg zu verlegen. Der Eigentumsvorbehalt war wiederum eine militärische Maßregel, berichtet doch Hennenberger, daß sich in Kriegszeiten eine Wache auf dem Berge befand, ebenso wurden



Am Wall des Galtgarben.

auf ihm dauernd große Holzhaufen bereit gehalten, um angezündet, den Bewohnern Samlands und Natangens Kunde von drohender Gefahr zu geben. Eine inhaltlich ähnliche Klausel finden wir sogar noch gelegentlich des Verkaufes des Großen Hausenberges im vorigen Jahrhundert.

Später verwischten sich die Eigentumsrechte an dem Berge, so daß 1769 die Besitzer des Gutes Galtgarben und der Ortschaft Dallwehnen verklagt werden mußten, weil sie sich ohne jede Genehmigung die Holzung und die Viehweide auf dem Berge angemessen hatten, hieraus ein Gewohnheitsrecht herleitend. 1772 wurde der Berg dem Gut Galtgarben in Erbpacht verschrieben, 1802 jedoch wiederum ausdrücklich verfügt, daß er nicht als dem Gut eigentümlich zu betrachten sei. Heute ist er völlig zum Gut Galtgarben gehörend, dessen Besitzer seinen Besuch auch weiterhin gestattet; für die Stelle des zum Andenken an die Gefallenen der Freiheitskriege auf ihm errichteten Kreuzes erhält er einen Jahreszins von sechs

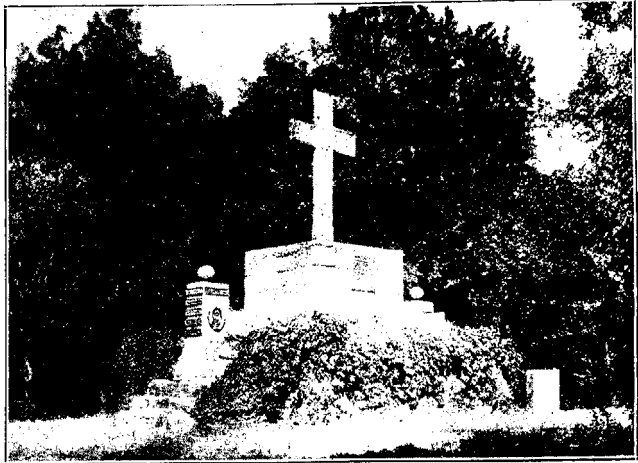


Prilacken und der Galtgarben.
Nach einer Lithographie um 1850.

Mark. Solange aber das Eigentumsrecht am Galtgarben und seiner auf ihm befindlichen geschichtlichen Gedenkstätten nicht wieder völlig bei der Allgemeinheit liegt, wird stets die Sorge bestehen, daß sein Betreten eines Tages verhindert werden kann.

Selten wurde früher der Galtgarben von Wanderern aufgesucht, erst das nach den Freiheitskriegen wieder erwachende patriotische Empfinden brachte ihn dem öffentlichen Interesse näher. Das Hauptverdienst hieran gebührt dem damals in Königsberg lebenden Kriegsrat Johann George Scheffner. Dieser hatte 1817, damals bereits einundachtzigjährig, den Gedanken, auf der von der Natur so herrlich geschmückten Anhöhe des Galtgarbens ein eisernes Kreuz zum Andenken an die Sieges- und Ehrentage der Jahre 1813—15 errichtet zu sehen. Alljährlich an den Tagen von Belle-Alliance und Leipzig, am 18. Juni und 18. Oktober, sollten auf der geebneten Bergspitze Siegesfeuer entzündet werden. Nachdem Scheffner den Berg besichtigt und für diese Zwecke als geeignet befunden, erließ er einen Aufruf

zu freiwilligen Beiträgen für die Errichtung des Kreuzes auf dem Galtgarben. Die eingegangenen Beiträge ermöglichten Scheffner zunächst die Anlage bequemerer Zugangswege zur Höhe und zur Aufrichtung einer Feuerstelle aus Granitfindlingen; am 18. Oktober 1817 wurde das Siegesfeuer erstmalig auf dem Gipfel des Galtgarben entzündet.



Das Erinnerungskreuz auf dem Galtgarben.

Für das Kreuz gingen die Gelder nur sehr spärlich ein — eine Bitte beim

König um Unterstützung wurde abschlägig beschieden —, trotzdem gab es Scheffner in Berlin in Auftrag; für die erste Feier auf dem Berge am 18. Juni 1818 wurde aushilfsweise ein hölzernes Kreuz errichtet. In der Hauptsache aber war dieses erste, wie auch alle späteren Galtgarbenfeste, ein solches der Königsberger Studentenschaft. Unter Führung von Professoren, die die Freiheitskriege mitgemacht hatten — unter

ihnen die beliebten Professoren Klebs, waren an hundert Studenten aus Königsberg aufgebrochen; paarweise zogen sie um sechs Uhr abends auf den Gipfel, wo unter vaterländischen Reden und Gesängen der Tag gefeiert wurde. Die Nacht verbrachten die meisten Teilnehmer schlafend auf dem Berge.

Nachdem im August 1818 das fertige Kreuz aus Berlin angelangt war, wurde der 27. September zum Tag seiner Einweihung gewählt, Scheffner selbst war jedoch durch Krankheit verhindert, daran teilzunehmen. Zu dieser Feier waren aus dem Samland und aus Königsberg die Zuschauer so zahlreich zum Galtgarben geströmt, daß die freien Plätze am Fuße des Berges die Menge der Fuhrwerke kaum fassen konnten; auch die Wege waren von Lustwandelnden voll besetzt. Nach der Weihe wurde das Kreuz dann der Obhut der Professoren und Studenten der Königsberger Universität unterstellt.

Die Beaufsichtigung des Berges mit seinen Erinnerungsstätten wurde einem



Hölzernes Kreuz am Galtgarben.

Wächter, der stets ein Invalide sein sollte, übertragen, der hierfür vom Staat monatlich vier Taler erhielt. Lange Jahre hütete nun ein solcher das samländische geschichtliche Heiligtum, bis Wohnungsschwierigkeiten im Jahre 1888 zur Aufhebung des Wächterpostens führten. Im Jahre 1819 unterblieb die Feier des Galtgarbenfestes, am 18. Juni 1820 wurde das Siegesfeuer aber wieder entzündet, und erst das Jahr 1848 machte diesen schönen Festen ein Ende. Versuche in neuerer Zeit, sie in der alten Form wieder aufleben zu lassen, führten leider nicht zum erstrebenswerten Ziel.

Die Anlage ist heute noch die gleiche wie bei ihrer Errichtung. Das Kreuz steht auf einem altarförmigen Unterbau aus Granitblöcken, an dem Eisentafeln angebracht sind, die an der vorderen Seite des Kreuzes den alten preußischen Wahlspruch „Mit Gott für König und Vaterland“, auf der Rückseite die Namen „Scharnhorst“, „Yorck“ und „Gneisenau“ tragen. Zu beiden Seiten des Kreuzes stehen niedrige Granitsäulen, an denen gleichfalls eiserne Gedenktafeln mit auf die Freiheitskriege bezugnehmenden Inschriften befestigt sind. Um das Kreuz weithin sichtbar zu machen, wurden gegen Osten und Westen Einschnitte aus dem Baumbestand gelichtet, die noch heute zu erkennen sind.

Eine weitere Erinnerungsstätte an die Freiheitskriege ist der gleichfalls 1818 am südlichen Abhang des Galtgarben aufgeschüttete Hügel, das Grab gefallener Vaterlandsverteidiger symbolisierend. Unter einem hohen Holzkreuz, vermutlich das bereits erwähnte erste Kreuz, das dann hierher versetzt wurde, steht eine Tafel mit der Inschrift: „Den Tausenden, die für das Vaterland einst starben, dem Staat und Fürsten Heil, sich Lob und Dank erwarben. 1818.“ Die Stelle ist leider etwas schwer auffindbar.

Nur zwei Jahre überlebte Scheffner seine Schöpfung. Am 20. August 1820 trug man ihn auf dem von ihm zur letzten Ruhestätte gewählten Gipfel des Galtgarben zu Grabe; die Feier, bei der ein von dem Verstorbenen gedichtetes Lied gesungen wurde, leitete der Kumehner Pfarrer. Einsam ruht Scheffner unter dem Schatten alter Eichen, eine Holztafel mit einer von ihm herrührenden Inschrift hält die Erinnerung an den verdienten Mann wach. Über die Wahl des Galtgarbens zu seiner Ruhestätte schrieb Scheffner in trefflicher Kenntnis des auch heute unter unseren Landsleuten noch nicht ausgerotteten Zerstörungstriebes, „daß die leidige Gespensterfurcht vor seinem umgehenden Geist alle Versündigungen an seinem Lieblingsberge abhalten möge“.

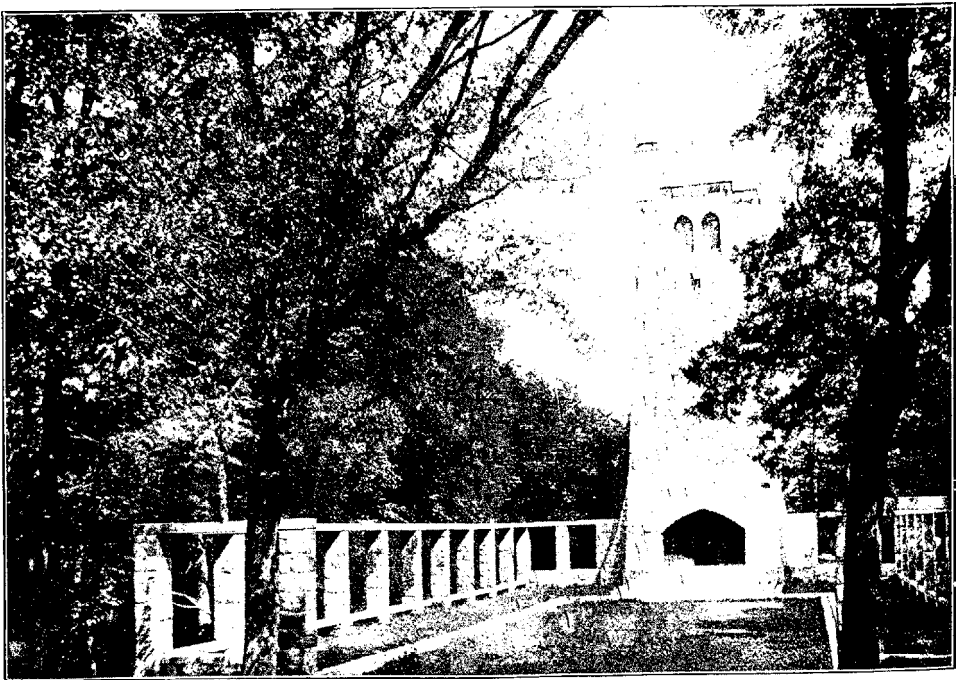
Um die Gedenkstätten des Galtgarbens dauernd in gutem Zustand zu erhalten, veranstaltete der bekannte Königsberger Buchdrucker Hartung im Jahre 1832 eine 225 Taler einbringende Geldsammlung, die unter dem Namen als Galtgarbenkasse seit 1868 vom Kreise Fischhausen verwaltet wurde. 1888 übernahm die Provinzialverwaltung die Pflege des Galtgarbens, wofür die mittlerweile auf 1080 Mark angewachsene Galtgarbenkasse, sowie das hinfällig gewordene Gehalt des Bergwärters mit verwendet werden. Aus ihr wurde 1888 das Kreuz neu fundamementiert.

Mancherlei hohen Besuch hat der Galtgarben in dem Jahrhundert seit der Kreuzaufrichtung gehabt, so am 3. September 1840 den des Königs Friedrich Wilhelm IV. mit seinen Brüdern Wilhelm — dem späteren Kaiser — und Karl, denen sich Alexander von Humboldt angeschlossen hatte. Vom Galtgarben fuhren sie nach Warnicken, Rauschen und über Pobethen nach Königsberg zurück. Das alte Fremdenbuch, in das sich auch diese Besucher eintrugen, ist leider abhanden gekommen.

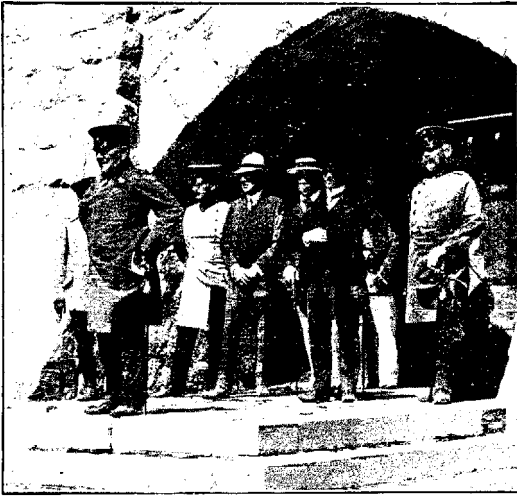
Der Bismarckturm.

Einen freudig begrüßten Schmuck erhielt der Galtgarben durch den notwendig gewordenen Bau einer Aussichtswarte, des Bismarckturmes. Lange Jahre stand früher auf ihm ein etwa 25 Fuß hoher hölzerner Turm, daneben auch ein besteigbarer Holzturm der Landesvermessung. Da diese baufällig wurden und auch infolge zunehmender Bewaldung keinerlei Aussicht mehr gewährten, faßte man den Plan zur Errichtung eines massiven Turmes, der anknüpfend an die Erinnerungszeichen der Befreiungskriege gleichzeitig dem Andenken des Reichsbegründers Bismarck dienen sollte. Nachdem die Gestaltung des Turmes durch einen Wettbewerb festgelegt war, begann man 1902 mit der Beschaffung des aus heimischen Granitfindlingen bestehenden Baumaterials, das, teilweise ein Geschenk von Grundbesitzern des Samlandes, von diesen auch unentgeltlich an den Berg gefahren wurde. Die Kosten des Turmes mit etwa 60000 Mark wurden namentlich von den Einwohnern Königsbergs durch verschiedene Veranstaltungen aufgebracht. 1905 wurde der Turm seiner Bestimmung übergeben und 1908 ging er in die Obhut des Kreises Fischhausen über.

Der eine Zierde des Samlandes bildende Turm wird seiner doppelten Aufgabe in geradezu idealer Weise gerecht, denn herrlich entwickelt sich von seiner Plattform das Bild der schönen samländischen Landschaft vor unseren Augen. Nach Nord und Süd rollen sich die Hügelketten der Alk auf, hier von dunklen Haffwäldern und dem im Sonnenschein flimmernden Wasser des Haffes begrenzt. Nach Osten fesselt das am Fuße des Berges liegende Wiekaufer Wassergebiet mit den Türmen Königsbergs im Hintergrund; gen Westen erblickt man die beiden Hausenberge und die Türme Fischhausens. In beiden Richtungen aber bilden die rauchenden Essen der Königsberger Zellstoffabrik und der Palmnicker Bernstein-



Der Bismarckturm auf dem Galtgarben.



A B C D

Generalfeldmarschall von der Goltz spricht im Juni 1914 zur samländischen Jugend.

A. Der Feldmarschall. B. Früherer Landrat des Kreises Fischhausen Petersen. C. Früherer Landrat Graf Dr. von Keyserlingk. D. General von François.

Schufen so Natur und Menschenhand den Galtgarben zu einem geschichtlichen Mittelpunkt des Samlandes, so liegt der Gedanke nahe, ihn auch zu einer Erinnerungsstätte für die im Weltkriege gefallenen Söhne der Heimat ausgestaltet zu sehen. Er ist die gegebene Örtlichkeit für ein Heldenmal vielleicht in Art jener aus großen Granitfindlingen gebildeten Dolmen der Vorzeit.

Bereits um 1600 bestand am Galtgarben ein Wirtshaus. Wo dieses lag, ist unbekannt, da aber gelegentlich der Scheffnerschen Anlagen von einem, an dem zur Höhe führenden Steige gelegenen Wirtshaus gesprochen wird, dürfte sein Platz dort sein, wo das aushilfsweise noch heute benutzte hölzerne Gasthaus steht. Der durch den Bau der Samlandbahn immer stärker werdende Besuch des Galtgarben erforderte dringend die Errichtung eines der Stätte würdigen Gasthofes, der dann auch bald nach dem Bau des Turmes gemeinsam vom Kreise Fischhausen und der Stadt Königsberg erbaut wurde. Die an ihm liegende Festwiese dient sportlichen Veranstaltungen.



Das Galtgarbengasthaus.

Scharf aus dem anliegenden Gelände sich abhebend, ziehen nördlich und südwestlich vom Galtgarben die wallartigen mächtigen Sandanhäufungen der Hügelketten des Alkgebirges, dessen wechselreicher Liebreiz leider noch viel zu wenig bekannt ist. In Scharen eilen die Bewohner der Großstadt an ihnen vorüber zur lockenden See, nicht ahnend, welche intimen Reize in jenen Hügeln und Tälern, diesen typischen Vertretern der samländischen Landschaft, verborgen sind. Wohl vermißt man die Wege weisenden Tafeln in dieser buckligen Hügelwelt, aber ein vorübergehendes Verfehlen des Weges entschädigt durch immer neu sich auftuende Schönheiten und Überraschungen; gedacht möge u. a. der verschwiegenen Moore mit ihrer Blütenpracht der weißen Calla sein.



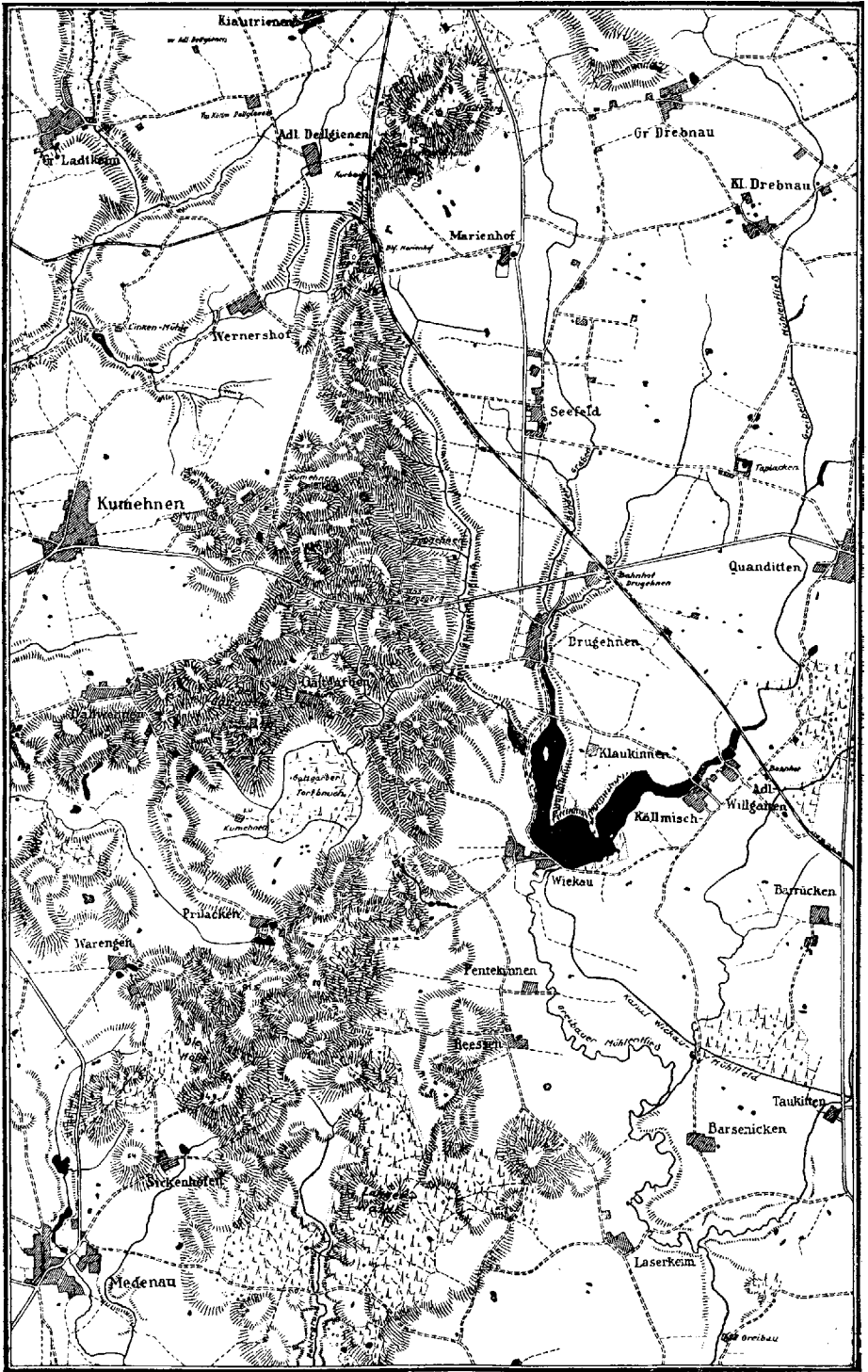
Gasthaus Hegeberg.

Der nördliche Teil des Alkbogens beginnt bei der am Galtgarben vorüberführenden Kunststraße; man betritt ihn bei der am Fuße des 90,3 Meter hohen Hegeberges malerisch gelegenen Sommerfrische. Im weiteren Verlauf verliert dann die völlig den Eindruck eines Mittelgebirges machende Alk, nachdem sie noch gegen Kumehnen einen Ausläufer gesandt hat, allmählich an Höhe und Breite. Besonders lieblich ist auch das an der paßartigen Einsenkung vor Marienhof liegende Storleckwäldchen.

Der Kamm des Höhenzuges ist, soweit er nicht beackert wird, zumeist mit Heidekraut, Wacholder und niedrigen Erlen bestanden; diese sind es auch, die der Alk ihren Namen gaben, altpr. alknis=Erle. Die weiten Moorflächen am Ost- und Südabhange des Höhenzuges werden gegenwärtig stärker als je zur Torifabrikation ausgenutzt.



Moorblänke an der Alk.



Karte des Altbogens von Medenau bis Marienhof.

Kein Fleck der Erde, und wäre er mit allen Reizen des Paradieses gleich ausgestattet, kann dir sein, was die Heimat ist.

Sie hat dich geboren, dich gesäugt, dich stammeln und gehen gelehrt, sie hat dir die ersten Sterne, die ersten Blumen, die ersten Augen gezeigt. Wie mußst du sie lieb haben.

Schmittthener.

Das Gebiet Medenau.

Lange vor Ankunft des Ordens in Preußen hören wir in der Brun'schen Lebensbeschreibung des heiligen Adalbert von einem altpreußischen Marktplatz; vielleicht war es der, den wir in der Handveste Medenaus vom Jahre 1326 als zwischen diesem und Fischhausen liegend erwähnt finden. In die Geschichte wurde das Medenauer Gebiet dann durch den Kreuzzug des Königs Ottokar von Böhmen eingeführt, der, über das Eis des Frischen Haffes ziehend, im ersten Monat des Jahres 1255 seinen Bewohnern jenes blutige Treffen lieferte, von dem alte Chronisten berichten: „Ottokar schlug alle Männer tot und sengete und verderbete Alles, nur die Frauen, Kinder und das Vieh wurden geschont; die noch übrig gebliebenen aber unterwarfen sich und versprachen das Christentum anzunehmen.“ Ottokar, begleitet von den Bischöfen von Olmütz, Culm und Ermland, sowie vielen Fürsten aus dem Reiche, blieb in Medenau über Nacht, um anderen Tages seinen blutigen Unterwerfungszug fortzusetzen.

Sind uns auch keinerlei nähere Nachrichten über diese, das Schicksal des Samlandes entscheidende Schlacht überliefert, so ist doch die Annahme berechtigt, daß sie verhältnismäßig bedeutend war. Vermutlich wurde sie südlich Medenau geschlagen, denn dort wurden 1821 beim Bau einer neuen Mühle größere Funde von Menschen- und Pferdeknochen, ferner von Waffen und Rüstzeug gemacht, die sicher mit dem Treffen in Verbindung zu bringen sein dürften. Umfangreich muß auch die Vernichtung der hier liegenden Ortschaften gewesen sein, denn die zu deutschen Rechten vergebenen Neubesiedlungen des altpreußischen Ortes Medenau und des im heiligen Walde gelegenen Blumenau beweisen, daß sie wohl völlig vom Ordensheer vernichtet waren. Auffallend ist auch die Erwähnung anderer, schon seit Jahrhunderten völlig verschwundener Ortschaften in dieser Gegend, so des um 1327 genannten Jedyten und eines Impteniten bei Schuditten. Daß sich, wie alte Nachrichten behaupten, die „Meidenowa terrula“ aber über das Haff bis tief in das Ermland erstreckt haben soll, erscheint ziemlich unwahrscheinlich.

Die fehlgeschlagenen Aufstände der Samländer in den folgenden Jahrzehnten zogen auch das Medenauer Gebiet in Mitleidenschaft und machten die Bewohner dieses bei der Landesteilung dem Bischof zugefallenen Gebietes besitzlos. Klugheit, wohl auch Mangel an deutschen Kolonisten veranlaßten aber diesen, hervorragenden Familien ihren alten Besitz, wenn auch lehnsweise, zu belassen; nur einige, scheinbar zerstörte Ortschaften wurden, wie aus ihren deutschen Namen hervorgeht, vom Bischof neu besiedelt. In größerem Umfang als anderweitig scheint, wie aus der großen Zahl der im Medenauischen dem Orden treuen Withinge in dem Verzeichnis des Jahres 1299 hervorgeht, das Christentum hier festen Fuß gefaßt zu haben. Ihre Namen, die zum Teil noch auf Jahrhunderte hinaus eine bedeutsame

Rolle unter den Lehnsleuten des Gebietes spielen, sind uns in Koytite und dessen Sohn Surteyke, Gedune und dessen Sohn Antinne, Wissegaude, Napelle, Albertus Dyabolus, Conradus Sagittarius, Tulekinste, Jiunde und dessen Sohn Preydesse, Eytow und dessen Sohn Queydange, Polexe und dessen Sohn Nermok, Meynote, Dirke und Rodrans erhalten. Die Nachkommen einiger dieser Familien finden wir später unter dem Adel preußischen Ursprungs wieder, andere wieder, wie die Meynote, sind die Vorfahren der noch heute im Samland vorkommenden Familie Minuth. Von diesen urpreußischen Familien spielte die der Dyabolus, der Teuffel, bis zu ihrem Erlöschen im siebzehnten Jahrhundert im Medenauschen die bedeutendste Rolle. Sie hatte, wie zeitweilig auch die gleichfalls altpreußische Familie der Swithe oder Schwitten, seit Beginn des Medenauer Kammeramtes das Amt des Kämmerers inne. Andere angesehene Familien waren die Syke auf Sickenhöfen, die Polwyte mit einem Jorge von Polwyten, die Senkete u. a.

Zu diesem preußischen Uradel traten dann später im fünfzehnten Jahrhundert die Adelsfamilien deutschen Ursprunges, wie die der Nenninger, die gleichfalls das Kämmereramts inne hatten und auch Henniger genannt wurden, ferner die von der Albe, die Taubenheims und die Thiesel von Taltitz, deren aller Stellung so einflußreich war, daß der Medenauer Adel als der überhaupt vornehmste des ganzen Samlandes galt.

Geringer als in anderen Bezirken sind im Medenaischen die Fundstätten vorgeschichtlicher Zeiten. Hügelgräber bei Groß Blumenau lieferten Gegenstände aus der Bronzezeit, und Funde bei Klein Medenau, Mossehnem, Kragau, Wischehnem, Klein Blumenau, Schuditten, Polwitten und Warenden vertreten die Eisenzeit. Bei letzteren vier Fundstätten ist das Vorkommen römischer Goldmünzen bemerkenswert, vielleicht sind diese mit dem erwähnten alten Handelsplatz in Verbindung zu bringen.

Der Hauptort der ganzen Landschaft aber war von jeher Medenau, das altpreußische Medenowe, das den Ursprung seines Namens, der dann auf das ganze Gebiet übergang, aus dem altpreußischen medinnei = der Holzort, vielleicht auch aus medinice = die Ortschaft im Becken (Medenau liegt in einem Tal) herleiten kann. Daß Medenau der alte Vorort des Gebietes war, dürfte auch aus den umfangreichen Resten altpreußischer Wallanlagen hervorgehen, die hier noch heute vorhanden sind und nicht unwesentlich zu dem malerischen Charakter des Ortes beitragen.

Medenau.

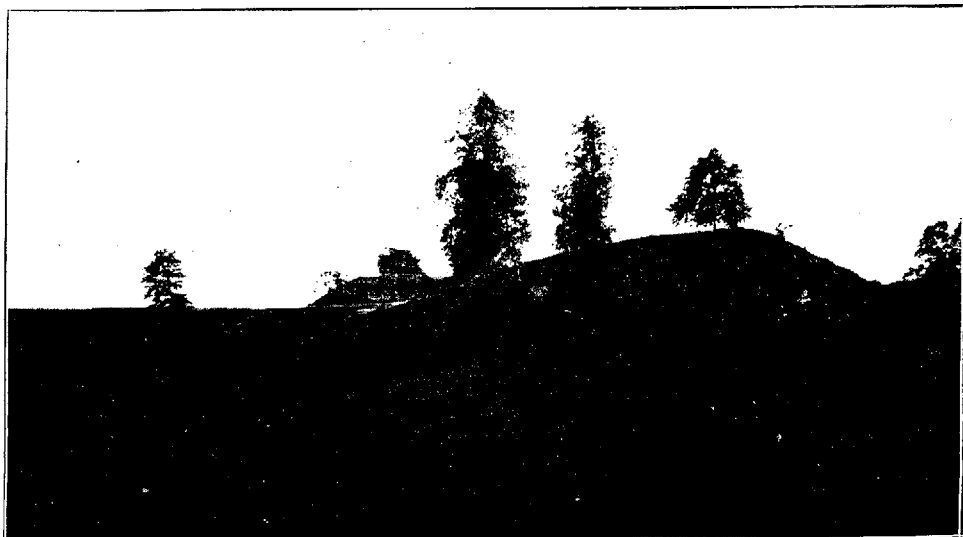
Das Kirchdorf Medenau liegt in dem hügeligen Gelände eines südlichen Ausläufers der Alk, dessen Talgrund das Bächlein des Medenauer Mühlenfließes in gewundenem Laufe durchschlängelt. Wenn auch die früher umfangreicheren Teiche bei Medenau immer mehr verlanden, ja zum Teil bereits völlig trocken gelegt sind, so gehört doch das von preußischen Urbewohnern und deutschen Kolonisten geschaffene Landschaftsbild Medenaus zu den lieblichsten des Samlandes. Freundlich liegt unter der hochragenden Kirche der auch auf eine deutsche Ortsanlage hinweisende Dorfplatz mit seinen unter dem Superintendenten Besthorn gepflanzten Linden, und gar freundlich ist der Blick vom alten Burgwall auf den Teich und das sich um ihn lagernde Dorf.

Dieser am Mühlenteich gelegene Wallberg dürfte nur einen Überrest der altpreußischen Befestigung darstellen, die sich ursprünglich wohl gen Osten hin



Blick auf den Medenauer Teich und den alten Burgwall.

bedeutend weiter ausdehnte. So finden wir im Garten des Gutes Medenau noch Wallreste, und auch die Stangenschanze oder Eremitage, ein gleichfalls bedeutender Burgwall, sind als ihr zugehörend zu betrachten. Ursache der Veränderungen der Wallanlagen war in alter Zeit die Anlage der bischöflichen Burg Medenau, sowie in der Neuzeit der Bau der durch sie hindurchgeführten Kunststraße. Der Wallberg, ein gewaltiges Erdwerk, zeichnet sich durch die Mächtigkeit seiner zwei nebeneinander verlaufenden Wälle und durch den sie trennenden besonders tiefen Graben aus. Daß auf ihnen, wie beabsichtigt, ein Turm der elektrischen Überlandzentrale erbaut werden soll, bleibt hoffentlich nur ein Plan. Vorgeschichtliche



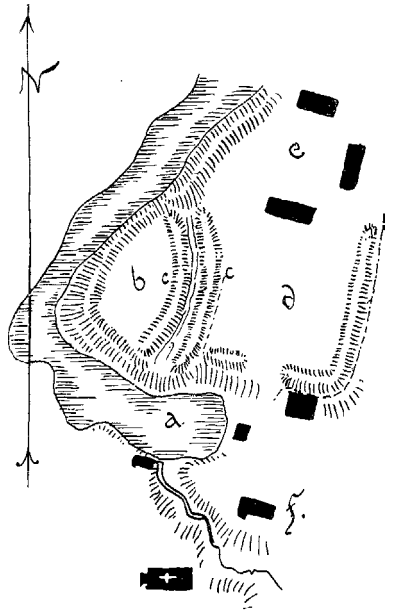
Die Stangenschanze bei Medenau.

Funde, die vielleicht zur Klärung des Alters der samländischen Wallburgen hätten beitragen können, sind bisher auf dem Wallberg nicht gemacht, trotzdem sein südlicher Teil leider seit Jahren eifrig von den Bewohnern Medenaus zur Kiesgewinnung abgetragen wird.

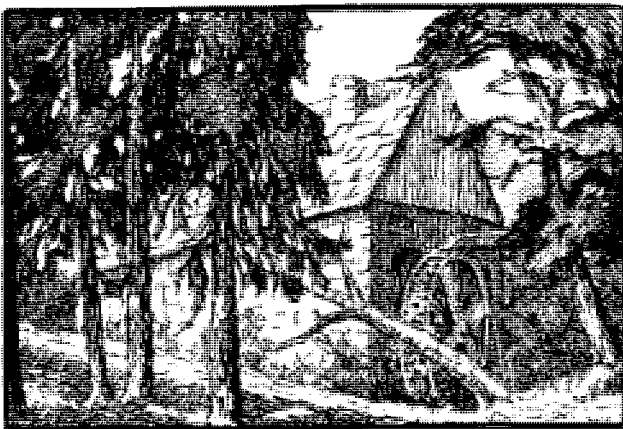
Über die auf dem Platz der altpreußischen Wallburg errichtete bischöfliche Burg Medenau liegen leider nur sehr spärliche Nachrichten vor, ihre Lage und ihr Umfang geht aber aus den noch heute vorhandenen Grundmauern hervor, nach denen sie aus einer Haupt- und der Vorburg bestand. Größere Kellerreste von ihr wurden erst in den vierziger Jahren vorigen Jahrhunderts zugeschüttet; nach mündlicher Überlieferung soll sich in ihnen ein steinerner Tisch von bedeutender Größe befinden. Erstmals wird die Medenauer Burg in der überhaupt ältesten Medenau betreffenden Urkunde des Jahres 1263 erwähnt, in der einem Heinrich Stoubeck die Hälfte des Platzes vor dem allgemein mit „Burgstadel“ benannten Schlosse nebst 40 Hufen und 20 Familien im Gebiet Medenau verschrieben werden.

Dieser Stoubeck war der erste Ortsschulze, also deutscher Abkunft, in Medenau. Ob unter dem mittelalterlichen Wort Burgstadel hier bereits ein wehrhafter neuer Bau oder die alte Wallburg zu verstehen ist, läßt sich nicht entscheiden. Die sonst älteste Nachricht über das „Castrum Medenow“ stammt aus dem Jahre 1327; der Thorner Vertrag des Jahres 1466, der alle Burgen Preußens aufführt, nennt sie überhaupt nicht, und Caspar David beschreibt sie als fast verfallen.

Länger als die Medenauer Burg hat sich der mit ihr verbundene Richthof, der Hof Medenau, erhalten, der als einziger seines Namens in Ostpreußen noch heute als Vorwerk des Gutes Medenau weiter besteht; leider wissen wir über seinen Zweck nur sehr wenig. 1326 heißt es, daß die Preußen in Medenau nach deutschem Recht gerichtet werden sollen, und 1509 wird bestimmt, daß das Herbstgericht im



Ungefäher Lageplan der alten Medenauer Burg.



Alte Wassermühle in Medenau.

Samland in jedem Kammeramt drei Tage zu liegen hat: den ersten Tag soll Mustertung, die anderen Gericht gehalten werden. In späteren Zeiten versammelte dann der Vogt aus Fischhausen den Adel des Medenauer Bezirkes, die Landgeschworenen, um im Richthof das Landgericht abzuhalten, das Recht über alle Personen, auch jene des Adels des Gebietes, sprach. Als der Richthof

dann nach dem Tode des letzten Medenauer Kämmerers Senkete am 17. Februar 1616 an Heinrich von Sike, genannt Teuffel, verkauft wurde, knüpfte sich hieran die Verpflichtung, ihn für derartige Versammlungen freizuhalten. Die Richtstätte selbst soll auf einem Platz nördlich des Richthofes gewesen sein, der noch jetzt durch vier Linden kenntlich ist. Wenn wir hören, daß der Volksmund die Kirche mit dem Richthof durch einen unterirdischen Gang verbindet, so erscheint es nahelegend, daß dieser Name überhaupt die Bezeichnung für die Medenauer Burg war. Unter den letzten Kämmerern Medenaus finden wir 1436 einen Andris aus der Familie der Sycken oder Teuffel, später wird der herzogliche Sekretär von Gattenhofen als Kammermeister und 1551 ein Henninger, richtiger wohl Nenninger, als Kämmerer genannt. Damals hatte das Amt im Kriegsfall 170 wehrhafte Männer zu stellen.

Der Besitz des Richthofes, als des eigentlichen bischöflichen Medenauer Kammergutes, war bereits vor der Säkularisation ein recht wechselnder. So gehörte zu ihm ein nach Condehnen zu gelegener bischöflicher Roßgarten, der dann nach Kobbeltbude verlegt wurde; auch ein bischöflicher Hauswald wird erwähnt, aber bereits Bischof Johannes teilte 1338 das Burgland auf. Nach der Säkularisation besaß dann den Richthof nebst den Medenauer Ländereien 1619 der fiskalische Rat Gnadowius, 1645 der kurfürstliche Stallmeister Michael Schwenzner, 1661 kam er nebst Sickenhöfen und dem Hauswald an den Oberst von Bellicum, und um 1700 waren der Richthof und Zimmerbude im Besitz eines Kapitäns von Schlieben.

Zum Richthof, also zur Medenauer Burg, gehörte früher auch die wohl seit Gründung des Ortes bestehende hübsch gelegene Wassermühle, die ihr Wasser aus dem nördlich Medenaus zu einem Teich aufgestauten Medenauer Bach erhält, der im Ort selbst dann nochmals durch ein Wehr aufgehalten wird. Erst in neuerer Zeit ist das malerische Wasserrad verschwunden, um der Turbine Platz zu machen. Wie reichhaltig übrigens das Medenauer Kammeramt in früherer Zeit an Gewässern war, geht aus einer Aufstellung am Ende des sechzehnten Jahrhunderts hervor, nach der in ihm damals 18 Abfließteiche, 12 Mühlteiche, 4 Teichstättchen und 6 Winterheller, dazu je ein See bei Medenau und Warengen vorhanden waren; das Amt selbst besaß 15 Abfließteiche und die Winterheller.

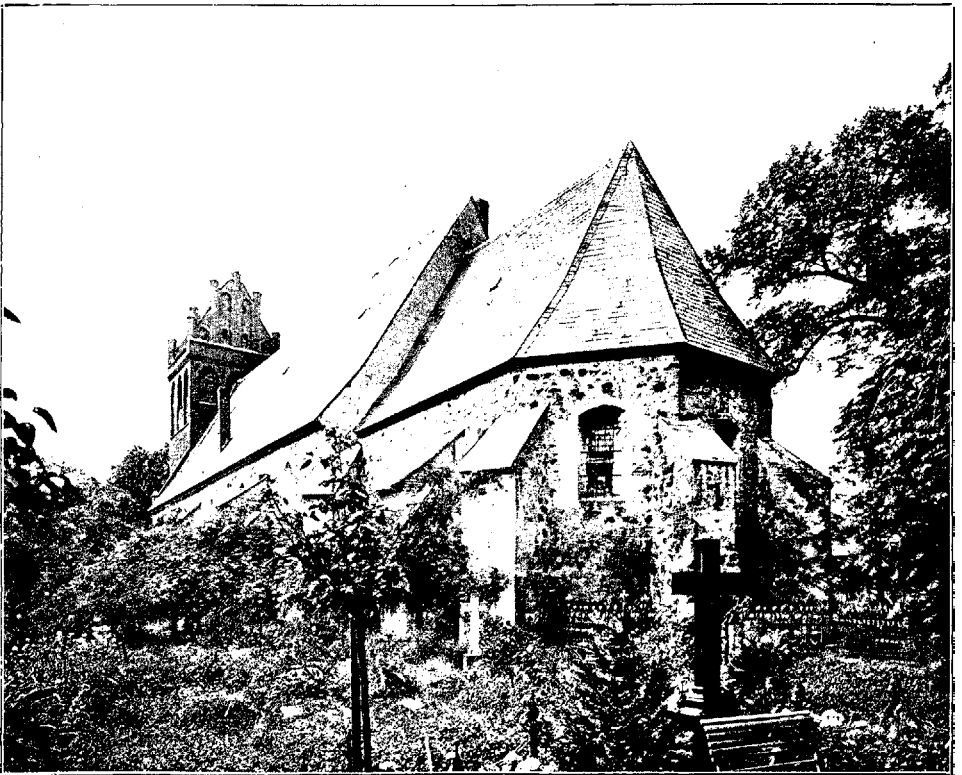
Die Kirche Im Gegensatz zum Orden, der zumeist seinen samländischen Burgen Kapellen einbaute, errichtete der scheinbar recht wohlhabende bischöfliche Stuhl seine Kirchen, unabhängig von den Burgen; hier in Medenau auf dem etwas entfernt vom Richthof liegenden Kirchenberge. Erstmalig wird die Kirche 1335 als apud polcam Meidenowe und im bischöflichen Roßgarten liegend, erwähnt, nachdem auch hier bereits 1321 ein Pleban „Seyffrido“ genannt ist.

Der ganze, aus unbehauenen Feldsteinen errichtete Bau der Medenauer Kirche macht einen durchaus dauerhaften und einheitlichen Eindruck, der noch durch die ihm zuteilwerdende Pflege wesentlich verstärkt wird. Insgesamt beträgt die Länge der Kirche etwa 50 Meter; der 1864 mit Schiefer gedeckte Turm hat eine Höhe von 28,5 Metern, er trägt das übliche durch kleine Pfeiler gezielte Satteldach, auch ist in ihm eine Uhr angebracht. Seine Vorhalle hatte ursprünglich ein Kreuzgewölbe, das aber durch eine niederstürzende Glocke zum größten Teil zerstört wurde. Beachtenswert ist eine aus dem Jahre 1498 stammende Inschrift an der nördlichen zur Kirche führenden Türe. Der Chor hat, abweichend von dem anderer samländischer Kirchen, einen halb achteckigen Abschluß, er wie auch das Langhaus werden durch äußere Strebpfeiler gestützt. Die fünf Fenster des Langhauses

und die zwei des Chores im Spitzbogenstil liegen auf der Südseite; weniger erfreulich wirken die drei später in die Nordwand eingefügten Fenster.

Wunderschön ist das fünfjochige Sterngewölbe des Langhauses, noch kunstvoller aber erscheint das Gewölbe des Chores, an dem auch die es tragenden ornamentierten Kragsteine, die vier Attribute der Apostel: Mensch, Löwe, Stier und Adler darstellend, beachtenswert sind. Die Decke des Langhauses soll wie jene der Kirche in Fischhausen früher höher gelegen haben, jedenfalls war sie wohl provisorisch eingezogen, bis vorhandene Mittel den Ausbau des Sterngewölbes ermöglichten. Die inneren Wände der Kirche zeigen Spuren von Wandmalereien, mit denen jedenfalls die ganze Kirche geschmückt war, und die jetzt übertüncht sind, nur am Triumphbogen hat man Reste alter Ornamentik in neuerer Zeit wieder ergänzt.

Wenden wir uns der inneren Einrichtung der Kirche zu, so ist zunächst der 1704 gebaute Altar zu nennen, ein der Kirche scheinbar von den Adelsfamilien des Kirchspiels gewidmetes und mit einer Anzahl Wappen geschmücktes Werk. Wertvoller sind zwei ältere, links und rechts vom Hauptaltar aufgehängte kleinere Flügelaltäre, die beide reparaturbedürftig erscheinen. Einer von ihnen, ein Geschenk der Familie von der Albe, stammt aus dem Jahre 1520 und ist der heiligen Anna gewidmet, 1833 wurde er durch den Königsberger Kunstverein in verdienstvoller Weise wieder hergestellt; der andere, der Trinitätsaltar, ist ein Reliquienaltar. Beide Werke stehen ihrem Kunstwert nach auf der hohen Stufe jener kleineren



Süd- und Ostseite der Kirche in Medenau.

Altäre aus der letzten Zeit des Katholizismus in Preußen, die man mit Freuden noch verhältnismäßig häufig im Samland antrifft. Im Chor sind ferner noch bemerkenswert der Kirchenstuhl mit dem Wappen der Jürgen Auer, Wolf Nenninger und Ludwig von der Albe, ferner ein reich mit Wappen verziertes Epitaph, das an einen 1612 gestorbenen Thiesel von Taltitz, Besitzer auf Powayen, erinnert. Ein wertvolles Altargerät ist der mittelalterliche silberne und dann vergoldete Kelch aus dem fünfzehnten Jahrhundert.

Vor dem Altar liegen mehrere große Grabsteine, deren Inschriften darauf hinweisen, daß hier Angehörige des Medenauischen Adels aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert beigesetzt sind.

Die im Jahre 1668 errichtete reich geschnitzte und vergoldete Kanzel wird von einem Engel getragen. Beachtenswert sind auch zwei am Triumphbogen angebrachte Holzfiguren aus dem fünfzehnten Jahrhundert, die wie noch weitere in der Kirche befindliche vermutlich von einem ehemaligen Altar herrühren.

Die frühere Orgel der Kirche wurde im Jahre 1683 aus freiwilligen Beiträgen der Gemeinde für 1300 Gulden angeschafft. 1733 bis 1740 erhielt sie eine eigenartige Bereicherung durch ein Glockenspiel, das der damalige Organist Halter aus den Resten der erwähnten abgestürzten Glocke anfertigte. In die jetzige 1886 angeschaffte Orgel ist das Glockenspiel nicht mit eingebaut, es ist aber noch vorhanden. Von den alten Glocken blieben der Kirche zwei wegen ihres Altertums-



Langhaus und Chor der Kirche in Medenau.



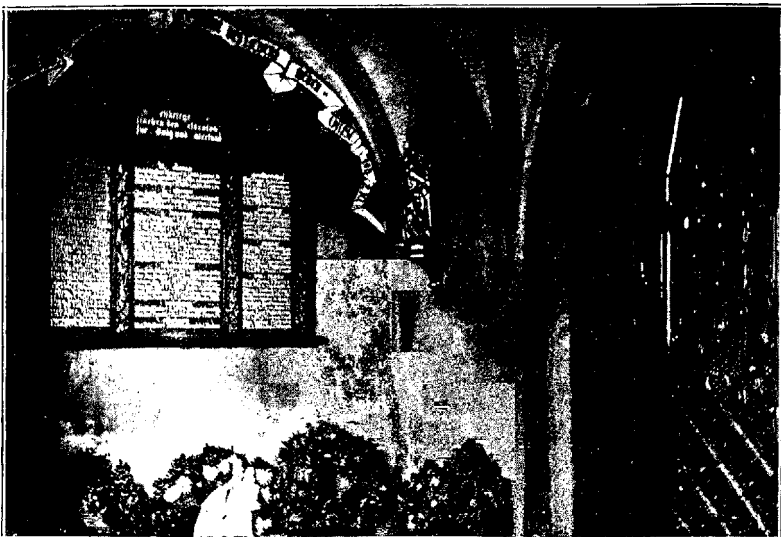
Mittelalterlicher Kelch in Medenau.

wertes erhalten, die eine stammt aus dem Jahre 1521 und ist die älteste des Samlandes. Hübsch sind drei Bronzeleuchter, die 1859 für den Preis von 234 Talern angeschafft wurden.

Eine bedeutungsvolle Verschönerung erfuhr die Nordseite der Kirche, auf der auch die Sakristei liegt, im Jahre 1921 durch den Neubau des Haupteinganges. Da dieser baufällig geworden war, griff Heger, derzeitiger Pfarrer in Medenau, den Gedanken auf, ihm gleichzeitig den Charakter einer Erinnerungshalle für die Gefallenen des Weltkrieges zu geben. Heger führte den Plan denn auch als erster in der Provinz mit einer in dieser schweren Zeit bewundernswerten Willenskraft durch, so daß dieses sein ureigenstes Werk am 18. September 1921 der Bestimmung übergeben werden konnte. Die Gedenkhalle hat ein dreiteiliges gotisches Gewölbe und schließt sich auch mit seiner Giebel-

wand völlig dem Stil der Kirche an. Auf den inneren Wandflächen sind auf zwei für den Preis von über 5000 Mark beschafften eichenen Tafeln die Namen der 108 Opfer des Krieges verzeichnet; zwei alte, vorzüglich wieder hergestellte hölzerne Barockfiguren, Glaube und Liebe darstellend, beleben den Raum in erfreulicher Weise. Die dank der Opferwilligkeit der beteiligten Kreise nur 25000 Mark betragenden Baukosten, ferner die zumeist geschenkten Materialien, haben es ermöglicht, daß die Medenauer Gemeinde ihren „Unbesiegt und unvergessen“ Gefallenen diese würdige Erinnerungshalle errichten konnte.

In der Kirche hängen außer einer Anzahl älterer, künstlerisch nicht bedeutender Gemälde die Porträts der an ihr im vorigen Jahrhundert amtierenden Pfarrer



Gedenkhalle der Gefallenen an der Kirche in Medenau.

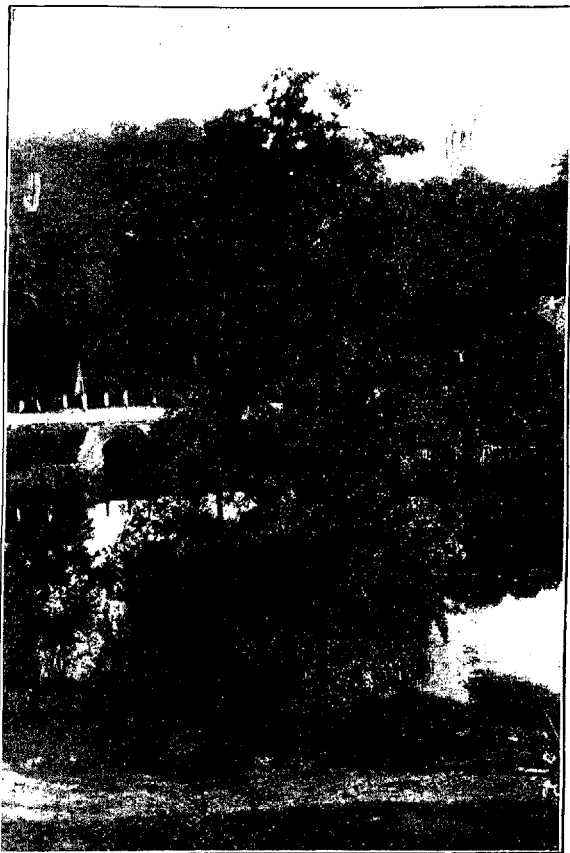
Besthorn und Gebauer, letzteres von dem Königsberger Maler Naujok. Besthorn trat 1814 sein Amt in Medenau an, wurde 1819 Superintendent, behielt aber, trotzdem er als solcher nach älteren Bestimmungen eigentlich seinen Amtssitz in Fischhausen haben sollte, das Medenauer Pfarramt. Bei seinem Abschied im Jahre 1847, das auch jenes seines Todes war, stifteten ihm die Kreisstände ein Teeservice mit Abbildungen der von ihm betreuten Kirchen. Dr. Karl Emil Gebauer war 1806 in Ploczk im damaligen Südostpreußen geboren, war anfänglich Rektor in Frauenburg, kürzere Zeit Pfarrer in der Gegend seiner Geburtsstätte und 1831 Pfarrer in Sankt Lorenz, von wo er 1847 in das von ihm bis zum Jahre 1883 bekleidete Medenauer Pfarramt kam. Gebauer hat sich um die Heimatforschung erhebliche Verdienste erworben.

Das Medenauer Pfarrhaus steht, wie aus den alten gewölbten Kellern hervorgeht, bereits seit Jahrhunderten auf seiner Stelle. Das jetzige Pfarrhaus wurde im Jahre 1855 erbaut, nachdem das vorige zweihundert Jahre bestanden hatte; wie aus den Fundamenten beim Bau hervorging, waren ihm zwei weitere Pfarrhäuser vorausgegangen.

Stimmungsvoll ist der das alte Gotteshaus umschließende Kirchhof. Bemerkenswert waren bis in die neuere Zeit auf ihm einige Grabkreuze mit den alten Bezeichnungen als „Berittschulzen“, welche die Erinnerung, daß Medenau einst eine deutsche Dorfgründung war, wachriefen; sie waren eine Art Oberschulzen, die die ihnen untergebenen Schulzen zu Pferde inspizierten.

An die schwere Zeit des Weltkrieges erinnern Gräber von ostpreußischen Flüchtlingen, die bei seinem Beginn im benachbarten Schuditten eine Zuflucht fanden.

Der Umfang des Kirchspiels hat während seines Bestehens mancherlei Veränderungen erfahren. So soll 1390 von Medenau das Kirchspiel Cumehnen abgezweigt worden sein; eine weitere Verkleinerung erfuhr es durch die 1896 beginnende Separierung der Haffortschaften Zimmerbude, Widitten, Marschehnen und Forsthaus Elenskrug, die zunächst eine Tochtergemeinde Zimmerbude bildeten, sich aber 1901 zu einem selbständigen Kirchspiel zusammenschlossen. Ähnlich liegen zurzeit die Verhältnisse mit Groß Heydekrug, das aber vorläufig mit einem

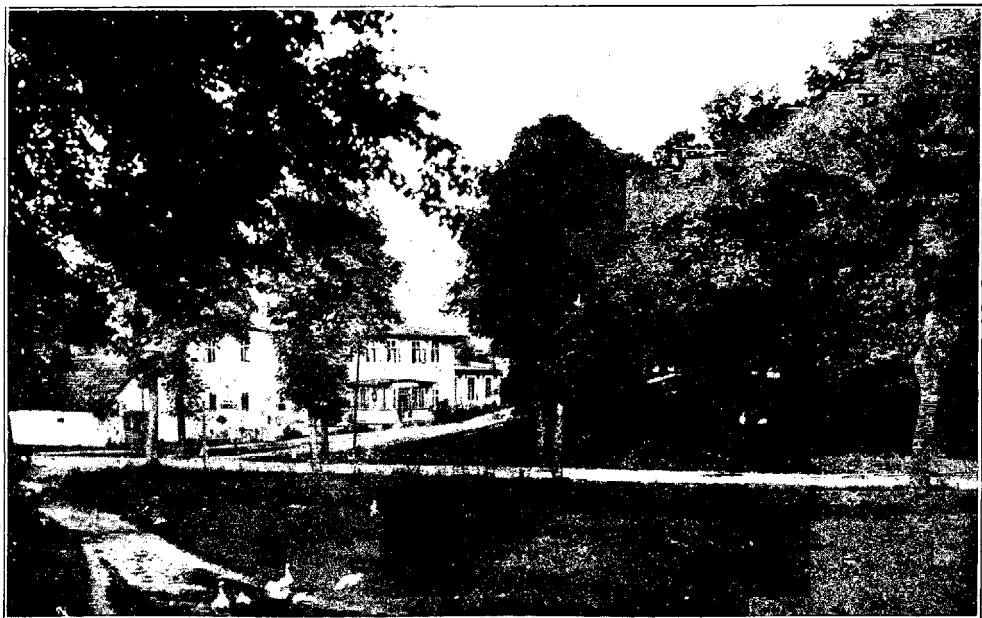


Blick vom Wallberg.

eigenen Geistlichen noch bei Medenau geblieben ist. — Seit dem Jahre 1696 besteht an der Kirche eine Stiftung der Hofgerichtsärätin von Packmohr, geborene von Schlieben, aus der den Armen der Gemeinde jährlich 50 Gulden zufließen.

Seine Handfeste und gleichzeitig seinen ersten Schulzen erhielt Medenau am 10. Januar 1326, dieser Tag ist also als der seiner Gründung anzusehen. Die betreffende Urkunde bezeichnet genau die Grenzen der Ortschaft, mitunterzeichnet ist sie von dem dem bischöflichen Advokaten beigegebenen Ordensbruder Heinrich Tusemer, dem späteren Hochmeister des Ordens. Einträchtig wohnten Preußen und Deutsche nebeneinander, das Schulzenamt aber führte stets ein Deutscher. Mit dem Amt war auch die Schankberechtigung verknüpft, der Schulzenkrug lag zwischen Kirche und Pfarrwohnung; 1335 wird er dem Krüger Rüdiger und 1363 einem Johann aus Brieg verschrieben. Wohl wird in der ersten Verschreibung besonders betont, daß der Bischof keinen neuen Krug innerhalb einer Viertelmeile im Umkreis errichten will, bereits 1342 wird aber noch ein Krug mit Vorratskammer und Trinkstube erwähnt, den der Tolke Nicolaus an einen Johann, genannt Wreker, aus Königsberg verkauft hatte, dem er vom Bischof Johannes bestätigt wurde. 1402 hatte Medenau gelegentlich einer Neuvermessung durch Bischof Heinrich den Umfang von 27 1/2 Hufen, der Bischof behielt sich selbst drei Gärten in ihm vor. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts bestand Medenau aus dem Dorf, dem Vorwerk, also dem Richthof, dieser im Besitz eines Obersten von Stach, und dem damals zu Powayen gehörenden Gut Medenau.

Erwähnt möge die seltsame Auffassung älterer Schriftsteller sein, die in dem Mentonomen des Pytheas das Dorf Medenau erblicken wollen. Harmloser ist es, Medenau als „Land der Meder“ zu bezeichnen, wie es der berühmte Königsberger Professor Lobeck zu tun pflegte, der hier häufig seine Ferien verlebte und von dem auch sonst mancherlei Curiosa über seinen Medenauer Aufenthalt umliefen.



Dorfplatz mit alten Linden in Medenau.

Gelegentlich der Heerschau am 9. September 1879 über das I. Armeekorps erlebte Medenau durch den Besuch des greisen Kaisers Wilhelm einige bemerkenswerte Stunden. Nachdem der Kaiser bei Cathrinhöfen Kritik abgehalten, hieß es aus seinem Munde „auf nach Medenau“, an das sich für ihn liebe Jugenderinnerungen knüpften, denn hier hatte der Prinz als zwölfjähriger Knabe mit der ganzen königlichen Familie 1809 den Geburtstag seines Vaters, des Königs Friedrich Wilhelm III., bei dem damaligen Besitzer Barclay verlebt. Sein Besuch galt dem noch heute inmitten eines schönen Parkes stehenden Gutshause, an dem gelegentlich der 1909 veranstalteten Erinnerungsfeier eine an das Jahr 1809 erinnernde Gedenktafel angebracht wurde.

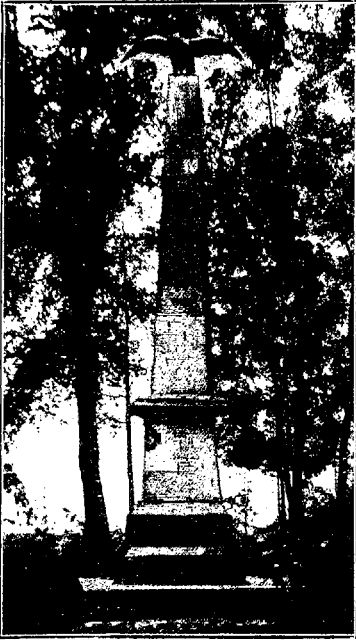
Andere Bilder waren es, die sich in Medenau in der Neuzeit gelegentlich der Revolution abspielten. Nicht bodenständige politische Heißsporne hatten auch das liebliche Medenau radikalisiert, trotzdem wurde von den Angehörigen aller Parteien das auf einen dieser Weltverbesserer gemünzte Gedichtchen viel belacht, in dem es zum Schluß heißt:

O Medenau sei hoch gepriesen,	Doch nach der Wahl in stiller Kammer
O Medenau sei hoch geehrt,	Macht Peek ein sauersüß Gesicht, —
Daß du dem Vaterlande diesen	Am Ende kommt der Katzenjammer:
Erhabnen Bürger hast bescheert!	O Dammlichkeit, verlaß mich nicht!

Da Medenau im Jahre 1828 durch ein größeres Feuer heimgesucht wurde, ist sein Eindruck ein verhältnismäßig neuzeitlicher. Seine jetzt vierklassige Schule wurde bereits 1657 als wohlgebaut gerühmt; 1696 brannte ihr Gebäude ab, und sie wurde nach ihrem jetzigen Standort in ein von dem damaligen Besitzer Powayens geschenktes Gebäude verlegt. Beachtenswert ist, daß sie längere Zeit mit einer von dem Kantor Wiedenberg begründeten Präparandenanstalt verbunden war, die dann 1888 verstaatlicht und nach Pillau verlegt wurde. Seiner Einwohnerzahl nach gehört Medenau zu den größeren Dörfern des Kreises; 1830 betrug sie 345, 1858 483, 1905 547 und 1919 708 Personen, in letzterer Zahl sind die 123 Bewohner des Gutsbezirkes Medenau mit einbegriffen.

Die Heimat wird für den Menschen immer die Voraussetzung alles Erlebens und Begreifens bleiben. R. Schumann.

Die weiteren Ortschaften des Kirchspiels Medenau.



Kaiser-Wilhelm-Erinnerungsstein bei Medenau.

Verfolgen wir die Geschichte des Grundbesitzes im Medenauer Kirchspiel bis in jene Zeiten, da es noch ein bischöfliches Kammeramt war, so finden wir, daß sich das Land hier in der Hauptsache in den Händen weniger altpreußischer Adelsfamilien befand, und daß erst nach deren Aussterben die Güter auf den deutschen, eingewanderten Adel übergingen. Begehrtest waren aber nur die nördlichen, fruchtbaren Teile des Kammeramtes, die weiten Sandflächen und Moore am Haff mit ihren armseligen Fischerdörfern, zumeist auch mit bischöflichem Wald bestanden, schieden bei den Belehnungen und im Besitzwechsel fast völlig aus, einige sonstige bäuerliche Siedlungen blieben wohl nur durch Zufall erhalten.

Fast immer erscheint das Amt des Kämmerers mit dem Besitz des Richtigthofes verbunden, der wiederum zumeist zu Sickenhöfen gehörte. Wenn wir hören, daß zu diesem zeitweise auch Warengen, Kosnehen, ferner Schwitten und Cathrinhöfen gehörten, so ist es verständlich, daß dieser Güterkomplex, ursprünglich zum großen Teil bischöfliches Hausgut, im Kirchspiel an erster Stelle stand. Ein

weiterer umfangreicher Gutsverband war der von Condehnen mit den dazu gehörenden Polwitten und Polepen, dem Elenskrug und den Ländereien der später begründeten Güter Lindenau und Dorotheenhof. Der dritte große Besitz war Powayen mit Klein Medenau und Mossehehen. Zu diesen kam noch das vom Bischof bis zur Säkularisation selbst bewirtschaftete, noch heute eine Staatsdomäne bildende Kragau.

Die Zeiten brachten natürliche Veränderungen, wie die Selbständigwerdung der Nebengüter; auch ihnen verblieb aber der adlige Charakter, wie auch sie früher nur von Adligen erworben werden konnten. Kam ausnahmsweise ein Verkauf an Bürgerliche in Frage, so war hierzu stets die besondere Genehmigung des Landesherren erforderlich.

Von obigen Gütern ist Sickenhöfen insofern bemerkenswert, daß es, wie auch die Güter Medenau mit dem Richtigthof und Warengen, seine adlige Qualität auf jene Verschreibung des Jahres 1296 zurückführt, in der Bischof Siegfried seinem Tolken Albert Teuffel, den wir aus der an die Vierbrüdersäule sich knüpfenden Erzählung her kennen, das ihm 1261 verliehene Land nebst sechs Familien im Felde Syke, sowie das Gut Maskirn, vermutlich Warengen, aufs neue bestätigt. Von diesem ging der Besitz auf seine drei Söhne, die Syken genannt, über; da aber zwei starben, erhielt 1327 der eine von ihnen, Ottokar, nur Sickenhöfen; Warengen

kam an vier Brüder einer anderen preußischen Familie. Das Geschlecht der Teuffel starb dann im siebzehnten Jahrhundert aus, nachdem bereits 1619 ein Heinrich von Sicken die Erlaubnis zum Verkauf der Hälfte Sickenhöfens, sowie 1621 die für den ganzen ausgehauenen Hauswald erhalten hatte. Noch heute gehören zu Sickenhöfen etwa 88 Hektar Wald. Warengen, früher Warenien, ist bekannter geworden durch ein hier aufgedecktes großes Gräberfeld; eine überschlechtige Mühle mit drei Mahlgängen, die hier Caspar von Nostitz 1564 am Warenger Teich bauen ließ, wurde auf Betreiben des Kalker Müllers nach dem Tode Herzog Albrechts wieder außer Betrieb gesetzt, trotzdem Nostitz sie für sich selbst erwerben wollte; als Klein Kalk standen die Gebäude noch bis in die neuere Zeit. Warengen wurde erst 1911 ein selbständiger Gutsbezirk, nachdem es bis dahin mit Sickenhöfen in einem Gutsverbande lag.

Die ganzen Güter finden wir um 1700 wieder in einer Hand; damals besaß der Kapitän Eustach von Schlieben: Sickenhöfen, Warengen, Kosnehen und den Krebsenhof mit insgesamt über 25 Hufen. Im Jahre 1834 betrug der Umfang der vereinigten Güter Sickenhöfen, Adlig Medenau mit dem Richthof und Warengen 44 Hufen. Im Dorfe Kosnehen – 1326 Cusseyn – saßen früher vier sogenannte Dienstbauern mit je 153 Morgen Land. Überaus sehenswert ist das zwischen Sickenhöfen und Warengen liegende bewaldete hügelige Gelände, „die Hölle“ genannt, es gehört in seiner eigenartigen Schönheit zu den lieblichsten Plätzen in der samländischen Landschaft.

Das südlich von Medenau auf dem sich bis Schwitten hinziehenden Gelände liegende Cathrinhöfen, ehemals Catrinckenhöfen, wurde 1338 vom damaligen Bischof, jedoch ohne den Wald, einem Hartwich verliehen, 1529 kam es an einen



Waldteich in der Hölle bei Sickenhöfen.

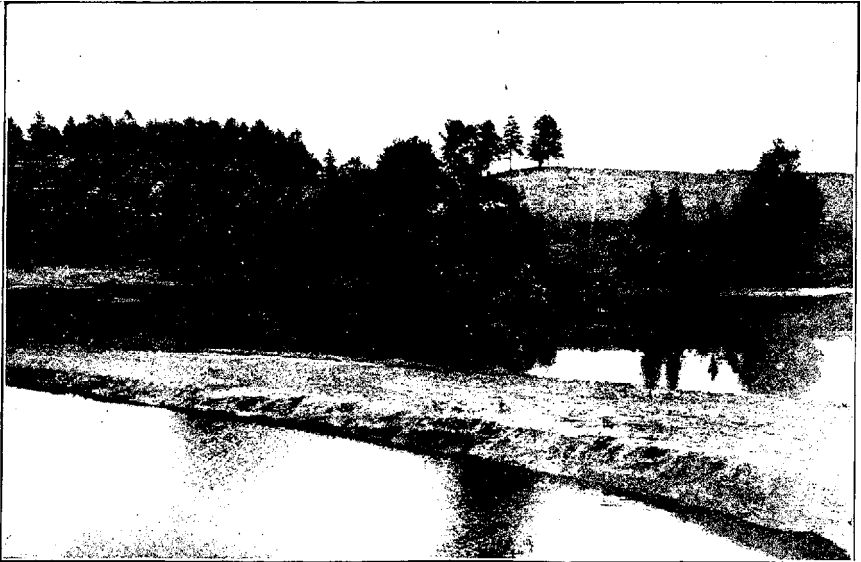


Gutsturm in Cathrinhöfen.

Caspar Schirendinger, dessen Vorfahren es aber bereits von einem Benedikt von Schwitten erhalten hatten. Diese preußische Familie Swythen erlosch im sechzehnten Jahrhundert.

Wir sind hier auf dem historischen Boden der Medenauer Schlacht, auf dem auch am 9. September des Jahres 1879 der Abschluß eines von Kaiser Wilhelm I. abgehaltenen Kaisermanövers war. An diesen Tag erinnert ein von G. W. Loewner, dem damaligen Besitzer Medenaus, auf dem Felde errichteter Obelisk mit der Inschrift „Dem erhabenen Heldengreise Wilhelm I.“ Das Denkmal wurde am 18. Oktober 1881 eingeweiht, zeigt aber leider bereits Spuren des Verfalls. Auch eine ovale eiserne Gedenktafel an einer der Linden des Gutseinganges von Cathrinhöfen, unter denen der Kaiser die Schlußkritik abhielt, erinnert an diesen Tag. Übrigens fand in dieser Gegend auch 1910 wieder ein Kaisermanöver statt. Beachtenswert ist das hübsche Gutshaus Cathrinhöfens, ferner der eigenartige Uhrturm auf einem seiner Wirtschaftsgebäude, wohl der einzige seiner Art im Samland.

Schwitten, schon 1344 als Switten genannt, jetzt ein Vorwerk von Cathrinhöfen, kam nach dem Erlöschen der Familie von Schwitten nach einem Privileg des Bischofs von Polentz aus dem Jahre 1525 an Caspar Nenninger. Nordöstlich von diesen Gütern liegt ein größeres, verschiedenen angrenzenden Ortschaften gehörendes Wäldchen. Ein sich hindurchziehendes Bächlein, das alte



Teich am Eingang zum Hohlen Grund bei Cathrinhöfen.

„Swartzewasser“, bildet in ihm im „hohlen Grund“ reizvolle Landschaftsbilder, leider ist der Baumbestand in neuerer Zeit stark abgeholzt.

Condehnen

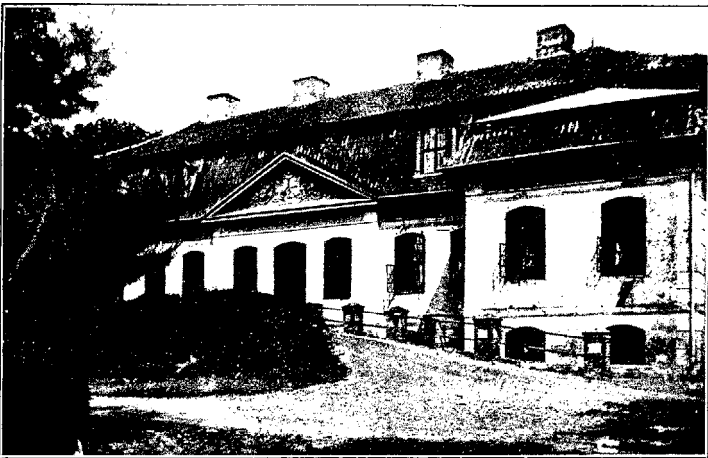
Südlich der genannten alten Kammergüter liegt als zweiter der früheren großen adligen Gutsbezirke des Kirchspiels Medenau inmitten fruchtbarsten Bodens Condehnen. Seine Geschichte geht bis in die Zeit vor der Ordensankunft zurück, denn hier saß jener Gedune von Kandeyn, der in Balga dem König Ottokar von Böhmen Bericht über die Widerstandskraft der Samländer geben mußte; als Dank für diesen Verrat erhielt er von Ottokar ein Erkennungszeichen, das ihn und seine Sippe vor den Eroberern schützen sollte. Gedune muß aber wohl die Rückkehr verzögert haben, denn heimgekehrt, fand er seinen Besitz zerstört und die Angehörigen erschlagen vor. Trotz dieses ihm geschehenen Unrechtes blieb Gedune dem Orden treu, er wird 1255 als Withing und christlicher Besitzer auf Candeyne genannt und 1261 erhielt er für weitere dem Königsberger Komtur geleistete Hilfe seinen Besitz zu dauerndem Erbrecht verschrieben. Die Candeyne gehörten zu den vornehmsten altpreußischen Geschlechtern, denen wir, bis das Geschlecht im fünfzehnten Jahrhundert erlosch, noch häufiger in der Frühgeschichte des Samlandes begegnen. Ihr Name leitet sich von ihrem Besitzer her, den wir als Canden, Kayndeynen, Kandayen u. a. geschrieben finden, er bedeutet eine mit Ahorn bestandene Lehne; eine andere Auslegung versteht in ihm einen Milbenort. Die urkundlich belegte Geschichte Condehnens gibt uns nun ein charakteristisches Bild jener Besitzveränderungen, wie sie sich in ähnlicher Weise bei fast allen großen Gütern des Samlandes wiederholen. Ausnahmsweise mögen die Condehnens etwas ausführlicher dargestellt sein.

Die erste Verschreibung über Condehnen nach jener des Jahres 1261 stammt von 1301, nach der das Feld Alxowc bei Condehnen an die Erben des Gedune kam; dann verleiht 1349 Bischof Jacobus dem Peter aus Kandeyn einen Krug bei Powunden. 1403 kaufte Bischof Heinrich III. Seefeld, die Condehner Güter von dem Lehnsman Paul, um sie seinem Bruder Dietrich Seefeld zu köllmischem Recht und frei von allen Abgaben übergeben zu können. 1465 hören wir von einer Verschreibung über zehn Hufen Landes in Lindenau an Hans Schillingk zu Candeyn, bald darauf aber — ein genauer Zeitpunkt ist nicht zu ermitteln — kam das Gut an die angesehene Familie von der Albe, die dann über zwei Jahrhunderte auf Condehnen saß. 1525 werden noch vom Felde Kantein fünf Haken einem Bartholomäus Morr verschrieben.

Im Jahre 1663 erwarb der Große Kurfürst von Hans Georg von der Albe „für ewige Zeiten“ die hohe Jagd auf den Gütern „Kondeinen“ und Lindenau. Er zahlte hierfür tausend Taler und verlieh außerdem von der Albe das Recht, an der „Wiediet'schen Brücke“ einen Krug, den jetzigen Elenskrug, ferner in Widitten ein Fischerhaus zu bauen, um von hier aus die Fischerei auf dem Haff mit kleinem Gezeuge ausüben zu können. Um jene Zeit herum werden auf Condehnen auch die Herren von Malgedin und von Tettenborn, ferner 1688 ein Graf Truchseß von Waldburg als Besitzer des Gutes genannt, die Familie von der Albe muß aber immer ein Besitzrecht an Condehnen gehabt haben, denn zwei Jahrzehnte später wird ein von der Albe gemeinsam mit dem Grafen von Waldburg als Besitzer Condehnens genannt. Zwischen diesen beiden Familien kam es dann zu einem überaus langwierigen Prozeß, bei dem es sich um für damalige Zeiten ganz ungeheure Summen handelte. Da jener von der Albe als Kapitän in holländischen Diensten stand, führte der Prozeß sogar zu Verwicklungen zwischen der holländischen

und der preußischen Regierung. Von dem Grafen Waldburg kam Condehnen an den Herzog Peter August Friedrich von Holstein-Beek. Über den Zustand des Schlosses heißt es 1748: Condehnen, ein hertzoglich hollsteinisches Lustpalais mit trefflichem Lustgarten, wo man alle Mühe angewandt, um der Natur fortzuhelfen. Die Hertzogin Ursula Anna, geb. Reichsgräfin von Dohna, hat alles in solchen artigen Stand und Ordnung bringen lassen, daß es König Friederich Wilhelms Beyfall bei dessen Anwesenheit verdient hat.“

Nachdem Condehnen noch im Besitz einer Reichsgräfin von Solms-Hohensolms war, kam es an einen Grafen von Dohna, der am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in reinstem Barock das überaus geschmackvolle Gutshaus erbauen ließ, dessen Giebel noch heute sein und seiner Gemahlin Wappen, ein Hirschgeweih und ein Eberkopf, schmücken. Weitere Eigentümer waren später u. a. ein Baron von Goetzen, ein Graf Dohna und von 1849 an Georgesohn; jetzt ist es Besitz eines Grafen von Keyserlingk. Hat Condehnen heute auch nicht mehr die frühere,



Schloß Condehnen.

1834 noch 60 Hufen umfassende Größe, so ist es mit seinen 564 Hektar noch jetzt ein stattliches Gut. Die Schule bestand bereits vor 1735, also vor der Schulreorganisation.

Von den früher zu Condehnen gehörenden Ortschaften wird Polwitten erstmalig 1301 als Palabiten erwähnt; es war der Stammsitz der im sechzehnten Jahrhundert erloschenen Familie Palwyte. 1349 verlieh es Bischof Bartholomäus seinem treuen Lehnsmanne Wulff, dessen Nachkommen es über dreihundert Jahre besaßen. Im Jahre 1674 erbat sich Christof Wilhelm von Wulff vom Kurfürsten die Genehmigung zum Verkauf Polwittens, das dann an Georg von der Albe kam, es soll damals aber bereits eine Weile zu Condehnen gehört haben; 1697 war es dann im Besitz eines Stach von Goltzheim. Den Charakter als selbständiges Gut erhielt es erst wieder 1907, nachdem es 1847 von Condehnen getrennt wurde. Damals übernahm von Goetzen, der Besitzer Condehnens, Polwitten, und gründete als Vorwerk von diesem Dorotheenhof. Bald darauf wurde auch dieses ein selbständiges Gut, das als solches aber erst 1907 anerkannt wurde. Der Umfang Polwittens beträgt gegen 346 Hektar, darunter etwa 93 Hektar Wald. Ein Teil des Polwittener Besitzes liegt als adliger Anteil im Dorf Polepen, auf deutsch

unter den Linden. Als im Jahre 1807 die Erbuntertänigkeit aufgehoben wurde und es zur Regulierung der gegenseitigen Leistungen zwischen Bauern und Guts-herrschaft kam, wurde betreffs Polepen eine Einigung in der Weise erzielt, daß die Hälfte der ganzen Dorfflur mit 304 Morgen bei Condehnen, zu dem Polepen ja damals gehörte, blieb, ferner waren an dieses 704 Taler in bar zu zahlen. Die endgültige Regelung zog sich bis 1820 hin. Hiermit wurde die bisher bestehende Verpflichtung zur jährlichen Abgabe von 171 Talern, 6 Scheffeln 6 Metzen Roggen, 12 Metzen Erbsen, 12 Gänsen, 24 Hühnern und 360 Eiern aufgehoben; diese Angaben beweisen die früheren überaus verzwickten Verhältnisse der Bauern gegenüber dem Großgrundbesitz.

Ähnlich lagen die Verhältnisse in dem deutschen Dorfe Lindenau, von dem die Hälfte der Dorfflur als Vorwerk an Condehnen kam. Lindenau wie auch Elenskrug sind mit die kleinsten Landgemeinden des Kreises Fischhausen; letzteres bestand früher aus dem zu Condehnen gehörenden adligen Krug und dem „Freydorf“ mit der in ihm gelegenen Unterförsterwohnung.



Gutshaus in Powayen.

Powayen, das letzte der adligen Stammgüter des Medenauer Kirchspiels — von wayos = Wiese —, wird als Poweyke bereits 1258 erwähnt, als Gut hören wir von ihm aber erstmalig im Jahre 1563, in dem es zu Lehnrecht an einen Wilhelm Thiesel von Taltitz kam. Diese Familie besaß Powayen bis in das achtzehnte Jahrhundert. Zu ihm gehörten ursprünglich auch einige Hufen von Mossehn, ferner Klein Medenau mit insgesamt 34 Hufen, die letzteren wurden dann zu dem Vorwerk Klein Medenau zusammengezogen, jetzt ein selbständiges Gut. Um 1790 besaß Powayen ein General von Rosenberg, 1810 stand es mit der für damals sehr hohen Summe von 70 000 Talern zum Verkauf und kam in den Besitz jenes Kist, der in der berühmten Tagung der ostpreußischen Stände 1813 als Vertreter des samländischen adligen Besitzes einen großen Einfluß auf deren weltgeschichtlichen Verlauf hatte. 1834 besaß Powayen nebst Klein Medenau, Richthof, Sickenhöfen und Warengen ein Graf von Kalnein, von dem es 1841, damals 2076 Morgen groß, an die Familie Douglas kam, die es, da der Erbe im Kriege fiel, 1919 weiter verkaufte. Zu Powayen gehört neben dem Vorwerk Klein Blumenau auch der

schöne, hochgelegene und wildreiche, etwa 85 Hektar große Powayer Wald, der sich bis Kragau hinzieht und zahlreiche Hünengräber enthält. Powayen hat heute einen Umfang von über 500 Hektar und 1919 die für einen Gutsbezirk große Einwohnerzahl von 265 Personen; in diese sind allerdings jene der Eisenbahnstation und des Postamtes gleichen Namens einbegriffen.

Verfolgt man die neue von Medenau nach Kragau führende Straße, so läßt man rechts die bis 64 Meter hohen, schöne Ausblicke gewährenden Seeberge liegen. An das kleine, kurz vor Mossehnem liegende moorige Gewässer, den Stillen See, knüpft sich folgende Sage:

Vormals stand hier eine Herberge, deren Wirtin es liebte, die Gäste zu betrügen. Einst kehrte dort auch ein Fleischer ein, von dem die Wirtin, als er zu später Stunde heimkehren wollte, eine zu hohe Zeche forderte. Unter Verwünschungen zahlte er. Als er jedoch zurückkehrte, um seine vergessenen Handschuhe zu holen, war das Wirtshaus mit der Wirtin verschwunden, und nur ein dunkles Gewässer bezeichnete seine Stelle. Seitdem haust dort noch manchmal die wilde Jagd.



Kragau.

Der hier auch liegende Kappingsberg (von cappyn, capurnen=Gräber) ist beim Straßenbau sowie durch Beackerung stark abgetragen. Mossehnem, eine Ortschaft mit Dorfcharakter, hat jetzt nur einen Besitzer, nachdem es früher aus dem Dorf und dem adligen Gutsanteil bestand.

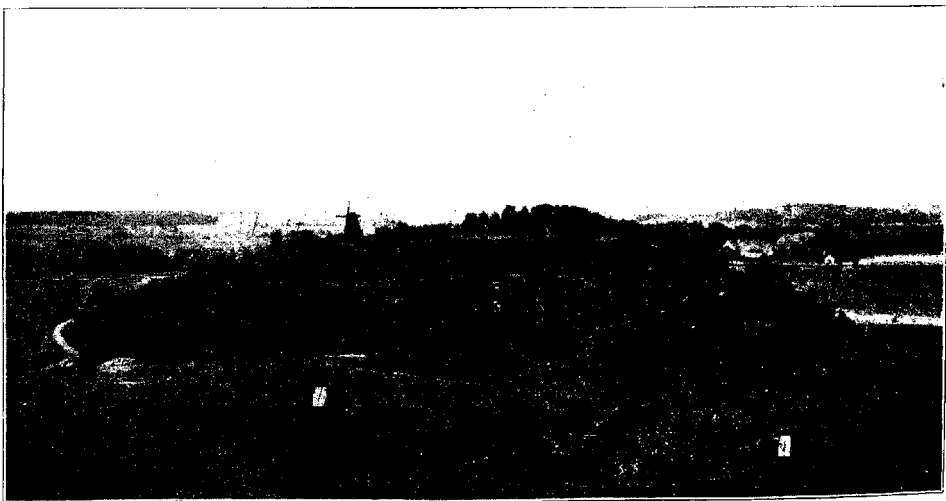
Das nun folgende Kragau, auf leichtem Ackerboden, besteht eigentlich aus der Staatsdomäne und einem ehemals königlichen Dorf. Die Bauernstellen, darunter 1697 zwei zu freien Rechten und 1830 fünf Freigüter neben sieben Eigenkätthern, sind zumeist eingegangen oder mit der Domäne vereinigt, sie dürften aber voraussichtlich teilweise wieder selbständige Stellen werden. Den Namen der Ortschaft, 1310 als Craghen bezeichnet, will man mit kragis - ein enghalsiges Gefäß, in Verbindung bringen; vielleicht rührt er daher, daß der Ort in dem sich hier enge zusammendrängenden Tal des Forkener Fließes liegt. Kragau war in bischöflicher Zeit ein Vorwerk des bischöflichen Roßgartens Kobbeltbude, weist doch das bedeutende, ungefähr die Hälfte seines Umfanges betragende Weideland seit jeher

auf eine besondere Pflege der Pferdezucht hin, immer aber war es im Besitz der jeweiligen Landesherrschaft; dieses war auch der Grund, daß es dann der Sitz eines Domänenamtes wurde, welches die Kirchspiele Thierenberg, Kumehnen und Medenau — also den alten bischöflichen Anteil — umfaßte. Um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts gehörten zu ihm neben den 2 Vorwerken Kragau und Kobbeldude 25 Dörfer mit insgesamt 1764 Bewohnern und 219 Feuerstellen. Von den Bewohnern waren 4 Müller, 7 Krüger, 30 Köllmer, 61 Bauern, 2 Kaufgärtner und 5 Eigenkätchner; der Ertrag war 6899 Taler. Im Jahre 1822 wurde das Amt aufgelöst und mit dem Intendantur- oder Rentamt Fischhausen vereinigt. Das Domänengut selbst hatte einen Umfang von 62 Hufen, auch besaß es das Recht der Bierbrauerei. Zurzeit gehören zu Kragau 535 Hektar Land.

Kragau liegt freundlich am Fuße des den Ausläufer des Powayener Wäldchens bildenden Berges Pomest. Nördlich von Kragau wird vom Forkener Fließ das Wischrodter Fließ abgeleitet, ein bereits zur Ordenszeit zum Betrieb verschiedener Mühlen angelegter künstlicher Wassergraben. Beide fließen durch die hier vorhandene Senkung des Hügelzuges, um dann auf verschiedenen Wegen das Haff zu erreichen. Das Forkener Fließ entwässert auf seinem Unterlauf dann noch das Hengstbruch, in dem die Domäne gegen 400 Morgen Wiesenland besitzt. Schöne Ausblicke hat man von den Kragauer Höhen auf das Alkgebirge. Die jetzt zweiklassige Schule Kragaus wurde von Friedrich Wilhelm I. 1737 eingerichtet; die Einwohnerzahl betrug 1919 etwa 200.

Ein kaum jemals von Wanderern aufgesuchtes Gelände bildet die Gegend zwischen Kragau und Wischnehen-Ziegenberg-Ponacken. Mit seinen regellos verteilten Kuppen, Kolken und Tälern, dem Wechsel von Mischwald und Ackerstücken, den birkenumkränzten Fahrwegen und kleinen blumengeschmückten Waldstümpfen bildet es ein reizvolles Kleingebirge. Die Hauptsehenswürdigkeit besitzt dieser Landstrich aber in der alten Wallburg Wosepile, der Ziegenberger Schanze, die steil aufsteigend weithin die Gegend beherrscht.

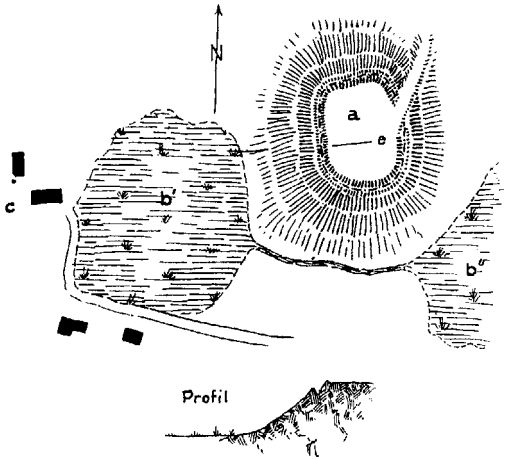
Wenn auch Bischof Siegfried den Ziegenberg 1309 als „castrum nostrum dictum Cygenberch“ bezeichnet, der dann 1310 Zegenberch und 1539 „Unser Schloß



Der Ziegenberg.

Ziegenberg“ heißt, so ist damit doch noch nicht die Annahme berechtigt, in ihm jenes bischöfliche Schloß zu suchen, von dem es heißt, daß seine Steine anderweitig als Baumaterial verwendet worden sind. Wohl aber besteht die Möglichkeit, daß der Ziegenberg gleich den Hausenbergen in der ersten Ordenszeit mit entsprechenden Palissaden usw. versehen, für eine Verteidigung vorgesehen war. Daß diese Schanze aber stets als eine heidnische Anlage erkannt ist, bezeugt auch Caspar Stein, der sie ein „altes pruthenisches Befestigungswerk“ nennt.

Die Gestaltung des Ziegenberges ist eine sehr regelmäßige. Um die natürliche Form des Hügels legen sich zwei parallel laufende Wälle, die Höhe bis zur Kante der oberen Umwallung beträgt gegen 8 Meter; der Platz auf der Kuppe hat eine Länge von 80 Meter bei 40 Meter Breite. Einen guten Schutz boten die an seinem Fuß liegenden, jetzt trocken gelegten Teiche, deren Aufstau durch das Ziegenberger Mühlensieß bewirkt werden konnte. Die noch erkennbare Auffahrt liegt an der nordöstlichen Seite. Der jetzt bepflanzte altgeschichtliche Burgwall



Älterer Lageplan des Ziegenberges.

gehört zum Mühlengut Ziegenberg und erfreut sich seitens dessen Besitzers liebevoller Pflege. Beachtenswert sind auch hier wieder, in fast unmittelbarer Nähe des Ziegenberges, jene auffallend gleichmäßig geformten kleinen Kuppen, deren Bedeutung noch völlig im Dunkel liegt.

Natürlich hat auch der Ziegenberg seine Sagen, so stand einstmals auf dem Berg eine herrliche Burg, aus der an jedem Ostertage eine schöne Jungfrau herniederstieg, um sich im Mühlenteich zu waschen. Nach einer anderen Sage ging einst eine Bauersfrau über Ziegenberg zum Markt nach Fischhausen, als sie, vom Burgfräulein bemerkt, von diesem gebeten wurde, ihr ein Stück Leinwand mitzubringen; „um nichts auf der Welt aber sollte sie am Preise herunterhandeln“. Die Bauersfrau hielt dieses aber für einen adligen Dünkel und zog der Verkäuferin doch einige Groschen ab. Als sie dann den Kauf in Ziegenberg abieferte, rief das Burgfräulein bestürzt „auf ewig, auf ewig verdammt“ und verschwand. Dann wird noch von



Modell der Schanze bei Ziegenberg. Nach einer topographischen Aufnahme von Anhalt.

einem großen Stein auf dem Ziegenberg berichtet, der so geformt war, daß es aussah, als ob Männer um den Tisch saßen und Tabak rauchten.

Ob nun der Ziegenberg einst ein bischöfliches Schloß getragen hat oder nicht, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls war das Fließ an ihm der gegebene Ort für eine Wassermühle, zu der natürlich auch ein Krug gehörte. Beide werden schon im Jahre 1325 erwähnt, in dem sie ein Tylo, dem sie aber schon durch Erbschaft zugefallen waren, an Heinrich Kruse, einen Bürger Fischhausens, weiter verkaufte; 1338 gingen sie dann bereits in die vierte Hand über. Die jährliche Abgabe an den Bischof betrug je zwei Mark für die Mühle und den Krug, eine halbe Mark für das eine Hufe große Land; die Mühle hatte daneben die Verpflichtung, für den Bischof so oft und unentgeltlich zu mahlen, wie dieser es verlangte. Aus der alten Burgmühle wurde dann eine Erbmühle und schließlich das Mühlengut, zu dem noch heute eine Windmühle gehört. Die alte Wassermühle ist seit etwa zwei Jahrzehnten nicht mehr im Betrieb, sie bildet aber inmitten der sie umgebenden freundlichen Gartenanlagen eine Erinnerung an vergangene Zeiten.

Unmittelbar neben Ziegenberg liegt das früher an Grundbesitz sehr umfangreiche Dorf Wischehnen, das schon 1258 als Weyskain, der Ort in der Hafergegend, genannt wird. Die Sande der Endmoräne lassen hier nur eine geringe Ertragsfähigkeit des Bodens zu, so daß, als 1822 ein Bauerngut des Dorfes für 998 Taler zum Verkauf gestellt wurde, hierfür nur 100 Taler geboten wurden, da die Abgaben mehr als der Gesamtertrag betrug. Nördlich liegt im alten Felde Panoke das kleine Dorf Ponacken.

Südlich von Medenau liegen die letzten Ortschaften des Medenauer Kirchspiels, die Dörfer Schuditten, Groß- und Klein Blumenau. Schuditten dürfte seinen Namen auf den Litauer Schudie zurückführen können, dem 1296 im Medenauischen Land verliehen wird; dann heißt es 1344 Scuditen. Der Ort hatte 1807—12, da an der Heerstraße Königsberg-Pillau liegend, besonders schwer unter französischer Einquartierung zu leiden. Das sogenannte Kurhaus Schuditten ist leider ein Beispiel dafür, wie eine freundliche Landschaft durch geschmacklose Bauten verunstaltet werden kann. Bemerkenswert ist, daß in Schuditten und in Blumenau, sowie in noch vielen anderen samländischen Ortschaften öffentliche Bekanntmachungen durch das Schulzenzeichen des Dorfhakens erfolgen, einem Holzknüppel mit eisernem Haken, an den die betreffende Bekanntmachung angehängt wird. Dieser Knüppel zirkuliert dann unter den Einwohnern. Man hält diese Sitte für eine heidnische Überlieferung, da auf diese Art die Befehle des Kriewen, des obersten Priesters, bekannt gegeben sein sollen. Schuditten hatte 1919 179 Bewohner.

Das Dorf Groß Blumenau liegt am Rande der Bludauer Heide; es ist vermutlich eine altpreußische Siedlung, die aber am 8. Oktober 1326 von Bischof Johannes unter diesem Namen neu gegründet wurde und eine Handfeste erhielt. Erster Schulze war Kumekoni, der Sudauer genannt, und 1352 ist ein Preuße Gerki Schulze in Blumenau. 1368 werden einem Cuneke drei Haken aus bischöflicher Gnade verliehen, die dieser mit einem Preußen Senkete tauscht, der im gleichen Jahre Land in Blumenau zu köllmischem Recht erhielt. Früher saßen hier zehn Dienstbauern mit je 160^{11/12} Morgen Land, jetzt hat sich natürlich der Besitzumfang völlig verschoben. Der Umfang der Dorfflur mit 572 Hektar ist recht beträchtlich; die Einwohnerzahlen betragen 1830 140, 1895 272 und 1919 251 Personen. Die zweiklassige Schule wurde durch Friedrich Wilhelm I. eingerichtet. Klein Blumenau liegt bereits im Walde, in dem hier besonders üppig der unzertrennliche Begleiter unserer Kiefernwälder, der ihnen ihren eigenen Reiz gebende Wacholder oder Kaddig, gedeiht.



Blick vom nördlichen Ende des Kirchenteiches auf Wargen.

Im fernen Rom und bei den Lappen
Da spähen sie jeden Winkel aus,
Dieweil sie wie die Blinden tappen
Daheim im eigenen Vaterhaus.

K. J. Simrock.

Das Kirchspiel Wargen.

Die „terra Wargen“ wird erstmalig 1261 gelegentlich einer umfangreichen Landverschreibung an den Preußen Schardune genannt, dem wir auch im Verzeichnis der dem Orden treuen Withinge aus dem Jahre 1299 unter dem Namen Scardune begegnen; er war der Stammvater der bevorzugten altpreußischen Familie Merike. Neben diesem Schardune wies das Wargener Gebiet aber damals noch eine besonders große Zahl von Withingen auf; ihre Namen waren: Sclobe, Guntar und sein Sohn Narkote, Bygune und sein Sohn Kortye, Garbote und sein Sohn Bayone, Nadar, Wargathe, Eytiow und sein Sohn Dargote, Surteyke und Peytune. Andere Personen des Gebietes um diese Zeit waren die drei Brüder Narmedin, Nargotin und Napelle, ferner die Söhne des letzteren, Sander und Grasim. Die Benennung als Wargen galt ursprünglich nur für den Bezirk; das Dorf Wargen selbst soll ehemals Kandithen geheißen haben und seinen Namen erst nach 1400 angenommen haben.

Geringer als in anderen samländischen Bezirken sind im alten Gebiet Wargen die Reste preußischer Vergangenheit, vielleicht war sein auf größere Strecken wenig günstiger Boden, worauf auch das altpreußische wargs böse oder weniger gut hinweist, die Ursache einer schwächeren Bevölkerung. Vertreten sind auch nur die Perioden der jüngeren Bronze- und der Eisenzeit mit Funden bei Wargen, Warglitten, Mednicken, Rogehnen, Seerappen, Willgaiten, Greibau und Gallhöfen; eine bedeutsamere Stellung in seiner Vorgeschichte nehmen dagegen die Hügelgräber in der Caporner Heide und die umfangreiche Burgwallanlage bei Preyl ein.

Einen größeren Bevölkerungszuwachs erhielt das Gebiet Wargen um 1288 durch die Ansiedlung von Sudauern unter ihrem Führer Gedete oder Joduthe, einem der Häuptlinge des Gebietes Kiemenow. Dieser erhielt Güter zu Metkeim, Metgethen und Mednicken. Nachkommen dieses Gedete finden wir noch 1436 im Wargenschen, und als das Geschlecht bald darauf ausstarb, fielen die Güter an die Packmohrs aus dem Hause Gauten. Einen weiteren Zuwachs erhielt das Wargensche Gebiet 1372 durch eine Anzahl Litauer, die ihres angenommenen christlichen Glaubens wegen das Gebiet Passeln verlassen mußten. Damals wurden dem Litauer Sassin und seinem Bruder zwei Haken in Sursyein, dem jetzigen Schorschehnen verliehen, ihnen aber ausdrücklich bestätigt, daß sie wieder in Litauen angesiedelt werden sollen, „wenn die Leute von Passeln eines jahrs einstmals bezwungen wurden“. Um die gleiche Zeit erhielten auch die Litauer Jutte und Bimbes vier Haken in Rogehnen. Eigenartig ist die Benennung dieser Litauer als „konige“, so heißt es 1404: „Dys synt die konige czu Sorsion Harwycke, Aggeyke, Kerstant, Trumpe und Mattis. Auch in Presseszaten oder Presistiten (Pojerstieten = Elchdorf) werden die Hancke, Stroppe und Legeyke als „konige“ genannt. Noch lange wurden diese Litauer hier als Samaythen bezeichnet, so in einer Zahlung aus dem Jahre 1407 an zwei der ihrigen in Wargen, darunter dem Kunike 4 Mark für Hilfe zu Hengst und Harnisch. Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß sich ihrer der Orden mit Vorliebe zur Führung auf seinen Kriegsfahrten nach Litauen bediente, da wir gerade aus dem Wargenschen häufig solcher „Leitsmänner“ begegnen. Ihren heimischen Sitten blieben sie wohl lange treu, denn noch 1527 wird in einem Dorf des Amtes Wargen die Badestube, eine in Preußen sonst nicht übliche Einrichtung, erwähnt.

Das Kammeramt Wargen wurde vermutlich bald nach der Teilung im Jahre 1258 durch das Gebiet Wargen sowie durch Hinzuziehung der terra Grobowe, des Gebietes Greibau, gebildet. Ferner gehörte zu ihm auch das Gebiet Juditten, umfassend das Kirchspiel gleichen Namens, in dem auch die 1288 bis 1298 erbaute Hauptkirche des Kammeramtes stand; Wargen selbst besaß nur die Kapelle in der Burg. Das Wargener Kammeramt bestand bis zum Jahre 1570. Bei einer sich wahrscheinlich durch den Verfall der Burg als des Sitzes des Kammeramtes notwendig machenden Neueinteilung kamen die Orte Kaporn, Heydekrug, Nautzwinkel, Pokaiten, Margen, Bärwalde, Vierbrüderkrug, Seerappen, Schorschehnen, der Domänenanteil von Willgaiten, Auschlacken, Pojerstieten (Elchdorf), Rosignaiten, Gallhöfen und Wargen selbst an das Kammeramt Caporn, das zeitweilig auch den Namen Caporn-Wargen führte. Die restlichen nördlich gelegenen Ortschaften wurden dem Kammeramt Grünhoff zugeteilt.

Das Amt war scheinbar für den Orden ein sehr einträgliches, bezog doch z. B. der Königsberger Komtur aus ihm im Jahre 1407 129 Mark gegen 59 Mark aus dem Germauer Kammeramt. Auch die Leitung des Wargener Kammeramtes lag durch Jahrhunderte in den Händen bevorzugter preußischer Familien; so hatten es im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert die Merikes oder Mörikes inne, die auf Kornieten, Rogehnen, Strittkeim, Taukitten, Wargen und Willgaiten saßen. Lange verwalteten es auch die Segeler, genannt die Gaudecker, von denen sich eine zweite, besonders im Wargenschen begüterte Linie nach ihrem Stammvater Wargule auch Wargel nannte. Außer auf den bei Preyl angeführten Gütern finden wir die Segeler auf Alkehnen, Brasnicken, Korkehnen, Kornieten, Laserkeim, Rogehnen, Rockelkeim, Strittkeim und Taukitten. 1532 war ein im Amt begüterter Georg

Gruber Kämmerer. Überhaupt war der Adel seit jeher im Wargenschen stark vertreten, er war aber in den ersten Jahrhunderten rein preußischen Ursprunges. Neben den genannten Familien seien noch die Myntigeyte auf Methgethen, die von der Trencke auf Trenk, die Roßghyn auch Rosingeyne auf Rosignaiten genannt, denen allen später die Rechte des deutschen Adels zuerkannt wurden.

Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts begann dann der Übergang der Güter im Wargenschen an den deutschen Adel, durften doch Güter adligen Charakters oder sogenannte Lehnsgüter damals auch nur wieder an Adlige weiter verliehen werden. Anfänglich vom Orden ihnen für geleistete Söldnerdienste, für die eine Geldzahlung dem verarmten Orden nicht möglich war, verschrieben, blieben sie dann dauernd, allerdings in überaus starkem Wechsel, im Besitz deutscher Adelsfamilien. Wie zahlreich gerade diese im Wargenschen im Laufe der Jahrhunderte vertreten waren, mögen außer den bei den einzelnen Gütern angeführten die nachstehenden Namen beweisen, die noch nicht einmal einen Anspruch auf Vollständigkeit machen können. Es sind dieses die Auer, Aschersleben, Blankensee, Borewitz, Borentin, Börstell, Bolsching, Billerbeck, Bockelberg, Buddenbrock, Collas, Cordes, Diericke, Derschau, Eisex oder Eysack, Foller, Gnadkau, von der Goltz, Götzen, Gläser, Hirsch, Hagen, Lottum, Knoblauch, Minckwitz, Montowt, Moyrenz, Monbille, Oldenburg, Ostau, Rippen, Stach von Golzheim, Seemen, Scharff, Schlieben, Tranckewitz, Tippelskirch, Taubenheim, Usedom, Wallenrodt, Truchseß von Waldburg, Wegner. Im ganzen hat man im Kirchspiel Wargen etwa sechzig adlige Geschlechter festgestellt.

Von besonderer Bedeutung für das Kirchspiel Wargen sollte aber der Zuzug der Familie von Kanitz im Jahre 1491 und jener der Familie von Lehndorff 1470 werden. Sie haben ihren Platz seitdem hier dauernd behauptet und ihre Namen werden mit der Geschichte dieser Gegend für immer verknüpft bleiben.

Über die Vorrechte des Adels möge hier bemerkt werden, daß sie hauptsächlich in der Befreiung von allen Servis- und Fouragegeldern sowie der Fouragelieferung für die Reiterei bestanden. Besonders wichtig aber war, daß sie fast ausnahmslos eigene Gerichtsbarkeit hatten und nur für schwere Straftaten dem Ober-Landesjustizkollegium, resp. den entsprechenden Oberbehörden unterstellt waren. Andere Freiheiten hatten sie wieder gemeinsam mit den köllmischen Gütern.

Erwähnenswert sind einige Untaten aus der Chronik der Wargener Kirchengemeinde, die seinerzeit ein gewisses Aufsehen erregten. Im Jahre 1499 wurden zwei Brüder Gaudecker, die einen Standesgenossen erschlagen hatten, durch den Königsberger Hauskomtur verurteilt, zunächst öffentlich die Vergebung des gebeugten Vaters anzuflehen und dann nach Rom zu ziehen, um dort vom Papst Vergebung der Sünden zu erhalten. Ferner hatten sie im Wallfahrtsort Compostella in Spanien Ablaß zu verlangen und schließlich in ihrer Heimatpfarre Wargen ein Kreuz mit dem Bilde des Erlösers zu errichten. Dann wurde 1712 eine Instmannsfrau in Wargen hingerichtet, die ihre vier Kinder ermorden wollte, von denen aber zwei am Leben blieben. Angeblich wollte sie ihre Kinder nicht in Untertänigkeit geraten lassen; ein recht belastendes Zeugnis für die damaligen Hörigkeitsverhältnisse.

Eigenartig war der Aufruhr der Wargener Bauern anläßlich der Einführung der neuen Gerichtsordnung im Jahre 1873, von der sie besondere Nachteile befürchteten. — Der Weltkrieg forderte aus dem Kirchspiel 135 Opfer.

Naturliebe ist Heimatliebe, wir schaffen durch sie das natürliche Fundament für die gesunde Entwicklung unseres Volkes.

Wargen, Mednicken, Warglitten-Preyl.

Das Herz des Wargener Kirchspiels, gleichzeitig aber auch landschaftlich sein schönster Punkt ist das von seinen zwei größten Gutskomplexen Warglitten-Preyl und Mednicken umschlossene Kirchdorf Wargen.

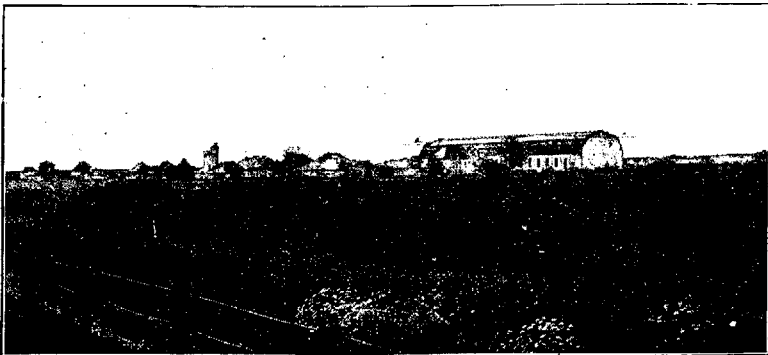
Dem Wanderer, der diesen engeren Teil des Wargener Gebietes kennen lernen will, bieten sich hierfür verschiedene Zugangsmöglichkeiten. Südlich führt uns

dorthin die Pillauer Bahn, wobei man als Ausgangspunkt die Wahl zwischen Metgethen oder Seerappen hat. Von der Bahnstation Metgethen, jetzt zum Landkreise Königsberg, früher zum Wargener Kammeramt gehörend, führt ein Fußweg durch mooriges Gelände links am Gut vorbei zunächst nach dem am Landgraben liegenden Rablacken. Von hier kann man Wargen direkt, oder auch links abbiegend durch ein Wäld-



Der Pillauer Bahnhof, auch Lizentbahnhof genannt.

chen über Warglitten erreichen. Wählt man die Bahnstation Seerappen, so kommt man durch das etwas nördlicher gelegene Dorf gleichen Namens, einstmals altpreußisch Surappine und den an einem Flößchen — hier das Greibauer Mühlenfließ — gelegenen Ort bedeutend. Der Ort besteht eigentlich aus zwei Teilen: dem Dorf und einem zu Rogehnen gehörenden Vorwerk. Gut aufgehoben ist man in dem freundlichen Gasthause des 1919 209 Bewohner zählenden Dorfes.



Der Luftschiffhafen Seerappen 1920.

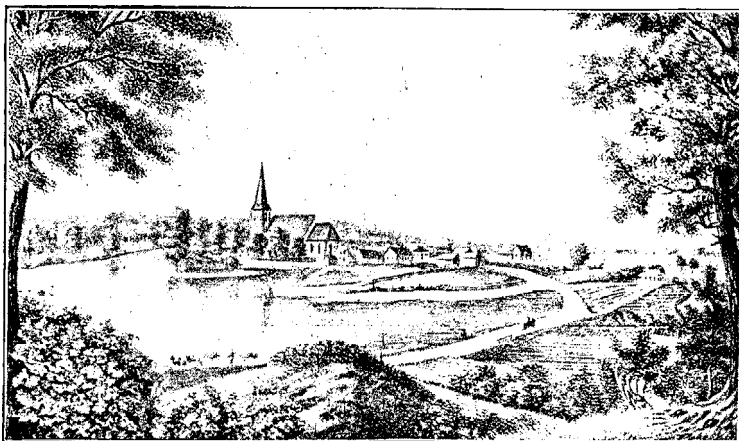
Weit bekannt ist Seerappen durch seinen im Weltkrieg 1915/17 erbauten Luftschiffhafen geworden, der gleichzeitig die Zentrale des Marine-Luftschiffwesens für die östliche Ostsee war; weitere Häfen befanden sich in Seddin (Pommern) und Wainoden (Kurland). Die mächtige Halle, eine der bedeutendsten Anlagen ihrer Art, bot zwei, ja selbst drei großen Luftschiffen bequeme Unterkunft. Erbaut war sie in gewaltiger Eisenkonstruktion, bedeckt mit künstlichen Schieferplatten; auf einer 7200 Quadratmeter großen Fläche erhob sie sich in 50 Meter Höhe, weithin die Gegend beherrschend. Eine kleine, aber nicht ganz fertig gewordene Stadt für sich bildeten die verschiedenartigsten Baulichkeiten, wie die Kaserne, die Wasserstoffgasanstalt u. a. neben der Halle, in denen während des Krieges eine Marineflugabteilung untergebracht war.

Das Versailler Diktat bereitete der stolzen Anlage, die auch wohlgeeignet für friedlich kulturelle Zwecke erschien, ein vorzeitiges Ende. Von hier aus trat am 19. November 1920 das letzte zur Auslieferung bestimmte Kriegsluftschiff L. Z 120 nach ruhmvollen Taten seine Reise nach Italien an; die Halle soll ihm nach Mailand folgen. Die Baulichkeiten dienten nach der von den Mannschaften dieser Station reichlich geförderten Staatsumwälzung der Unterbringung von Heimatschutz- und Reichswehrtruppen.

Auf kürzerem und hübscherem Wege ist Wargen von der Haltestelle Mednicken der Samlandbahn aus erreichbar, ein Vorzug dieses Ausgangspunktes ist auch die häufigere Zugfolge dorthin.

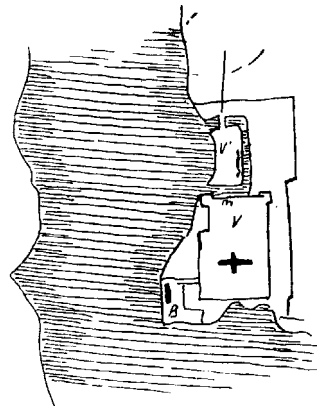
Wargen.

Auf einer lieblich in den Kirchenteich vorspringenden Halbinsel liegen Kirche und Pfarrgebäude Wargens; ihnen sich anschließend die wenigen sonstigen Wohnstätten des Ortes. Schon in der Vorordenszeit soll auf diesem Platz eine altpreußische Wallburg gestanden haben, auf deren Stelle dann das Haus des Wargener Kammeramtes errichtet wurde. Auch die Erinnerung an diese Zwingburg des Ordens wäre schon erloschen, wenn nicht bedeutende Reste von ihr beim Bau der Kirche Wargens Verwendung gefunden hätten und sich dadurch in unsere Zeit hinüberretteten. Jedenfalls ist es nicht angängig, wie es noch vielfach geschieht, überhaupt die ehemalige Existenz einer Burg hierselbst zu bezweifeln.

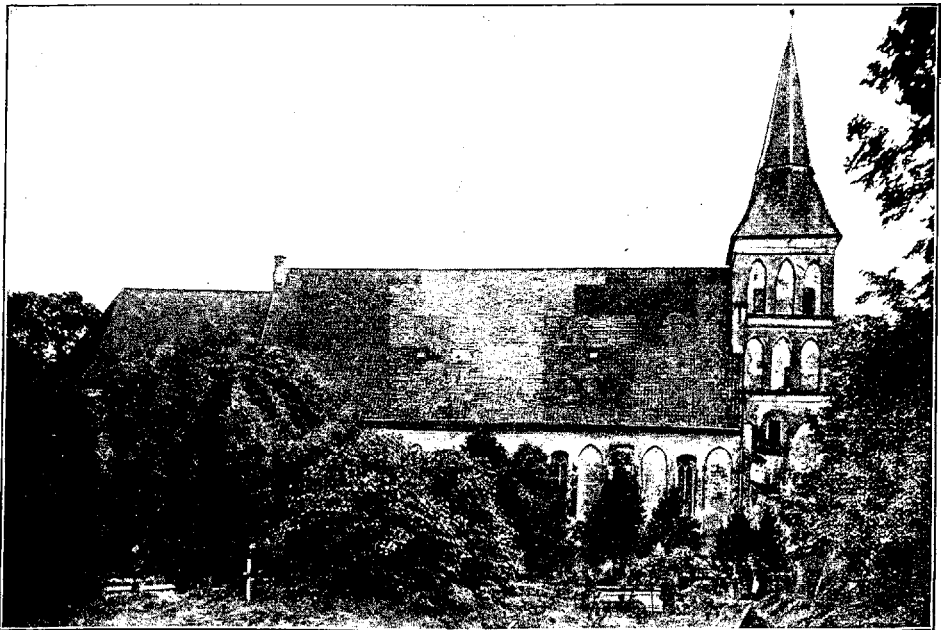


Wargen um 1850. Nach einer Lithographie.

Die Größe der Burg und der Umfang der Burganlage dürften die gleichen wie die der anderen samländischen Ordenshäuser gewesen sein; hier nahmen sie den ganzen Platz ein, der jetzt vom Kirchhof und der Kirche bedeckt wird. Die nebenstehende, jedoch wohl nicht ganz richtige Giesesche Zeichnung gibt einen guten Anhalt für die Lage der Burg. In ihrem Südflügel befand sich die Burgkapelle, die uns in dem Chor und der Sakristei der Kirche erhalten ist; unter Hinzunahme anderer Räumlichkeiten der Burg entstand dann die Kirche in ihrer jetzigen Gestalt. Ihre Länge gibt uns einen Anhalt für die des ganzen ehemaligen Südflügels, dessen östlicher Teil hier, wie in allen Ordensburgen des Samlandes, von der Kapelle eingenommen wurde. Den alten Burgturm finden wir mit ziemlicher Sicherheit in dem Kirchturm wieder; Fundamente der Umfassungsmauer dienen noch heute zum Abschluß des Kirchhofes. Der nördlich von dieser gelegene grabenartige Einschnitt trennte Haupt- und Vorburg. Der Verfall der 1388 als „Flyhaus“ bezeichneten Wargener Burg dürfte um 1500 begonnen haben, denn 1507 wird sie als nicht mehr zur Verteidigung geeignet befunden. 1539 erhielt Jorgen von Canitz auf Mednicken das Haus unter den Bedingungen verschrieben, daß er es in gutem baulichem Zustand erhält, daß er einen Wächter bestelle und die Gefangenen bespeist, ferner für Besuche des Herzogs, des Landvogtes u. a. Gemächer in der Burg bereit hält. 1561 kam die wüst gewordene Stelle des Amtshauses an Wilhelm Thiesel von Taltitz, dessen Sohn sie 1593 für 50 preußische Mark wieder an Christoph von Kanitz abtrat, der das „an die Kirche anstoßende Schlößlein“ schließlich 1611 der Kirche Wargen schenkte. Um 1600 erwähnte Caspar Stein noch die Burg, Bock findet aber 1780 nur noch Reste von ihr. Eine



Lageplan der Wargener Burg. Nach Giese.

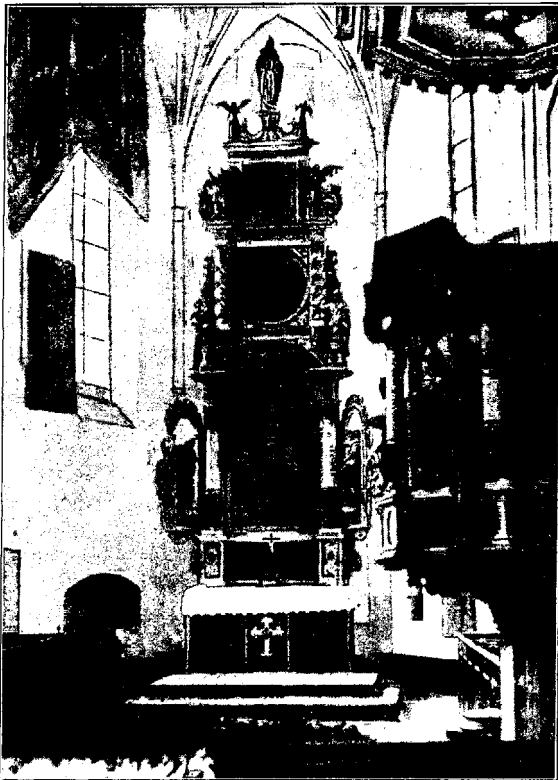


Blick auf die Nordseite der Kirche in Wargen.

Nachricht aus dem Jahre 1436 spricht auch von einem gewesenen Richthaus in Wargen.

Durch diese Angaben dürften sich die auseinandergehenden Meinungen über das Alter der Kirche etwas klären, sie ist in ihrer jetzigen Gestalt vermutlich am Ende des sechzehnten Jahrhunderts entstanden. Die ganze Kirche ist ein Rohziegelbau, der dann in neuerer Zeit verputzt und schließlich gelb getüncht wurde.

Der schönste Teil der Kirche ist mit seinem vortrefflichen achteiligen Sterngewölbe der wunderschöne fünfseitige Chor, der sicher noch aus der Zeit der Erbauung der Burg, also etwa aus den Jahren 1270 bis 1280 stammt, wenn auch das



Chor der Kirche in Wargen.

Gewölbe vermutlich einer späteren Zeit angehört. Von den aus Holz geschnittenen Schlußverzierungen der Rippen zeigt eine das Ordenswappen; schöne Sterngewölbe hat auch die Sakristei. Das Langhaus trägt die alte Bedachungsart durch Mönche und Nonnen, wie die Dachziegel dieser Form nach alter Überlieferung genannt werden. Der das Langhaus nur wenig überragende Turm war ursprünglich mit Schindeln gedeckt, jetzt ist er mit Kupfer beschlagen; dieser Belag wurde 1906 teilweise erneuert.

Der Altar der Kirche ist aus dem Jahre 1672; auf der an ihm befindlichen Darstellung des Abendmahls soll die Figur des Johannes den damaligen Pfarrer Glambeck darstellen. Die im Chor hängende kupferne Trauerfahne ist ein Andenken an den 1653 in Mednicken geborenen Generalmajor Christoph Alb. von Kanitz, der in italienischen Diensten gegen Frankreich focht und 1711 hierbei starb.

Weiter befindet sich hier ein Epitaph mit dem von Wallenrodt'schen Wappen, sowie zwei gute Ölbilder von Luther und Huß. Die Taufe stammt aus dem Jahre 1722, ein altes granitenes Weihwasserbecken liegt außerhalb der Kirche auf deren Südseite.

Die Kanzel, das Geschenk des Königsberger Professors Tydäus, eines Schwagers des Pfarrers Glambeck, ist 1668 errichtet; beachtenswert an ihr ist die aus älterer Zeit stammende schöne Figur des Erzengels Michael. Das neue Gehäuse der Orgel wurde 1912 angefertigt. An der Schwelle des Haupteinganges am Turm liegt das durch eine Grabplatte gekennzeichnete Erbbegräbnis der Familie von Derschau, unter dem Brasnicker Chor ruht ein früherer Bürgermeister Königsbergs, Reinhold von Werner.

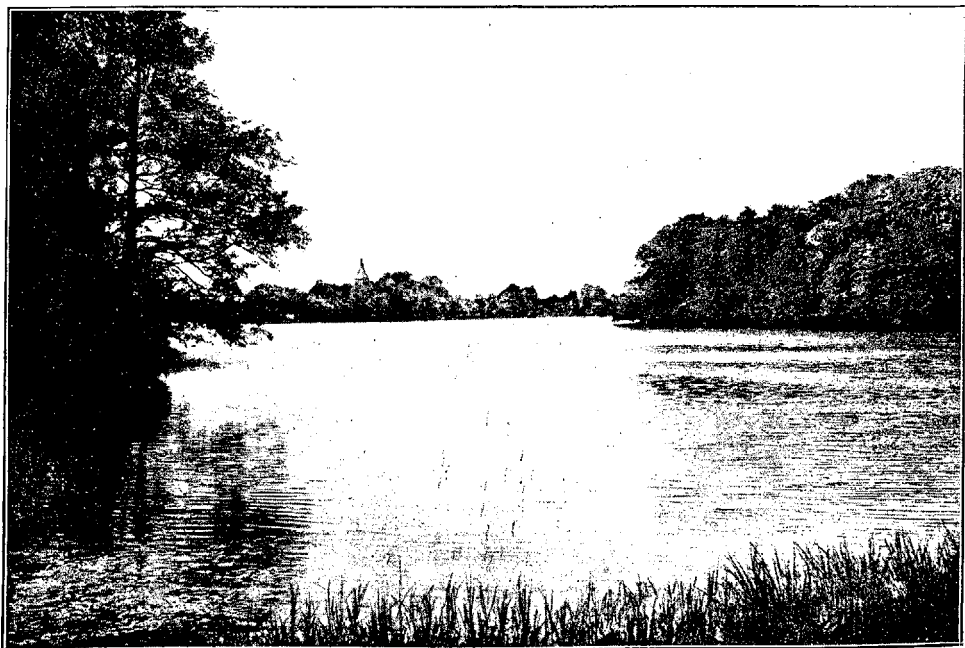
Die Kirche erhielt 1906 Zentralheizung, sie befindet sich auch sonst in gutem baulichen Zustand, da aus früherer opferwilliger Zeit der Gemeinde hierfür Gelder zur Verfügung stehen, so daß diese für laufende Verbesserungen nicht besonders herangezogen werden braucht.

Das Kirchspiel Wargen ist eins der größten und wohlhabendsten im Samland, betrug doch das Gehalt allein früher fast das Doppelte des der meisten anderen samländischen Pfarrstellen. 1622 schenkte Salomon von Kanitz der Pfarre eine Hufe Landes zum Unterhalt eines „Caplans“, eine weitere Hufe schenkte um die gleiche Zeit der Oberforstmeister von Foller, wofür er ein Gestühl im Chor erhielt.

Ein geborener Wargener und der Sohn des dort ansässigen Justin war Ambrosius, er erhielt 1377 ein Kanonikat im Bistum Dorpat, eine gleiche Stelle hatte bereits 1364 ein anderer samländischer Kleriker Busse, der wie Ambrosius in Montpellier studiert hatte, dort erhalten. Einen guten Ruf als Theologe hatte auch der in Wargen geborene Pfarrer Michael Weber, der 1735 in Rastenburg starb.

Von den Pfarrern der Kirche Wargen selbst möge zunächst jener Manitius genannt sein, der als erster den Versuch zur Einführung der Seidenraupenzucht in Preußen machte. 1726 verschrieb er einige Maulbeerbäume aus dem Brandenburgischen und pflanzte sie um die Kirche herum; in zehn Jahren waren diese soweit gediehen, daß er die ersten Seidenwürmer daran aussetzen konnte. Ob das Unternehmen einen weiteren Erfolg hatte, ist unbekannt, jedenfalls vernichtete der Unverstand des Volkes viele Bäume, und 1740 ging durch einen strengen Winter auch der letzte Baum ein. Schließlich starb 1821 in Wargen der als Schriftsteller und Dichter bekannte Pfarrer Gerber.

Einige Porträts in der Kirche erinnern an noch andere Pfarrer der Gemeinde, so außer an den erwähnten Manitius an Julius Ulmer, dem die Kirche eine eingehende Chronik verdankt. Daß auch Wargen in alter Zeit Kirchentolken hatte,



Der Wargener Kirchenteich, vom Preyl gesehen.

geht aus einer Notiz des Großen Ämterbuches des Ordens hervor, nach der um 1400 ein Tolke Niclos für die Berechtigung des Bierbrauens in einem Kessel drei Fierdung zahlte. Aus der Wargener Kirchenchronik sind einige Zahlen aus der Bevölkerungsbewegung bemerkenswert. So wurden z. B. in dem Jahrzehnt 1641 bis 1650 in der Gemeinde 766 Kinder getauft und es starben 414 Personen; für das Jahrzehnt 1811 bis 1821 waren die gleichen Zahlen 1662 und 1048; das Wargener Kirchspiel konnte sich also sehen lassen. Die Gesamtzahl der Kirchspielsangehörigen betrug 1766 2760 Personen, 1835 etwa 4000 und jetzt etwa 5000.

Das Kirchdorf Wargen selbst war stets unbedeutend, ja die Einwohnerzahl ging sogar zeitweise noch zurück, so hatte es 1858 98 und 1895 141 Einwohner gegen 190 des Jahres 1844; 1919 betrug sie 154. Die zweiklassige Schule ist als Kirchscheule sehr alt; in einem Visitationsbericht des Bischofs Mörlein aus der Zeit des Herzogs Albrecht heißt es von ihr, „daß die Eltern ihre Kinder aus Unverstand nicht zur Schule schicken, daher soll der Pfarrer öfters dazu auffordern“. Sehr hübsch liegt am Kirchenteich das Gasthaus, ein beliebter Ruhepunkt der zahlreichen Ausflügler nach Wargen.

Ein eigenartiges Volksfest war bis zum Jahre 1847 die am Montag vor Michaelis abgehaltene „Wargener Messe“. Gedruckte Einladungen in poetischer Form luden die Bewohner Königsbergs und der Umgebung zu diesem Jahrmarkt ein, denen dann auch in Scharen Folge geleistet wurde. Der Rückmarsch entlang dem Landgraben nach Königsberg gestaltete sich durch allerlei Verkleidungen und Ulk zu einem förmlichen Faschingszug; das Revolutionsjahr 1848 machte dem harmlosen Fest leider ein Ende.

Die Anziehungskraft Wargens, von dem Passarge sagt, „daß es wie ein holdes Märchen liegt und das selbst ein Maler nicht schöner hätte anordnen können“, beruht auf seiner Lage an dem langgestreckten Kirchenteich. Dieser ist eine bereits zur Zeit des Ordens bestehende künstliche Stauanlage, die ihren Abschluß in dem Damm bei Preyl findet, über dessen Krone einst die Postroute nach Pillau und jetzt die Kunststraße führt. Der Südabfall des Dammes gibt einen guten Anhalt über die Tiefe des Teiches an dieser Stelle, der sich nach Norden zu natürlich verflacht.

Der südliche Teil des Teiches gehört zur Kirche Wargen. Über die Besetzung des ganzen Teiches mit Karpfen und der alle fünf Jahre stattfindenden Besamung mit diesen wurde 1648 ein Vertrag mit der Familie von Kanitz geschlossen, der früher der nördliche Abschnitt des Teiches gehörte. Da der sanitäre Zustand des für den Landgraben und dadurch für die Königsberger Wasserverhältnisse sehr wichtigen Teiches sich recht ungünstig gestaltete, kam es 1890 zwischen den Beteiligten zu einer Regelung seiner Besitz- und Nutzungsrechte. Nach dieser erhielt die Stadt Königsberg den nördlichen Teil des Teiches, die dann am Ostufer, und zwar wo der Landgraben seinen Lauf beginnt, das dort stehende freundliche Häuschen als Wohnung eines Aufsehers erbauen ließ.

Wunderschön ist der vom Wasseramt der Stadt Königsberg am nördlichen Teichteil angelegte Fußweg mit Ausblicken, deren einer immer lieblicher als der andere ist. Noch stimmungsvoller ist aber das kleine zu Mednicken gehörende Wäldchen am Nordende des Teiches mit den von dem Besitzer Mednickens wohlgepflegten Resten einer alten Schanze. Nähere Kenner der Gegend, wie auch der verstorbene Pfarrer Henkys in Wargen, halten sie für den Teil einer größeren Befestigungsanlage, die sich einst von hier bis zum Preyler Schloßberg erstreckt

haben soll; auch den Kirchenteich will man als eine bereits von den alten Preußen zum weiteren Schutz der Schanze gebaute künstliche Stauanlage ansehen. Der Beweis dafür ist allerdings noch zu erbringen.

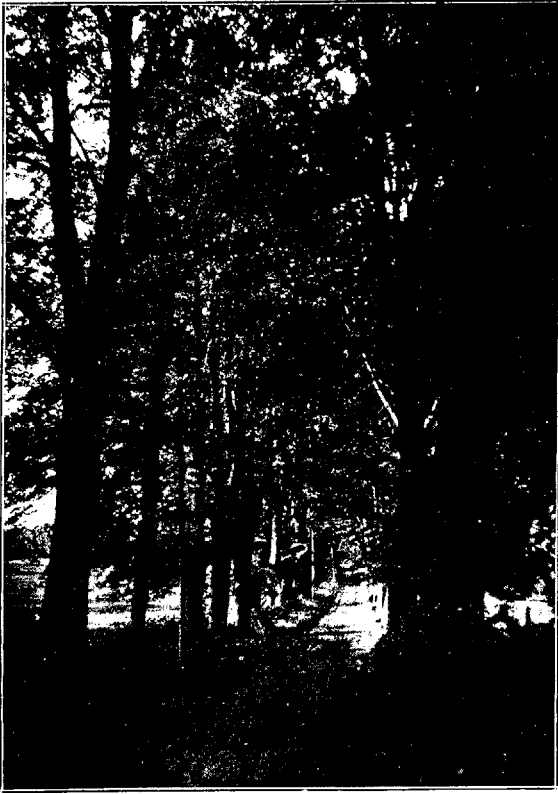
Mednicken.

Nördlich von Wargen, eng sich an diese Ortschaft anschließend, liegt der gräflich von Kanitz'sche Güterbesitz Mednicken. Mit seinen Vorwerken Mühlfeld und Bugsienen, und dem zu ihm gehörenden Tannen- und Pilzenkrug hat der Gutskomplex einen Umfang von 884 Hektar; fast ein Viertel des Gutes ist aber noch mit jenem Wald bestanden, von dem es seinen Namen führt, bedeutet doch dieser „die am Holz wohnenden Leute“. Die Ländereien dieser Gegend „prope villam Mednicken“ wurden um 1288 dem Sudauer Gedete verliehen, nachdem ihr früherer Besitzer, der gegen den Orden aufsässig gewordene Preuße Schardune, flüchtig geworden war; dieses verhinderte aber nicht, daß wir ihn später wieder unter den treuen Withingen im Wargenschen aufgeführt finden. Von Gedete kamen die Güter an seinen Sohn Luprecht, dem sie 1328 neu bestätigt werden. Die Familie starb, nachdem wir einen Nachkommen von ihr unter dem Hochmeister Winrich von Kniprode sogar als „Ritter“ bezeichnet finden, im fünfzehnten Jahrhundert aus. Da ihr Besitz sich bis nach Juditten hin erstreckte, ist dieser Ortsname vielleicht mit auf diese Familie zurückzuführen, obgleich er bereits 1281 als villa Gaudithin vorkommt. 1488 kam Mednicken an die preußische Familie der Packmohrs, um dann 1491 in den Besitz der von Kanitz überzugehen.

Hans von Kanitz, aus sächsischem Geschlecht stammend, übernahm damals Mednicken und Quanditten im Umtausch gegen die ihm vom Orden verpfändete Stadt Allenburg, und wenn die Jahrhunderte auch mancherlei Veränderungen im Umfang der Güter herbeiführten, blieb doch Mednicken als Stammgut selbst stets hiervon unberührt. Mednicken mit seinem unscheinbaren Gutshaus ist daher eins der ganz wenigen Güter des Samlandes, das durch Jahrhunderte in derselben Familie verblieb.

Bedeutenden Vergrößerungen unterlag der Kanitz'sche Besitz im sechzehnten Jahrhundert. So erwarb die Familie 1533 das Vorwerk Mühlfeld mit der Wassermühle, 1539 das Schloß Wargen, 1563 von David Boxin Bugsienen, damals Boxinen und später Buchsenen heißend, und 1564 den am Süden des Pilzenteiches liegenden Pilzenkrug, vormals Placklauken. Da um 1530 auch die Güter Rosignaiten, Strittkeim, Willgaiten, Warglitten und Alkehnen in Kanitz'schem Besitz genannt werden, ferner 1569 Katzenblick und Goldschmiede, sowie 1608 auch Dommelkeim, so war der Umfang der von Kanitz'schen Güter zeitweilig ein ganz bedeutender. Das Jahr 1619 brachte eine Aufteilung der Güter unter drei Gebrüder Kanitz; weitere Teilungen und Verkäufe folgten 1646, und 1652 kam Alkehnen an die von Auer, 1672 Katzenblick, Saggehenen und Strittkeim an die Familie von Röder und 1681 Dommelkeim an C. W. von Derschau.

Nachdem die restlichen Güter 1762 Fideikomiß geworden, pachtete sie 1781 der Amtmann Rauschnig, in dessen Familie die Pacht bis 1899, also durch 118 Jahre blieb, auch dieses gewiß ein seltener Fall von Bodenständigkeit. Innerhalb dieser Periode fiel Bugsienen 1839 wieder an Mednicken. Nach Ablauf der Rauschnig'schen Verwaltung und anderweitiger Verpachtung, darunter auch eine zweijährige Bewirtschaftung durch die Familie von Lehdorff, übernahm die gräfliche Familie von Kanitz Mednicken wieder in eigene Bewirtschaftung. Ein trauriges Schicksal

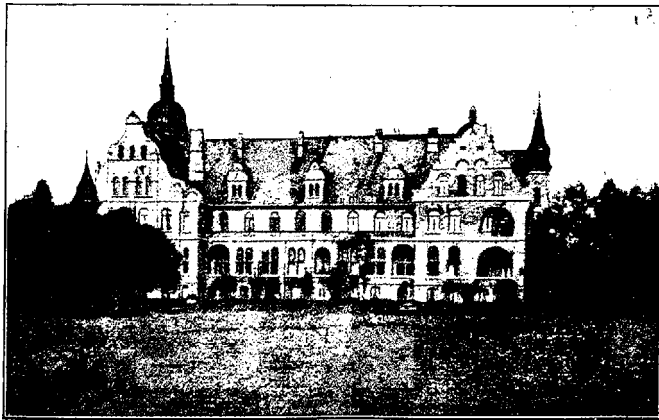


Allee nach Mednicken.

der Galtgarbenbesucher, ist ein mehr als einfaches Gasthaus, das sich aber stolz „Restaurant mit Familiensalon“ nennt. Bemerkenswert ist das hier auf 52 Meter ansteigende hügelige Gelände, an dem der kleine Friedhof für die benachbarten Güter liegt.

verhinderte aber seine Übernahme durch das hierfür bestimmte Mitglied der Familie, das als Legationsrat während des Krieges in Teheran ermordet wurde. Der 1919 220 Einwohner zählende Gutsbezirk hat in Mednicken seine bereits mehrere Jahrhunderte bestehende ehemals adlige Schule.

Einen tiefen Eindruck erhält der Besucher von der auf Mednicker Gebiet am Nordende des Wargener Mühlenteiches liegenden bereits genannten alt-preußischen Schanze; der herrliche Baumbestand dieses Wäldchens dankt der Heimatliebe des Besitzers seine Erhaltung. Bekannt ist auch die prächtige von Wargen nach Mednicken führende und von Malern häufig dargestellte Lindenallee. Der vom Hauptgut ziemlich entfernt am Nordende des gegen 2½ Kilometer langen, stark verlandeten Pilzenteiches liegende Tannenkrug, einst eine beliebte Station



Schloß Preyl von der Landseite.

Warglitten-Preyl.

Wie Wargen im Norden von Mednicken, so wird es nach Süden und Südwesten von dem Besitz der gräflichen Familie von Lehndorff umgeben. Auf dem teilweise bis zur Pillauer Bahn reichenden Gelände liegen die zu ihm gehörenden Güter Warglitten-Preyl mit 347, Landkeim mit 275, Lehndorff mit 303 und Regitten nebst Greibau mit 256 Hektar, hiervon insgesamt 165 Hektar auf Wald entfallend. Dem Besitzwechsel aller dieser Güter im Laufe der Jahrhunderte nachzugehen, würde fast einer Aufzählung des Wargenschen Adels gleichkommen.

Von altpreußischen Familien saßen auf ihnen in erster Linie die Gaudeckers, in diesem Zweig auch Segeler oder Sigler genannt; der dicht bei Wargen befindliche, zumeist abgelassene Siglerteich erinnert an sie. Auf Regitten wird ein Bartuch von Rogithen genannt. Auf Warglitten finden wir dann von deutschen Besitzern in bunter Reihenfolge die adligen Familien der Beseleden, Brederlow,



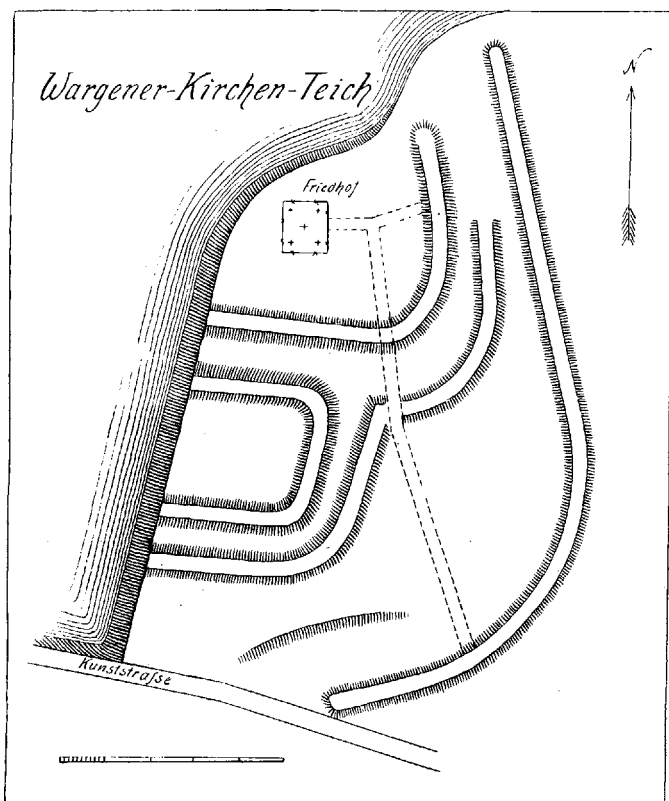
Wallanlagen des Preyler Schloßberges.

Dorsch, Hahnenfeld, Haubitz, Haßberg, Kikoll, Kohndorff, Röder und Tettau; auch die Bernstein-Jasken sind vertreten und 1790 besaß es der Hofpostdirektor Kurow. Warglitten, dessen adlige Qualität auf das Jahr 1529 zurückgeht, ist jetzt ein Vorwerk von Preyl, in dessen Nähe auf einer Anhöhe der Friedhof des Gutes mit bemerkenswerten älteren Grabsteinen liegt. Beachtenswert sind im Ort eine alte Weide und ein größerer alter Rosenstock.

Auf dem 1278 erwähnten Felde Layden liegt Lehndorff, früher Groß- und Klein Lehden, letzteres auch zeitweilig zu Regitten gehörend, jetzt ein selbständiger, der Familie von Lehndorff gehörender Gutsbezirk. Eins der Hauptgüter im Wargenschen ist das in sehr fruchtbarer Gegend liegende Landkeim, das altpreußische Lankayne, mit einem Adelsprivileg vom Jahre 1560. Mit seinem Besitz finden wir die Familien von Gnadkau, Kreytzen, Röder, Mericke und Wallenrodt verknüpft; namentlich unter letzterer Familie war der Garten des Gutes durch seine Pflege und reichen Erträge berühmt. Auf Landkeim treffen wir auch den herzoglichen Rüstmeister Hans Foller, der wohl durch Darlehne an den Herzog

Albrecht dahin gelangte; daß dieser ihm am 20. September 1570 auch Mischenhofen mit Bakelfeld, Zielkeim, Quanditten, Regitten, Condehnen, Willgaiten, den Preyler Hütenberg und den Praalkrug, Perkucken, Sporwitten usw. verlieh, so daß Foller im Besitz eines sehr großen Teiles des Wargenschen Kammeramtes war.

Das letzte der Güter der Familie von Lehndorff, Regitten, soll ursprünglich Kanthayne geheißen haben, 1400 finden wir es aber bereits als Rugiten, auch Rogithen; seine Adelsmatrikel stammt aus dem Jahre 1570, um die damalige Zeit hatte es der obengenannte Rüstmeister von Foller von dem verstorbenen Hofmarschall von Röder gekauft. Mit dem bedeutenden Umfang von 40 Hufen war es um 1650 im Besitz eines Andreas von Auer, 1700 einer Witwe des Obersten von Borentien,



Lageplan des Schloßberges bei Preyl.

und ein Jahrhundert später in dem eines Hauptmanns von Brünn; damals wird Regitten als aus einem adligen Gut und einem adligen Vorwerk bestehend genannt, auch gehörte zu ihm ein Waldhaus. Mit Regitten zumeist verbunden war das Mühlengut, auch als adliges Erbpachtsgut bezeichnete Greibau, eine alte Ordensmühle an dem Fließ gleichen Namens. Regitten ist seit 1883, Greibau seit 1895 Familienbesitz.

Der Hauptsitz der Familie von Lehndorff, die altpreußischen Ursprungs ist und ihren Namen auf die im Bezirk Rheden liegende Ortschaft Logendorff bis in das Jahr 1250 zurückführt, ist seit einigen Jahrzehnten das herrlich

am Wargener Mühlenteich gelegene Preyl. Ursprünglich stand hier schon in der Ordenszeit der zu Regitten gehörende Praal-, 1790 auch Preuel-Krug. Preyl ist wohl altpreußischen Ursprunges, denn auf ihm werden, als einzigem Ort des Samlandes, drei preußische — diese zum Unterschied von den litauischen — Kunige genannt. Zeitweilig war Preyl ein Vorwerk von Warglitten, jetzt liegt eigentlich das umgekehrte Verhältnis vor. An Einwohnern hatten 1919 Warglitten-Preyl 185 und Lehndorff 102 Personen.

Das zu den eindrucksvollsten Gebäuden des Samlandes gehörende Schloß mit seinen großen Gartenanlagen wurde zur Zeit des Grafen Heinrich von Lehndorff 1890 bis 1894 erbaut. Im Garten des Schlosses befindet sich ein Granitfindling mit einer auf den Besuch Kaiser Wilhelms des Großen bei seinem Generaladjutanten

am 8. September 1879 hinweisenden Inschrift. Heinrich von Lehndorff war am 1. April 1829 in Steinort geboren, wurde Offizier und war seit 1866 bis zum Tode Kaiser Wilhelms I. dessen ständiger Adjutant und unzertrennlicher Begleiter; nach dem Tode des Kaisers wurde er General der Kavallerie. Am 25. April 1905 starb Graf von Lehndorff in Preyl, er war stets ein treuer Sohn seiner Heimat; seine von alten Baumwipfeln umrauschte letzte Ruhestätte fand er auf dem nahen Schloßberg.

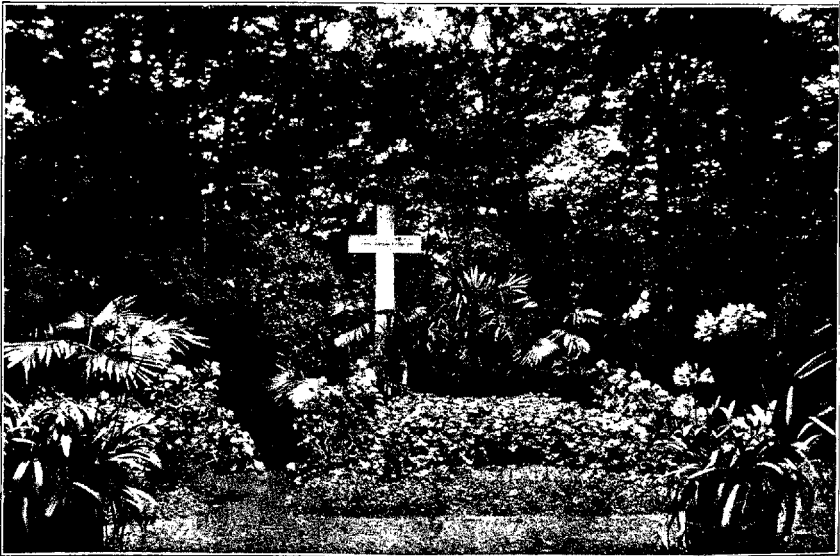


Graf Heinrich von Lehndorff.

Dieser auf der Ostseite des Teiches gegenüber dem Schloß liegende altpreußische Burgwall gehört zu den bedeutendsten seiner Art im Samlande. Eine Wanderung auf dieser tausendjährige Erinnerungen wachrufenden Stätte gehört zu den weihvollsten des Samlandes; liebevoll von seinen Besitzern gepflegt, ist der Schloßberg in seiner Schönheit eine große Sehenswürdigkeit.

Das Plateau des Schloßberges wird von mehreren parallel laufenden Gräben und Wällen umgeben; zum Teich fällt die ganze Anlage steil ab. Eine Fortsetzung findet der Burgwall auf der anderen Seite der Kunststraße, deren Bau ihn teilweise zerstörte; dem Charakter nach ist die ganze Anlage eine Hochburg mit verschanztem Lager.

Vor etwa hundert Jahren schmückte ein Vorfahr der Lehndorffs den Schloßberg mit einer Anzahl stimmungsvoller, Erinnerungssprüche tragenden Kreuzen und Tafeln, von denen noch jetzt Reste vorhanden sind. Inmitten des Burgwalles aber stand eine Säule mit der Inschrift: Den Urbewohnern dieses Hains in tiefster Ehrfurcht einer ihrer Enkel. 1824. Erwähnt möge noch sein, daß vor etwa 150 Jahren hier ein Vorwerk den Namen Wallberg führte.



Ruhestätte der Familie von Lehndorff auf dem Schloßberge bei Preyl.

Die weiteren Güter und Dörfer des Kirchspiels Wargen.

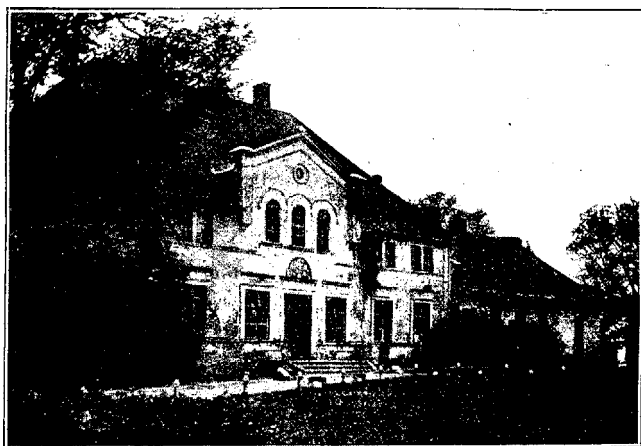
Nicht allein die angeführten Güter des engeren Wargener Gebietes, sondern auch fast der gesamte sonstige Landbesitz des Kirchspiels hatte früher adlige Qualität, und noch um 1750 heißt es: „es sind allda viele adlige Ritterhöfe eingepfarrt“. Fanden wir z. B. in dem benachbarten Kirchspiel Pobethen noch vor fünfzig Jahren nur zwei adlige Güter, so hatte Wargen deren zweiundzwanzig ohne die fünfzehn adligen Vorwerke, die zum Teil mittlerweile auch selbständige Güter wurden und als solche diesen Charakter annahmen.

Westlich von Wargen liegen die adligen Güter Kornieten, Rogehnen, Laserkeim, Barsenicken, Taukitten, Dommelkeim und Barrücken. Auf Kornieten saß die altpreußische Familie Karniethe, das zu ihm gehörende, bereits 1261 als Karkainis erwähnte Korkehnen — von Karkis, einem Preußen —, ferner Seerappen, sind Vorwerke dieses Gutes; in Korkehnen befindet sich eine vierklassige Schule für diese Gegend. Das größte Gut mit etwa 560 Hektar, davon 73 Hektar Wald, ist Rogehnen, 1322 Rogen Roggenfeld genannt. Eingegangen ist das früher zu ihm gehörende Vorwerk Rockelkeim, so benannt nach dem hier angesiedelten Sudauer Rukals. Kleineren Umfanges sind die Güter Laserkeim — seit 1629 ein adliges Gut —, früher ein Vorwerk von Warglitten, zeitweilig auch von Landkeim; Barsenicken, einst ein Hauptsitz der Gaudeckers und mit seinem Privilegium von 1333 das älteste Rittergut im Wargenschen; Taukitten, von taukis = Fett, Schmalz, mit einem Adelsprivileg von 1379; Barrücken mit solchem aus dem Jahre 1518 und Dommelkeim; hier selbst ist eine zweiklassige Schule.

Am Wassergebiet des Greibauer Mühlenfließes auf recht günstigem Boden liegen die Güter Willgaiten und Quanditten. Willgaiten, bestehend aus dem adligen und dem köllmischen Gut Willgaiten, von denen das letztere früher ein aus sechs Bauernstellen bestehendes köllmisches Freidorf war, wird 1300 Wilchyten genannt, altpreußisch eine Wolfsgegend bezeichnend. Die Erweiterungsanlagen der Königsberger Wasserleitung brachten es mit sich, daß das adlige Willgaiten in den Besitz dieser Stadt gelangte. Der frühere „Wilgaitische Krug“ gehörte zu Mednicken. Quanditten mit seinen Vorwerken Taplacken und Ernstgrund ist mit etwa 750 Hektar eines der größten Güter des Wargener Kirchspiels; den Namen soll es von dem Altpreußen Quante herleiten, seinen adligen Charakter erhielt es 1570. Ende des siebzehnten Jahrhunderts war es im Besitz der Witwe des aus der preußischen Geschichte bekannten Stallmeisters von Froben, die es 1706 weiter verkaufte; später war es Eigentum der Lehwald-Buddenbrockschen Stiftung und 1805 wurde das Gut für 75000 Taler verkauft. Zu Quanditten gehört ein ziemlicher Waldbestand, so der südlich liegende Hohe Wald und ein Teil des nördlich gelegenen Wäldchens Christick. Das Vorwerk Taplacken hatte als selbständiges Gut früher einen Umfang von 26 Hufen, zeitweilig war es auch ein Vorwerk von Prilacken; der ehemals hier liegende Taplackenkrug ist eingegangen. Der Gutsbezirk Quanditten hatte 1919 240 Einwohner.

Die weiteren nordwestlich Wargens gelegenen Ortschaften sind köllmischen Charakters, so die Güter Parschwitz und Auschlacken, dieses 1388 als Aslawke = Eichenfeld genannt. Parschwitz war früher ein Vorwerk des im Rudauischen liegenden Gutes Kirschnehen; da hier ehemals die Straße nach den Stranddörfern vorbeiführte, hatte sich der Eulenkruge bei Parschwitz, da auch der südliche Ausläufer der Grünhoffer Forst mit dem Schulmeisterberg früher viel besucht wurde, regen Zuspruches zu erfreuen; jetzt ist er eingegangen, alte Linden bezeichnen seinen einstigen Standort. Von den in dieser Gegend liegenden Dörfern ist Elchdorf, das frühere Pojerstiten, ursprünglich Presistiten, das 1906 seinen Namen wechselte, seit Friedrich Wilhelm I. Schulort mit jetzt zwei Klassen; es hatte 1919 179 Einwohner. Rosignaiten, ursprünglich Rosingeyne, wurde bis in die neuere Zeit Rosignethen genannt. Nördlich des Pilzenteiches liegen noch die Güter Brasnicken und Waldhausen, dieses jetzt ein größerer wertvoller Besitz mit umfangreichem Waldanteil, nachdem er noch 1825 für 6000 Taler zum Verkauf kam. Brasnicken ist seit 1640 ein adliges und Waldhausen seit 1739 ein adlig-köllmisches Gut.

Nordöstlich von Wargen und der Samlandbahn liegen an den Kirchspiels- grenzen einige bedeutende Güter, die ihrem Namen nach auch weiteren Kreisen bekannt sind. Ursprünglich nur aus zwei Gutskomplexen, Goldschmiede und Mischen, bestehend, sind aus diesen einige weitere Güter mit gleichfalls noch großem Umfange entstanden.



Gutshaus Goldschmiede.

Goldschmiede hieß ursprünglich Eydiuwinne, dann Kattersgut, bis es Herzog Albrecht seinem Rate und Vizepräsidenten des Samländischen Bistums Aurifaber verlieh, der seinen deutschen Namen Goldschmied auch auf das Gut übertrug. Als solches finden wir es noch in späteren Zeiten, bis daraus ein Goldschmiede wurde. Die Familie erbaute 1608 das noch jetzt stehende Gutshaus, das 1652 umgebaut wurde und 1860 die Seitenflügel erhielt. Im Jahre 1652 ging das Gut an Ludwig von Auer, dem vierten Sohn unter zwölf Kindern eines Ludwig von Auer, über, der in erster Ehe mit einer Wayssel aus dieser altpreußischen Familie auf Nöpkeim, und zum zweiten Male mit einer Kirschendorff vermählt war, die ihm Gaffken mit in die Ehe brachte. Der Sohn Ludwig von Auers d. J., Ludwig Friedrich von Auer, gestorben 1724, machte aus Goldschmiede und Alkehnen ein Majorat; seitdem ist das Gut in diesem Umfang dauernd im Besitz der Familie geblieben. Ein früh verstorbener von Auer war, erst siebenundzwanzigjährig, Generalstabschef des Generals von Bülow im Befreiungskriege. Der Weltkrieg forderte zwei Söhne des Hauses, darunter auch den eigentlichen Anwärter auf das Erbe.

Beachtenswert ist der Park von Goldschmiede, der die Kreuzesform erkennen läßt, in der angeblich zur Ordenszeit die Gärten der dem Orden gehörenden

Lehngüter angelegt werden mußten, ohne daß bisher der Grund hierfür ersichtlich geworden ist. Vor dem Gutshaus steht ein altes Weihwasserbecken, das durch irgendeinen Zufall nach hier gelangte. Der Umfang Goldschmiedes mit dem Vorwerk Unter Alkehnen beträgt etwa 520 Hektar; die Schule hierselbst, als ehemalige Adelschule schon seit Jahrhunderten bestehend, ist dreiklassig. Die Einwohnerzahl des Gutsbezirkes war 1919 241 Personen.

Alkehnen, das jetzige Ober Alkehnen, bereits 1312 als Alkayne = die mit Erlen bestandene Viehweide urkundlich genannt, war in früherer Zeit lange im Besitz der altpreußischen Familie von Zwiebel oder Zweifel, die durch ihre große Körperstärke bekannt war, und unter der es auch 1476 sein Adelsprivileg erhielt. Am 2. Februar 1563 erhält ein Christoph von Zweifel den Hof zu Alkehnen erblich. Die Chronik berichtet von einem hier als Sohn eines Instmannes geborenen Peter Albrecht, der noch im Jahre 1793 als 123jähriger Greis in Königsberg lebte.



Alte Pappel im Fuchsberger Park.

Jetzt ist Ober Alkehnen wieder ein selbständiges Gut von etwa 450 Hektar, nachdem es seit 1861 ein Vorwerk von Fuchsberg war. Dicht bei Alkehnen lag bis vor einigen Jahrzehnten als Vorwerk von Alkehnen das eingegangene Gut Schlossershöfen, eigentlich Schlesiershöfen, so benannt nach Hermann Slesiger. Die Familie hieß eigentlich von Aulock nach einem Schlesier, der als Söldnerführer nach Preußen kam. Schlesiershöfen war im Jahre 1563 dem Christof von Zweifel und seiner Gemahlin Catharina auf Lebenszeit verschrieben worden, weil letztere lange im Dienste der Herzogin Anna Marie gestanden und auch ihre Ehe zustande gebracht hatte.

Fuchsberg, seit 1481 ein adliges Gut mit etwa 390 Hektar, liegt sehr reizvoll am Abhang des 69 Meter hohen Fuchsberges, des alten Cappogarwe, der einst eine heidnische Burganlage getragen haben soll. Die Anhöhe ist mit umfangreichen Parkanlagen bestanden; bemerkenswert ist in ihnen eine gewaltige Pappel. Das Gut hat einen größeren Waldanteil, wie überhaupt die ganze Gegend früher stark bewaldet war. So erstreckt sich der einen eigenen Wildnisbereiter habende Wergsche Wald, die Grünhoffer Forst, bis südöstlich Alkehnen und von Süden reichte die Wilky bis Goldschmiede heran. Ein früheres Vorwerk von Fuchsberg, Freudenthal, wurde 1810 abgebrochen, ein anderes, Sperlings genannt, wird um 1713 erwähnt.

Auch Fuchsberg war früher ein Besitz der von Auer, und da wohl kaum eine Familie so umfangreich im Samland begütert war wie diese, so dürften einige zusammenfassende Nachrichten über das Geschlecht und seinen samländischen Besitz am Platze sein. Die von Auer, aus Oberbayern stammend, werden erstmalig 1512 mit einem Klaus von Auer als Söldnerführer des Ordens in Preußen genannt; dieser machte sich besonders im polnischen Feldzuge in den Jahren 1519 bis 1521 um den Hochmeister Albrecht verdient. Sein Enkel war der bereits

erwähnte, durch seine Heiraten sehr reich gewordene Ludwig von Auer d. Ä., dessen sechs Söhne und deren weitere Nachkommen wir auf einer derartig großen Zahl von Gütern finden, daß ganze Bezirke des jetzigen Kreises Fischhausen abwechselnd als von Auer'scher Besitz erscheinen.

Der älteste Sohn, Carl Ernst, erhielt Gaffken und Damerau, der zweite, Friedrich, Nöpkeim. Da wir dann auch auf Lengniethen, Kirpehnen, Corjeiten, Linkau, Sacherau und Polennen die Familie finden, so war eigentlich einstmals das ganze Gebiet von Germau bis zur Domäne Fischhausen abwechselnd Eigentum der von Auer. Ein weiterer großer Güterkomplex war der oben erwähnte mit Goldschmiede, Alkehnen und Fuchsberg, begründet von Ludwig von Auer d. J., zu ihm gehörte zeitweilig auch Gallhöfen. Der fünfte Sohn, Georg von Auer, erwarb Thierenberg mit Auerhof, Bärholz, Dulack und Markehnen; Andreas von Auer, der sechste Sohn, Regitten mit Rockelkeim. Zu diesen Gütern kamen dann noch die südlich von Wargen liegenden Warglitten und Taplacken, Lehden und der Praalkrug, ferner Wernershof hinzu. Der jüngste Sohn, Quirin von Auer, saß auf Ressen, Galtgarben und Nastrehnen. Wohl nur vorübergehend finden wir die Namen von Auer auch auf Ekritten, Obrotten, Cathrinhöfen und Mollehnen, hier saß um 1700 der Ahnherr der jetzigen Linie. Festwurzelnd in dem ihm seit Jahrhunderten zur Heimat gewordenen Samland, ist in der Geschichte dieses Geschlechtes daher ein großes Stück auch jener dieses Landes verkörpert.

Im wasserreichen Gebiet des Damnteiches liegt Mischen, der andere große Gutsbezirk dieser Gegend, das in älterer Zeit auch als Mischenhöfen vorkommt; seinen Namen soll es von einem Preußen Missino herleiten, auch wird auf ihm ein Mintite Colowade erwähnt. Da altpreußische Ansiedlungen in dieser Gegend kaum nachweisbar sind, war das Land hier bei Beginn der Ordenszeit vermutlich noch einsame Heide; auch seine vielen Moore dürften zunächst keinen besonderen Anreiz für die Besiedlung geboten haben. Auf diese Eigenschaft des Bodens läßt auch der Name des früher zu Mischen gehörenden Zielkeim schließen, 1347 Sillikaym, der einen verlassenen, öden Wald bedeutet. Mischen hat noch heute einen umfangreichen Waldbesitz, ein Zeuge des alten Waldes ist aber unzweifelhaft



Eintausendzweihundertjährige Eibe in Mischen.

die im Gutsgarten stehende Eibe, deren Alter auf etwa 1200 Jahre geschätzt wird, und die ein seltenes, überaus wertvolles Naturdenkmal darstellt. Beachtenswert auf Mischener Gebiet ist ferner die von dem bis 62 Meter ansteigenden Waldabhang nördlich Mischens weit ins Tal hineinschauende große Linde.

Die Mischen'schen Güter waren 1550 im Besitz des herzoglichen Rüstmeisters von Foller; ihr adliges Privileg wird auf das Jahr 1570 zurückgeführt. 1713 besaß sie Jacob Lexdehn, Burggraf von Dollstädt, ihr damaliger Umfang betrug 49 Hufen 45 Morgen. Bei einem Verkauf 1805 brachte der ganze Besitz 115300 Taler, die Kriegsjahre wirkten aber derartig verheerend, daß das Gut 1814 unter den Hammer kam und 1818 für 69866 Taler zum Verkauf stand; 1826 lautete ein Angebot sogar nur auf 26510 Taler. In neuerer Zeit kam Mischen an die Familie des Erfinders der bekannten Knorrbremse. Vorwerke Mischens sind Klein



Große Linde im Mischener Walde.

Mischen und Perkuiken, im Volksgebrauch Perkuiken genannt; insgesamt umfaßt das Gut etwa 750 Hektar. Der auf Mischener Flur liegende frühere Sprindkrug ist eingegangen. Die bereits vor 1735 bestehende, früher von den adligen Gütern der Umgebung unterhaltene hier befindliche Schule ist zweiklassig. Zielkeim, das frühere Vorwerk von Mischen, ist seit 1907 ein selbständiger Gutsbezirk; zu ihm gehört als Vorwerk Backelfeld, mit dem es einen Umfang von etwa 675 Hektar besitzt. Die Einwohnerzahl des Gutsbezirkes Mischen betrug 1919 201, und die von Zielkeim 202 Personen.

Zum Wargener Kirchspiel gehören auch einige am Ostufer des Damnteiches liegende Wohnstätten, wie das alte Chatoulgut Damnhof mit dem fast verfallenen Dammkrug, einem früheren Erbpachtkrug; beides einst preußische Freigüter. Ihre Namen haben die Ortschaften von dem bedeutenden, unter Friedrich dem Großen erbauten und zur Begrenzung des

Damnteiches angelegten Erddamm, auf dessen Krone die Landstraße hinüberführt. Prächtig haben sich auf ihm die damals gepflanzten Eichen entwickelt.

Südlich der Samlandbahn, zwischen Wargen und Goldschmiede, liegen noch einige Güter zumeist adligen Charakters. Früher ein Hauptgut und auch jetzt noch ein größerer Besitz ist Trenk, das als einziges seines Namens in Ostpreußen vielleicht das Stammgut der bekannten altpreußischen Familie von der Trenk war, denn 1436 saß auf ihm ein Jocab von der Trenck. Um 1500 besaß ein Georg von Eysax Trenk und später die in der Gegend reich begüterte Familie von Röder. Das zu Trenk als Vorwerk gehörende Saggehnen, vormals Saggaiten, das alte Sagageden, war von dem Sudauer Sakeite besiedelt, ehemals war es ein Dorf mit drei Bauernstellen, jetzt gehört es bis auf eine Bauernstelle zu Trenk. 1834 war der Umfang von Trenk 37 Hufen, zurzeit beträgt er 350 Hektar. Eingegangen ist der Kaddig-Krug, ein früher nahe bei Trenk liegendes Gasthaus.

Ein anderes Vorwerk von Trenk war Katzenblick, dessen Namen man mit Gottesanblick in Verbindung bringen will. Da der Besitz ehemals Kattenplick hieß, dürfte er aber wahrscheinlich aus dem Altpreußischen stammen — plick — kahl — und eher auf eine kahle Katze, wahrscheinlicher aber auf einen Sudauer Catzte hinweisen. Das zu Katzenblick gehörende Vorwerk Emilienhof ist jüngeren Ursprungs; einen selbständigen Gutsbezirk bildet Katzenblick erst seit 1907.

Von den beiden Gütern Prowehren und Strittkeim ist Prowehren urkundlich das ältere, da für „Preweirun“ bereits aus dem Jahre 1261 eine Verschreibung auf zwanzig Gesinde vorliegt; diese erhielt damals vermutlich der gleiche Schardune, den wir schon unter Mednicken kennen lernten. Strittkeim, bis neuerer Zeit ein selbständiges Gut, ist jetzt ein Vorwerk von Prowehren, es hieß früher von einem hier angesiedelten Sudauer Stroyte „Strottekayme“, dann saß auf ihm, wie auf einer Anzahl anderer Güter im Wargenschen, das 1732 erloschene Geschlecht der Merickes. Amalienhof, das ehemalige Vorwerk von Strittkeim, ist dagegen wieder ein Gut für sich geworden; bekannt ist die große Ziegelei gleichen Namens. Eingegangen ist Grünlinde, ein anderes Vorwerk Prowehrens. Bemerkenswert ist, daß das nordöstlich von Strittkeim liegende Gallhöfen das einzige köllmische Gut unter den vielen Gütern adligen Charakters im Wargen'schen ist.

Die am Landgraben liegenden Güter Rablacken und Trankwitz, dieses ehemals Trankwitzhöfen oder Trankwitzen, sind beide frühere Vorwerke von Metgethen, ebenso das ehemalige Vorwerk Abken, auch Apken, von ape — Bach; sie gehörten kirchlich früher zu Juditten. Eine besondere Beachtung verdient die neben dem kleinen Gut Tannenwalde dicht an der Kreisgrenze liegende und 1919 begonnene Siedlungskolonie Tannenwalde. Der schön am Waldrand gelegenen Siedlung dürfte infolge der Nähe Königsbergs eine gute Zukunft beschieden sein, sie zählte 1919 bereits 432 Bewohner. Tannenwalde ist aus dem kleinen früher zu Trenk gehörenden Ausflugsort „Trenker Waldhaus“ hervorgegangen.

Von sonstigen Ortschaften im Wargenschen sind noch die beiden Dörfer Schorschehnen und Bärwalde zu nennen. Schorschehnen ist das bereits 1258 in der bekannten Teilungsurkunde angeführte Sursegeyne, das bis 1300 Ordensbesitz war und dann gegen Dörfer im Quednauschen an das Domkapitel umgetauscht wurde. Auf Schorschehnen waren Sudauer mit den Rechten der preußischen Freien angesetzt. Bärwalde ist mit seinem Umfang von 625 Hektar das größte Dorf des ganzen Kirchspiels, in dem sich bereits der Einfluß der Großstadt bemerkbar macht, denn schon früher erwarb ein Teil seiner Bewohner den Unterhalt durch Garnbleichen für Königsberger Kaufleute und Weber. Eine segensreiche Anstalt ist die von der Frau von Tiele-Winckler hier gegründete „Heimat für Heimatlose“, die dreißig elternlosen Kindern ihr Elternhaus zu ersetzen versucht. Das an einer Anhöhe gelegene Dorf zählte 1858 261 und 1919 430 Einwohner. Die von Friedrich Wilhelm I. eingerichtete Schule ist zweiklassig.

Die Haffortschaften Heydekrug, Caporn, Margen, Nautzwinkel — das alte Töppeln —, Pokaiten und Vierbrüderkrug, alle zum Wargener Kirchspiel gehörend, aber mit eigener Kirche in Heydekrug, sind bereits bei den Haffortschaften behandelt.

Verhältnismäßig bedeutend ist im Wargenschen die Anzahl der völlig eingegangenen Ortschaften. Aus älterer Zeit hören wir die Namen Tulnege, Duyerus bei Wargen, Ratowe bei Greibau, Logeiten bei Trenk, Tange, von dem es 1518 heißt, daß die Kirche Sankt Albrecht von ihm Zins beansprucht; ferner aus neuerer Zeit die Namen Heinrichshof, Lottenhöfen und Waldburg.



Am Landgraben.

Der richtige Heimatkünstler ist der, der fest in der Heimat wurzelt, aber seinen Blick durch die ganze Welt schweifen läßt, der das Stückchen Erde, dem er entstammt, im tiefsten Herzen hält und es doch in das richtige Verhältnis bringt zu der Welt jenseits der Dorfzäune.

Die Wasserversorgungsgebiete der Stadt Königsberg im Kreise Fischhausen.

Zu den wichtigsten Aufgaben jeder größeren Gemeinde gehört seit jeher die Regelung ihres jeweiligen Wasserbedarfs; bereits der Orden machte diesen Grundsatz zu dem seinigen und legte seine Siedlungen nur dort an, wo ihm die Wasserverhältnisse genügend gesichert erschienen. Fast ebenso wichtig wie die Frage der Beschaffung des Trinkwassers war auch jene bezüglich des zum Betrieb der Mühlen erforderlichen fließenden Wassers; hierin scheinen die vorhandenen Bäche aber bald nach der Gründung Königsbergs versagt zu haben, jedenfalls glaubt man den Baubeginn der alten Königsberger Wasserzuleitungen, des Land- und des Wirrgrabens, bereits in die frühe Ordenszeit verlegen zu können. Wahrscheinlich baute der Orden das ganze Netz dieser Wasserzuflüsse aber nicht auf einmal, sondern den jeweiligen Bedürfnissen nach aus, schon damals aber waren, wie auch noch heute, die Teiche des westlichen Samlandes die Hauptgebiete der Königsberger Wasserversorgung. Welche der zwei genannten Wasserzuleitungen zuerst angelegt wurde, ist nicht nachweisbar, vermutlich war es die des Landgrabens.

Der Landgraben.

Man sieht es dem heutigen Landgraben nicht an, daß er bereits auf ein solch hohes Alter zurückblicken kann, aber seine erste urkundliche Erwähnung aus dem

Jahre 1384, nach der zwei Besitzern in Myntigeiten (Metgethen) der Schaden vergütet wird, den ihnen „der Graben nach der Königsberger Mühle“ verursachte, beweist, daß er zum mindesten aus dieser Zeit herrührt. Unrichtig ist es, die Anlage des Landgrabens dem erst hundert Jahre später lebenden Copernicus zuzuschreiben. Auch die wirtschaftliche Bedeutung des sich streckenweise inmitten lieblicher Umgebung durch das Wargener Kirchspiel hindurchschlängelnden Landgrabens wird dem Unkundigen zumeist nicht ohne weiteres verständlich.

Das nördlichst liegende Sammelbecken des Landgrabens ist der die Abflüsse der nördlich von ihm gelegenen Teiche aufnehmende Pilzenteich bei Mednicken. Die ursprünglichen Läufe der Verbindungsgräben änderte man je nach den Bedürfnissen um, verlegte wohl auch einzelne Wasserläufe, da aber diese Verlegungen sich stets den vorhandenen Bodenverhältnissen anpaßten, erhielten sie den Charakter natürlicher



Bei der Wassermühle in Mühlfeld.

Wassergräben. Die höchstgelegenen dieser Teiche sind der Wiegands- und der Brandbruchteich, beide trockengelegt und landwirtschaftlich bebaut; der Abzugsgraben führt vom ersteren zum Pilzenteich. Ein anderer Zuleitungsgraben zum Pilzenteich kommt aus dem Pojerstieter oder Straßenteich bei Elchdorf und dem Karpfenteich. Aus dem Pilzenteich fließt das Wasser dann durch einen Graben zum Wargener Mühlen- oder Mühlfelder Teich und weiter zum Wargener Kirchenteich; ein Staudamm am Südennde des Pilzenteiches reguliert den Abfluß. Das Gefälle vom Pilzen- zum Mühlenteich beträgt etwa 3 Meter, und von diesem zum Kirchenteich gegen 4 Meter.

Da der Landgraben auf seinem weiteren Lauf noch die gleichfalls bereits unter dem Orden angelegten Staubecken des Trankwitz-, Philipps-, Fürsten-, Ober- und Schloßteiches berührt, so umfaßt sein Wassergebiet zurzeit eigentlich elf mehr oder minder große Wasserbecken, ungerechnet einige weitere, gleichfalls schon in früherer Zeit aufgelassene Teiche.

Die Wasserflächen der angeführten Teiche, deren Stauhöhen vertraglich festgelegt sind, betragen beim:

Wiegandsteich	38,2 ha,	Inhalt bei größter Stauung	216 000 cbm,
Pojerstiter Teich	10,1 „	„ „ „ „	77 000 „
Karpfenteich	9,8 „	„ „ „ „	74 000 „
Pilzenteich	75,1 „	„ „ „ „	1 493 000 „
WargenerKirchenteich	45 „	„ „ „ „	665 000 „

Das gesamte Niederschlagsgebiet dieser Teiche umfaßt 2563 Hektar.

Der dem Wargener Kirchenteich zugerechnete Mühlfelder Teich ist besonders bemerkenswert durch die an ihm liegende alte Ordensmühle, die oft die Ursache zu Streitigkeiten zwischen ihrem Müller und den Königsberger Mühlen — deren man zeitweise allein im Stadgebiet neun zählte — wurde, da jener die Schleusen



Der Philippsteich.

ganz nach seinem Belieben öffnete und dadurch ihren regelmäßigen Betrieb verhinderte. Die Mühle wurde daher schließlich 1881 von der Stadt Königsberg erworben und kam in Pacht. Freundlich gelegen, erweckt sie mit ihrem hölzernen Wasserrad und den alten Mahlgängen Erinnerungen an die alte Mühlenpoesie.

Die Länge des beim Wargener Kirchenteich beginnenden eigentlichen Landgrabens ist infolge seiner vielen Krümmungen 17,325 Kilometer, in Luftlinie etwa 9 Kilometer; da das Gefälle auf dieser langen Strecke nur 2,10 Meter beträgt, braucht sein Wasser drei Tage, um von Wargen bis Königsberg zu gelangen. Die Sauberhaltung des zwischen 3 und 5 Meter breiten Grabens ist daher mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft, und fortwährend sind Reinigungs- und Klärungsarbeiten erforderlich. Diese waren früher von den Anliegern auszuführen; von einer Reinigung des „Wargenschen Grabens“ hören wir z. B. schon aus dem Jahre 1565. Zur besseren Kontrolle kamen Land- und Wirrgraben 1639 unter landespolizeiliche Aufsicht, und Königsberg errichtete 1722 hierfür sogar ein besonderes Mühlenamt.

Die fortlaufenden Streitigkeiten der Stadt Königsberg mit den Anliegern führten 1890 schließlich zur endgültigen Regelung der gegenseitigen Rechte, unter anderem kam hierbei auch das Terrain des Siglerteiches bei Wargen an die Stadtgemeinde, jenes des Schlangenteiches an Wargen. Damals wurden auch die gesundheitlichen Verhältnisse des Grabens durch Legung eines Leitungskanals um den Wargener Teich wesentlich verbessert und die nach Königsberg zu liegenden Teiche reguliert. Durch die 1893/94 gelegte Rohrleitung von dem als Notreservoir dienenden Fürstenteich zum Hebewerk Hardershof entzog man dem Landgraben,



Am Staudamm des Trankwitzer Teiches.

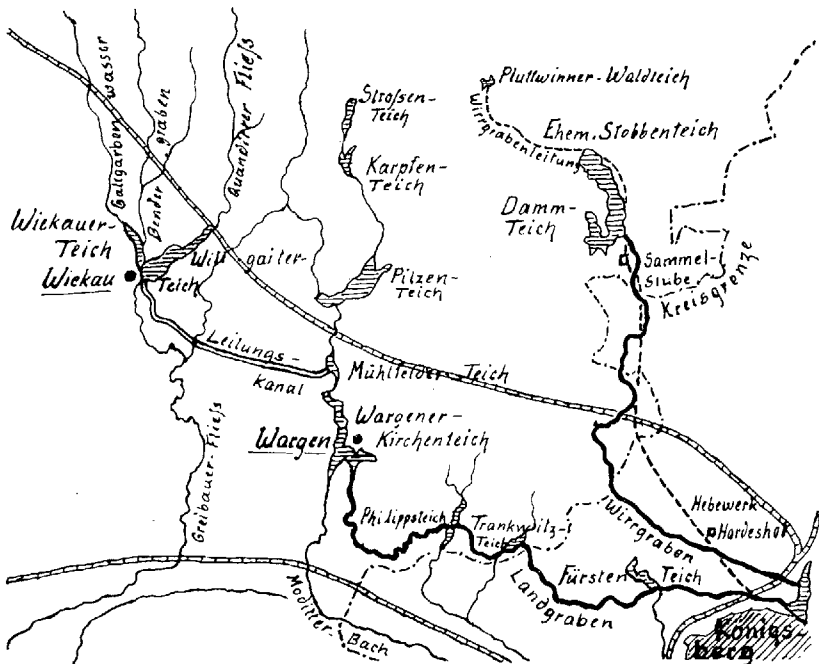
nachdem er bereits 1881 durch eine 1001 Meter lange Rohrleitung diesem Wasserwerk angeschlossen war, auf seiner letzten Strecke den größten Teil seines Wassers.

Wenn auch die alte, den Landgraben begleitende Baumpracht in den letzten Jahren zumeist verschwunden ist, so sind die jungen Neuanpflanzungen doch bereits so weit herangewachsen, daß die früher so beliebte Grabenwanderung von Königsberg nach Wargen noch immer ihren Reiz hat. Unter Vermeidung des bereits im Banne der Großstadt liegenden Unterlaufes und des Fürstenteiches wird sie zumeist an der Lawsker Wilky begonnen; der schönste Teil des Landgrabens beginnt aber erst mit dem an der Kreisgrenze liegenden, rings mit Bäumen umstandenen und völlig den Eindruck eines Waldteiches machenden Philippsteich.

Dieser Teich, wie auch der Fürsten- und der Trankwitzer Teich, sind eigentlich Abschnitte hier verlaufender Bachtäler, die nach Süden durch Erddämme geschlossen sind und es hierdurch dem Landgraben ermöglichen, sie in Plateauhöhe zu passieren.

Zumeist während des Krieges hat man das schöne, zwischen dem Philipps- und dem Trankwitzer Teich liegende Wäldchen Wilky oder Wilkie, den Wolfswald, niedergelegt; die Gegend hieß bereits 1261 das Feld Wilkey. Melancholisch stehen hier die Ruinen des ehemaligen zu Trankwitz gehörenden Vorwerkes Abken. Der Trankwitzer Teich gleicht im Aussehen fast dem Philippsteich; er ist eine Stauung des Metgethener Fließes, das in einem tief eingeschnittenen malerischen Tal die überschüssigen Wasser des Landgrabens zum Haff weiterleitet. Nach längerer Wanderung durch gleichförmige Ackerstrecken erreicht man den Wargener Kirchenteich, der mit seinem Schloßberg den stimmungsvollen Abschluß des Landgrabens bildet.

Zumeist unterbricht man die Wanderung auf dem den Graben begleitenden Fußweg bei Rablacken, um von hier, den Weg abkürzend, auf der Landstraße nach Wargen zu gelangen. Rablacken war bis in das fünfzehnte Jahrhundert ein Besitz der angesehenen Familie Myntigeyte, deren Name in dem Gut Metgethen fortlebt. Der letzte des Namens verheiratete 1482 seine Tochter an einen Söldnerführer Christof von Röder, dessen Nachkommen einige Jahrhunderte auf Metgethen saßen; ihnen gehörte auch der unter Friedrich dem Großen wirkende bekannte Feldmarschall von Röder an.



Die Quellgebiete der Königsberger Wasserleitung im Kreise Fischhausen.

Der Wirrgraben.

Eine dem Landgraben ähnliche, jedoch weiteren Kreisen nicht so bekannte Zuleitung der Königsberger Wasserversorgung ist der Wirrgraben. Einstmals scheint dieses anders gewesen zu sein, denn in einer Urkunde des sechzehnten Jahrhunderts heißt es: „Das Wir-Fließ hat gut Krebs, darein lauffen die Königsberger myt grossen Hauffen und Fischen darynne“. Der Wirrgraben ist gleich dem Landgraben eine sehr alte, bereits im vierzehnten Jahrhundert erwähnte Anlage, dessen Quellengebiet die gleichfalls im Kreise Fischhausen liegende wasserreiche Gegend um Mischen ist. Hier floß er ursprünglich als offener Bach vom Damnteich zum Beydritter Fließ; unter Friedrich dem Großen wurde diese Ableitung jedoch durch einen Damm am Damnteich geschlossen und der Graben direkt zum Oberteich geleitet. Dieser alte Wirrgraben fließt noch heute als offener Wasserlauf vom Damnteich durch die große Wilkie über Amalienhof und Charlottenburg zum



Der Pluttwinner Waldteich.

Königsberger Oberteich; da der Höhenunterschied bei einer Länge von etwa 12 Kilometern ungefähr 12 Meter beträgt, so hat er ein ziemlich starkes Gefälle.

Das insgesamt 2454 Hektar große Niederschlagsgebiet des Wirrgrabens bildet eigentlich zwei gesonderte Teichgruppen, deren südlichere den Damm-, Stobben- und Brandteich umfaßt. Die andere, nordwestlich von dieser zwischen Klein Mischen und Pluttwinnen gelegen, besteht aus einigen kleineren Teichen, darunter dem Pluttwinner Waldteich; sie sind durch eine Rohrleitung mit dem Damnteich in Verbindung gebracht.

Der stark verschilfte Damnteich ist mit seiner Wasserfläche von 186,7 Hektar und seinem Fassungsraum von 2045000 Kubikmetern das größte aller Wasserbecken des inneren Samlandes. Ursprünglich hieß dieser an der Grenze der alten Kammerämter Quednau, Rudau, Laptau und Wargen liegende Teich „Steypate“, später der Zielkeimer Teich; sein Abfluß war das „aqua Steynpat“. Der Stobben-teich wurde 1552 durch Aufwerfen des nördlich von Mischen gelegenen Dammes gebildet, über den die Straße führt; das Gelände zu ihm gab von Foller, der

damalige Besitzer dieses Gutes, gegen das Recht der freien Fischerei im Kintau'schen Teich her. Der Stobbenteich, wie auch der nördlich der Försterei Wilky gelegene Brandteich sind nicht mehr in der Benutzung, abgelassen bilden sie zurzeit ziemlich feuchte Viehweiden.

Die Wasserscheide der ursprünglich nach Norden entwässernden und zur zweiten Gruppe gehörenden Teiche, die von der hier entspringenden Kintau gebildet werden, verlegte man bereits in alter Zeit künstlich durch Aufschüttung des sogenannten kopernikanischen Dammes. Von diesen Teichen sind jetzt jedoch nur noch der Pluttwinner Waldteich und der kleine Engerteich vorhanden, da die Benutzung der weiteren Teiche ein von der Stadtgemeinde Königsberg verlorener Prozeß unmöglich machte; auch sie sind daher abgelassen und nur ihre Namen sind uns noch als Porsch-, Bären-, Vollertscher (Follerscher?) und Kleiner Teich erhalten. Das Quellengebiet der Kintau mit seinen hohen Waldrändern und der Waldteich mit seinen eigenartigen Dammanlagen gehörten zu den beachtenswerteren Landschaftsbildern des Samlandes.



Am Damnteich.

Um die Leistungsfähigkeit des Damnteichgebietes zu erhöhen, legte man in den Jahren 1869 bis 1871 vom Pluttwinner Waldteich bis zum Damnteich auf der Sohle des Stobbenteiches einen 5165 Meter langen Aufschlußkanal, der in der Nähe der Försterei Dammwalde gelegenen Sammelstube endigt. Die Rohre haben einen Durchmesser von 1 Meter Höhe bei 0,63 Meter Breite; zu ihrer Reinigung baute man in kürzeren Abständen Reinigungsschächte ein. Der auf der Leitung befindliche Fußweg ermöglicht das trockene Durchschreiten des sonst sehr nassen Wiesengeländes. Von der Sammelstube fließt das Wasser durch eine 8176 Meter lange gußeiserne Röhrenleitung nach dem Wasserhebewerk Hardershof.

Die ganze Anlage erwies sich bald nach ihrer Erbauung als verfehlt, da die Verunreinigung des Wassers durch verschiedene Algenarten dieses fast ungenießbar machte; auch das Quantum selbst ging immer mehr zurück. Durch dieses völlige Versagen des Wirrgrabens wurde die Stadt Königsberg gezwungen, sich nach anderen Wasserbezugsquellen umzusehen, und so schritt man in den achtziger Jahren zur Aufschließung des Wickauer Wassergebietes.



Oberer Stauteich bei Drugehnen.

Das Wiekauer Teichgebiet.

Das Verdienst, diese Gegend als wertvoll für die Königsberger Wasserversorgung erkannt zu haben, gebührt Hermann Hoffmann, dem damaligen Bürgermeister dieser Stadt; er war es, der Königsberg im Jahre 1884 zur Anlage von Stauteichen bei Wiekau veranlaßte. Diese Wasserbecken haben die Wiekauer Landschaft stark verändert, sie aber gleichzeitig auch so verschönt, daß, wenn einst die die Teiche umrahmenden Baumpflanzungen völlig eingewachsen sein werden, sie eine Sehenswürdigkeit des Samlandes bilden dürften.

Die ganze östlich der Alk und nördlich von Wiekau gelegene Landschaft bildet das Quellengebiet des Greibauer Mühlentließes, eines der längsten Gewässer des Samlandes. Seine sich im Wiekauer Teich vereinigenden Bäche sind zunächst das aus zwei Zuflüssen bestehende Galtgarbenwasser, von denen man den einen, zwischen Marienhof und Wernershof entspringend, auf dem Wege von Drugehnen



Der Wiekauer Stauteich.



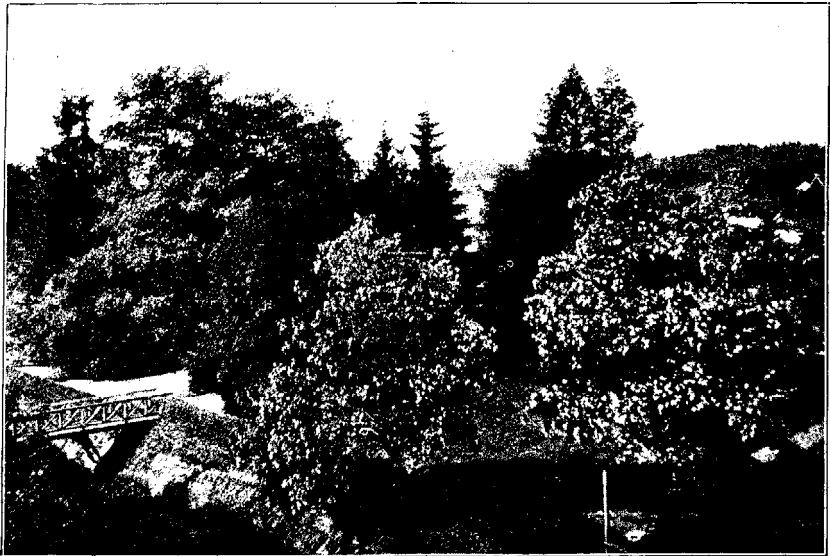
Hoffmannstein im Wiekauer Park.

zum Galtgarben überschreitet; der andere kommt aus dem Torfbruch südlich vom Galtgarben. Ein weiterer Bach, auch Bändergraben genannt, bildet sich in der Nähe von Pertelnicken am Dellgiener Wäldchen; der letzte Zufluß ist das aus der Nähe des Totenberges beim Scarrteich kommende Quanditter Fließ, das auch bereits Greibauer Mühlenfließ genannt wird. Diese Bäche waren in Wiekau schon in der Ordenszeit zum Betrieb der dortigen Mühle aufgestaut, von der es zur Zeit des Herzogs Albrecht heißt, „daß sie sich zwar in schlechtem Zustande befände, ihr Ankauf durch den Herzog aber zu empfehlen wäre“.

Da man für die anzulegenden Hauptteiche einen wesentlichen Teil des Gutes Klaukinnen, ebenso die alte Mühlenbesitzung in Wiekau benötigte, wurden beide von der Stadt Königsberg erworben. Bis 1889, dem Jahre der Inbetriebnahme, entstand nun unter Benutzung des alten Wiekauer Teiches ein Sammelbecken

von 68 Hektar Wasserfläche mit etwa 1650000 Kubikmeter Fassungsgehalt, das durch einen 480 Meter langen und 10 Meter hohen Staudamm abgefangen wird, der auf seiner 6,50 Meter breiten Krone die nach Wiekau führende Landstraße trägt. Da sich auch Regulierungen der zum Wiekauer Teich fließenden Bäche notwendig machten, so betrug der Kostenaufwand schließlich 594000 Mark.

Vom Wiekauer Teich wird das jeweils benötigte Wasser durch einen etwa 4,2 Kilometer langen offenen Kanal über Taukitten zum Wargener Mühlenteich

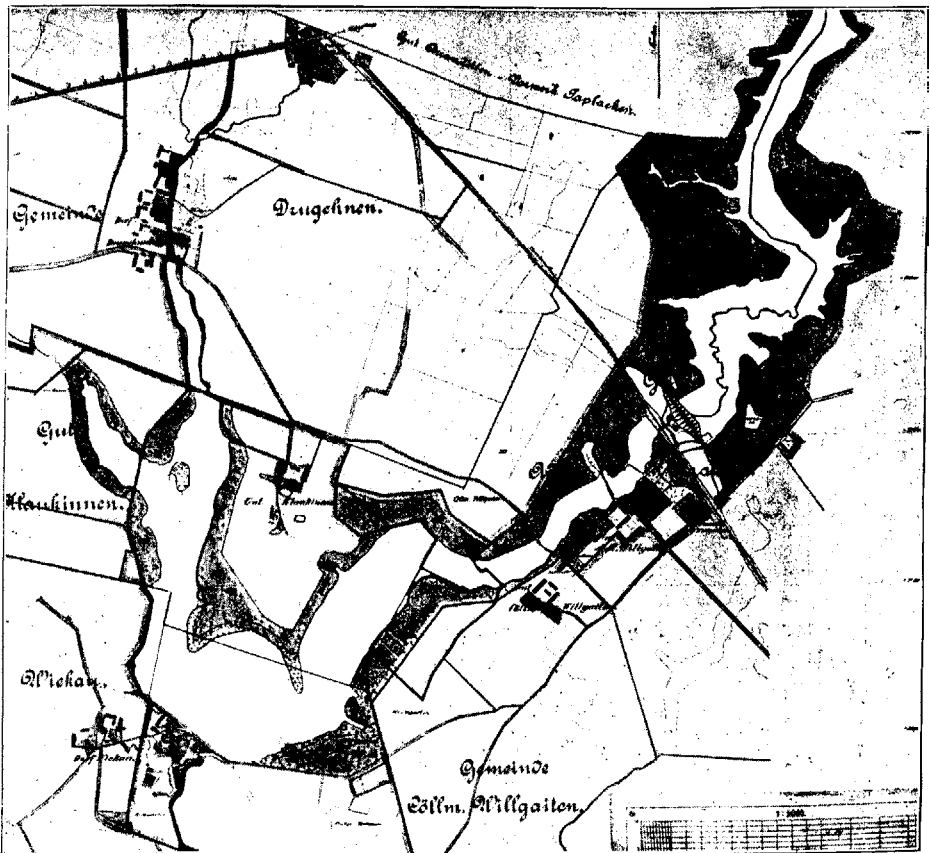


Partie aus dem Hoffmannpark bei Wiekau.

geleitet, von wo es in der alten Leitung des Landgrabens nach Königsberg fließt. Der Ableitung des nicht gebrauchten Wassers dient eine Verbindung zum Greibauer Fließ, das Gelände bei ihrem Beginn nahe von Wiekau gestaltete man zu der überaus reizvollen Gartenanlage des Hofmannparkes um. In diesem, weiten Kreisen fast unbekanntem Park, befindet sich auf einem mächtigen Granitfindling das Reliefbildnis Hermann Hoffmanns, des Urhebers der Wiekauer Teichanlage.

Bereits nach verhältnismäßig kurzer Zeit aber machte sich durch die Zunahme des Königsberger Wasserverbrauches eine Erweiterung des Wassergebietes notwendig. Als geeignet hierfür wurde das Talbecken des Quandtner Fließes gefunden, und 1906/7 kam es zum Entwurf für die Anlage des Willgaiter Teiches, so benannt nach der am Fließ gelegenen Ortschaft gleichen Namens. Zur Ausführung machte sich der Erwerb des Gutes adlig Willgaiten erforderlich, für das 230000 Mark gezahlt wurden.

Die Hauptanlage dieser Erweiterung war die nördlich Willgaitens gelegene Talsperre, die bis 1911 fertiggestellt wurde und insgesamt etwa 440000 Mark kostete; ihr Staudamm liegt etwa 90 Meter nordöstlich der Samlandbahn, von der ihr Schieberturm deutlich zu erkennen ist. Das durch die Sperre aufgestaute, etwa 3 Kilometer lange Becken hat eine Wasserfläche von 42,2 Hektar mit einem Fassungsraum von 1260000 Kubikmeter. Insgesamt umfaßt das Niederschlagsgebiet der Wiekauer Teichanlage 4420 Hektar.



Übersichtsplan der Stauanlagen, Wiekau und Willgaiten.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand,
Sei immerhin unscheinbar, unbekannt;
Mein Herz bleibt doch vor allen dir gewogen,
Fühlt überall nach dir sich hingezogen,
Fühlt selbst im Paradies sich doch aus dir verbannt!
Chr. M. Wieland.

Das Gebiet Pobethen.

Im Norden des Samlandes und angrenzend an das dem altpreußischen Götterkult einst vorbehaltenen Beten liegt das in älteren Urkunden Pubetin genannte Gebiet, das jetzige Kirchspiel Pobethen. Sein ursprünglicher Name dürfte Pubitai gewesen sein, das heißt das vor jener Landschaft liegende Gebiet, in der die Sonne im Westen, hier in der See, untergeht. Die samländische Vorgeschichte hat auch dieser Gegend ihre Spuren aufgedrückt, als deren bedeutendste die Burgwälle des Pilgar bei Diewens und bei Kringitten, ferner die großen Hügelgräber bei Rantau anzusehen sind. Weitere Gräberfelder liegen im ganzen Kirchspiel verstreut, so bei Eißelbitten, Gardwingen, Goythenen, Kösnicken, Langehnen, Pertelnicken, Pobethen, Regehen und Sortehnen. Einzelfunde und solche aus Gräbern machte man bei Alknicken, Barthenen, Biegiethen, Grünhoff, Lauknicken, Mogaiten, Strobjehnen, Suppliethen, im Skardelieswald und einigen der zuerst genannten Ortschaften.

Es hat den Anschein, als wäre der Orden im Pobethen'schen nicht mit jener alles vernichtenden Strenge vorgegangen wie in anderen Teilen des Samlandes, denn hier hat sich die altpreußische Bevölkerung bis heutigen Tages eigentlich am reinsten erhalten. Langsamer als anderweitig faßte daher auch das Christentum hier festen Fuß, und noch Hennenberger berichtet von einem zu seiner Zeit abgeschlagenen Wald, der für heilig gehalten wurde. Die Treue zum heimischen Boden, die sich auch darin äußert, daß viele Besitzungen durch Generationen in der gleichen Familie verblieben, war mit die Ursache, daß der Großgrundbesitz sich hier nicht ausbreiten konnte, ja das Kirchspiel Pobethen ist eigentlich jenes des köllmischen und bäuerlichen Grundbesitzes. Wir finden außer Watzum in ihm keinen adligen Besitz im alten Sinne vor, da ja Grünhoff als früheres Eigentum des Staates eine besondere Stelle einnimmt.

Eine ganze Reihe Namen bevorzugter Preußen aus dem alten Kammeramt Pobethen sind uns aus den noch vorhandenen Vasallenregistern erhalten, sie mögen, soweit sie mit den Ortschaften in Verbindung stehen, hier genannt sein. So wohnten um 1430 ein Peter auf Schuppyne (Schupöhnen), Dywon auf Diewens, Symon auf Rogun (Rogehnen), Hesse auf Barteyne (Barthenen), Niclos in Garpseden, Warpune in Woykenik (Woytnicken), Surteyne auf Sorthenen, Spaudenne in Yaugen (Jaugehnen) und die Heyncke zu Sapolyten (Suppliethen). Auf dieses Suppliethen dürfte die Familie Supplieth ihren Ursprung zurückführen können, die noch heute im Pobethen'schen besonders stark vertreten ist.

Das Selbstbewußtsein, aber auch die Anhänglichkeit der Bewohner des Pobethener Gebietes an ihre alten Sitten und Gebräuche führten zu dauernden Konflikten mit dem Orden, ja noch über dessen Zeit hinaus; immer wieder war hier der Herd von Aufsässigkeiten gegen die jeweilige Landesherrschaft zu suchen. Noch war sicher die den großen Aufstand der Samländer beendende Schlacht bei Pobethen in frischer Erinnerung, als sich, wahrscheinlich im Jahre 1277, die Wellen

einer neuen Empörung von Pobethen aus über fast ganz Preußen verbreiteten, die Ordensherrschaft nochmals aufs schwerste bedrohend.

Den Grund hierzu soll der mit diesem Kammeramt betraute Kämmerer Bonse — der überhaupt der frühest genannte Kämmerer in Preußen ist — gegeben haben. Bonse waren alle Kinder, die er mit seiner noch lebenden Frau hatte, gestorben; die Annahme, durch diese keine mehr erhalten zu können, veranlaßte ihn, nachdem er mit seiner ersten Frau Hab und Gut geteilt hatte, sich ein junges Weib zu nehmen.

Als Bonse durch den samländischen Bischof gezwungen werden sollte, diese gegen den christlichen Glauben genommene zweite Frau zu verlassen, geriet er in Zorn und wiegelte die unter seiner Gerichtsbarkeit stehenden Amtseinsassen auf und versuchte, mit ihnen das bischöfliche Schloß in Fischhausen zu stürmen. Dieser Anschlag mißlang, und da auch der Bischofsvogt Dittrich von Lidelau zu Hilfe eilte, mußte Bonse sich zurückziehen, fiel aber hierbei in die Hände Lidelaus. Bonse wurde dann vor das Gericht der samländischen Edelleute gestellt, die auf seinen Tod erkannten und ihn auch durch vier Pferde in Stücke reißen ließen. Wohl erkoren sich die Samländer in Garpo einen anderen Führer, der mit etwa dreitausend Anhängern dem Orden mancherlei Schaden zugefügt haben soll; da aber eine Anzahl Samen mit dem Orden gemeinsame Sache machten, mußte sich auch Garpo, nachdem alle seine wehrhaften Leute erschlagen waren, dem Orden wieder unterwerfen.

Noch einmal müssen dann Unruhen im Samland geherrscht haben, denn Hennenberger berichtet über Pobethen für das Jahr 1295: Auch weil ein Pfarrer ihr viel omb Decems willen hatte lassen einsetzen / sie wiederum viel Pfarrherr schendtlich ermordeten ond ombrachten. Aber die von Pobeten schickten ihren Pfarrherrn gen Königsperg / ond liessen dem Orden sagen: Sehe / bewar deinen Gott bas / wir können ihn nicht beschützen. Ferner heißt es bei diesem Chronisten: Vnter dem Hoemeister Gottfried von Hohenlohe (1297—1303) wurden viele Samen aufführisch / weil Bodowo vnd andere ihrer Freundschaft so zum Auffruhr ge-
rahten hetten / waren gegangen worden.

Während dieser Zeit hatte das Gebiet außerdem schwer unter Litauereinfällen zu leiden, die 1283 die Gebiete „Abende (?) et Pubetam“ mit achthundert Mann verheerten, dabei einhundertfünfzig Mann erschlugen und mit vieler Beute davonzogen. Auch 1289 wird von einem Einfall der Litauer berichtet, die achttausend Mann stark, dieses Mal aber nur wenig Beute und Gefangene machten, da die Bewohner rechtzeitig gewarnt waren und daher flüchten konnten.

Die nächsten Jahrhunderte blieben dann wohl ruhig im Pobethener Gebiet, dagegen hören wir verschiedentlich von Leitsmännern, die dem Orden als Führer auf seinen Kriegsreisen dienten. So erhielt der Pobethener Leitsmann Mynotte 1409 für ein auf der See verlorenes Pferd „als der Meister gen Memel zog“, vom Orden vier Mark; auch zwei russische Leitsmänner werden damals als im Pobethen'schen wohnend genannt.

Trotz des scheinbar guten Verhältnisses zum Orden hatte sich, wie aus einem Vorkommnis des Jahres 1520 hervorgeht, der alte Glaube gerade im Pobethen'schen besonders stark erhalten. In diesem Jahre, während des Krieges zwischen Orden und Polen, befürchtete der Hochmeister Albrecht eine Landung der letzteren an der samländischen Küste. Der in Pobethen ansässige Valtin Sopplit, ein preußischer Freier, der aber noch für einen geheimen Waideler, einen

Priester der altpreußischen Religion, gehalten wurde, ließ dem Hochmeister mittheilen, daß er wohl ein Mittel zur Beruhigung der geängstigten Bewohner besäße, worauf ihn dieser auch gewähren ließ.

Im Beisein aller Einwohner opferte nun Supplieth am Rantauer Ufer einen schwarzen Bullen, worauf sich der Sage nach das Ufer derartig im Aussehen veränderte, daß die zu den Polen haltenden Danziger Schiffe nicht zu landen wagten. Auf dieses Wunder hin wurde Supplieth hoch verehrt, leider blieben aber durch diese Opferung auch die Fische dem Strande fern, so daß die Boote fünf bis sechs Meilen weit in die See fahren mußten, wozu aber viele nicht den Mut hatten, da eine Anzahl bei dem Wagnis ertranken.

Die Klagen über das Fortbleiben der Fische kamen auch zu Supplieth, der ein Versehen dahin zugab, daß er bei seiner Opferung alles vom Lande gewiesen habe und dabei auch die Fische nicht ausgenommen habe; diese würden aber durch ein neues Opfer wiederkommen.

Über diese Opferung berichtet Hennenberg in drastischer Weise:

Es hat onser lieber fromer Gott ein zeitlang Fische die fülle bescheret / was theten aber gottlose ondandckbare Buben: Henckten die Fische mit den schwentze auff / steupten sie / sprechende: sie solten so balt nicht wider kommen. Was geschicht: Gott entzeucht ihnen seinen gnedigen Segen nicht onbillich / das sie der Fische wenig genug fingen / derhalben hetten sie den Segen Gottes gern widerumb gehabt / suchen ihn aber nicht recht / Sondern es schlagen sich sechs Dörffer im Pobetischen Kirchspiel zuhauff / ond wehlen anno 1531. einen Worsskaite / nach alter Preuscher gewonheit / keuffen zwölf tonnen Bier / nemen eine fette Saw / daruber der Worsskaite etzliche Abgöttische Gebete thut / ihre Abgötter anruffent / ihnen wider glück zugehen / darnach schlachtet er die Saw / in beisein des Volcks / beyderley Geschlechts / solcher sechs Dörffer / brattens / fressen / sauffen / bis in den siebenden tag. Das Eingeweide / knochen / ond was sonsten obrig / verbrannten sie mit Feuer.

Auf Geheiß des Bischofs von Polentz und des Vogtes von Drahe in Schaaken mußten alle an dem Opfer anwesend gewesenen Männer — es waren ihrer dreiundsiebzig aus acht Dörfern — in Pobethen Buße tun. Zu diesem Zweck mußten sie sich halb angekleidet in der Pobethener Kirche einfinden, wo ihnen der preußisch redende Pfarrer aus Legitten das verderbliche ihrer heidnischen Gebräuche vorhielt; darnach erhielt Supplieth von jedem seiner Genossen zwei Rutenstreiche; noch ein Jahr mußten sie jeden Sonntag vor dem Altar stehen und fleißig den Strafpredigten zuhören. Diese Strafausführungen waren im ganzen Samland bekannt geworden, und um sie anzusehen, strömten von überall Leute herbei, so daß noch zwei weitere Pfarrer im Freien predigen mußten.

Bereits frühere Demütigungen, die namentlich dem auf der Pobethener Burg wohnenden Bruder des Bischofs von Polentz zugeschrieben wurden, hatten viel böses Blut gemacht, umsoehr, als sich die Bauern durch die Mißachtung alter Rechte durch diesen immer mehr beschwert fühlten. Auch die Reformation hatte ihnen nicht die von dieser erhofften Freiheiten gebracht, jedenfalls schlug der 1524 in Thüringen seinen Beginn nehmende Bauernkrieg auch nach dem Samland über und ließ schließlich Pobethen mit zu seinem Hauptpunkt werden.

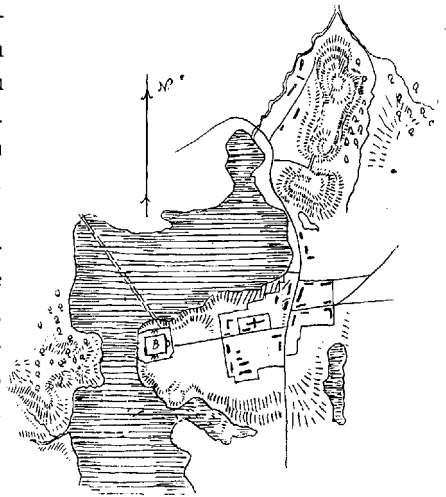
Die Ausgangsstelle des Aufstandes war Caymen, wo der aus verschiedenen Ursachen mit seinem Amtmann Andreas Rippe unzufriedene Müller Caspar etwa viertausend Bauern in der Nacht vor dem 3. September 1525 zusammenrief. Es

gelang Caspar, sowohl die preußischen wie die deutschen Bauern für seine Sache zu gewinnen, worauf der Haufe zunächst Andreas Rippe gefangen nahm und dann die Pfarrer von Caymen und Legitten zwang, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen.

Zunächst hatten es die Bauern auf den Adel abgesehen, von dem sich der des Samlandes nach Fischhausen flüchtete. Darauf trieben sie sich plündernd im Samland umher, wurden aber durch den Legittener Pfarrer Valentin noch einigermaßen in Zucht gehalten. Auf Schaaken'schem Gebiet bildete sich ein besonderer Haufen, der über Rudau nach Pobethen zog, um den als besonders tyrannisch geltenden Amtmann von Polentz zu erschlagen. Da dieser aber bereits entflohen war, schlugen sie in der Pobethener Burg alles zusammen und rückten weiter nach dem bei Eisselbitten liegenden Zintcken-Hoff, um dort zu übernachten. In Alkehnen fand dann eine Zusammenkunft aller Aufständischen aus den alten bischöflichen Ämtern Fischhausen, Medenau und Thierenberg mit denen der Ordensämter statt, zu der auch Abgeordnete der Regimentsräte aus Königsberg erschienen waren, denen es gelang, die Bauern zur Ruhe zu bringen und für den nächsten Tag eine Zusammenkunft mit dem samländischen Adel auf dem Berge Quednau zu vereinbaren. Dieser konnte aber nicht so schnell aus Fischhausen herbeieilen, und so einigten sich die Bauern mit den wenigen anwesenden Adligen, die ganze Angelegenheit dem Herzog nach dessen Rückkehr vorzutragen. Unter frommem Gesang gingen die Aufständischen auseinander, nachdem sie etwa acht Tage das Samland in Aufruhr gehalten hatten.

Der Herzog kam am Tage Simon Juda in Königsberg an und entbot die Bauern mit ihren Führern für den nächsten Montag nach dem Felde Lauth bei Königsberg: „als mein gnädiger Herr auff die Preussen gezogen“, heißt es im Tapiauer Amtsbuch von 1526. Die Bauern sollten aber in ihren Erwartungen schmählich enttäuscht werden, denn der Herzog ließ siebenundachtzig von ihnen herausgreifen und drei davon sofort auf der Stelle enthaupten; der Rest wurde gefangen nach Königsberg geführt, wo noch acht, und einige Tage später drei weitere Führer enthauptet wurden, die anderen Bauern wurden zu schweren Geldstrafen verurteilt. Der Urheber des Aufstandes, der Müller von Caymen, wurde nach dort gebracht, enthauptet und sein Kopf zum Schrecken der anderen auf einen Spieß gesteckt. Die Lasten der Bauernschaft aber wurden noch weiter vermehrt, bis es endlich im Jahre 1564 zu einer Regelung ihrer Rechte kam.

Im Jahre 1535 wurden im Gebiet des Kammeramtes Pobethen 183 preußisch-kulmische, 35 Freie und 9 Krüger als seßhafte Mannschaften genannt, damit war es das wehrhafteste aller Kammerämter des westlichen Samlandes. Der Sitz des Kammeramtes aber war jetzt nicht mehr Pobethen, sondern Grünhoff, wengleich es noch im achtzehnten Jahrhundert als Pobethen-Grünhoff bezeichnet wurde. Die weitere Geschichte des Kammeramtes ist dann die des Kirchspiels Pobethen.



Lageplan der Burg Pobethen.
Nach Giese.

Pobethen.

Die Burg

Dort wo sich auf hochragendem Teichrand die Ruinenreste der alten Pobethener Ordensburg befinden, stand in heidnischer Vorzeit eine alte Preußenburg, bewohnt von dem hervorragenden Geschlecht der Pobetin. Nachdem sie der Orden unter seinem sechsten Landmeister Helmerich erobert, baute er an ihrer Stätte ein festes Ordenshaus, „die Burg Pobethen“. Der Umfang der Burg läßt sich nur noch schwer erkennen, die Grundmauern und Keller dürften aber unter dem eingeebneten Plateau noch vorhanden sein; ihre Größe entsprach wohl der aller anderen samländischen Ordensburgen.



Rest der Umfassungsmauer der Ordensburg Pobethen.

Über den Zeitpunkt der Erbauung liegt nur die Grunau'sche Mitteilung vor, die als ihre Baujahre 1260—70 annimmt; diese Angabe, die Grunau auch auf die anderen samländischen Burgen verallgemeinert, dürfte aber wohl nur vorsichtig zu verwenden sein, jedenfalls findet sie anderweitig keine Bestätigung.

Der von Giese um 1820 gefertigte Grundriß der Burg zeigt nur die Lage des Haupthauses und läßt eine Vorburg ganz vermissen, trotzdem eine solche sicher auch vorhanden war. Anzunehmen ist, daß sich in dem Haupthause auch eine Kapelle befand, da bereits 1321 ein Pleban in Pobethen genannt wird, während die jetzige Kirche aus späterer Zeit stammt. Giese vermutet, wohl durch hier umlaufende Sagen angeregt, daß von der Burg ein unterirdischer Gang nach dem Vorwerk Kalaushöfchen führte, dessen Verlauf man bei flachem Wasserstand sogar

durch Stangen glaubte verfolgen zu können, und zeichnete einen solchen auch mit ein, jedoch erscheint den ganzen Bodenverhältnissen nach ein derartiger Bau sehr unwahrscheinlich.

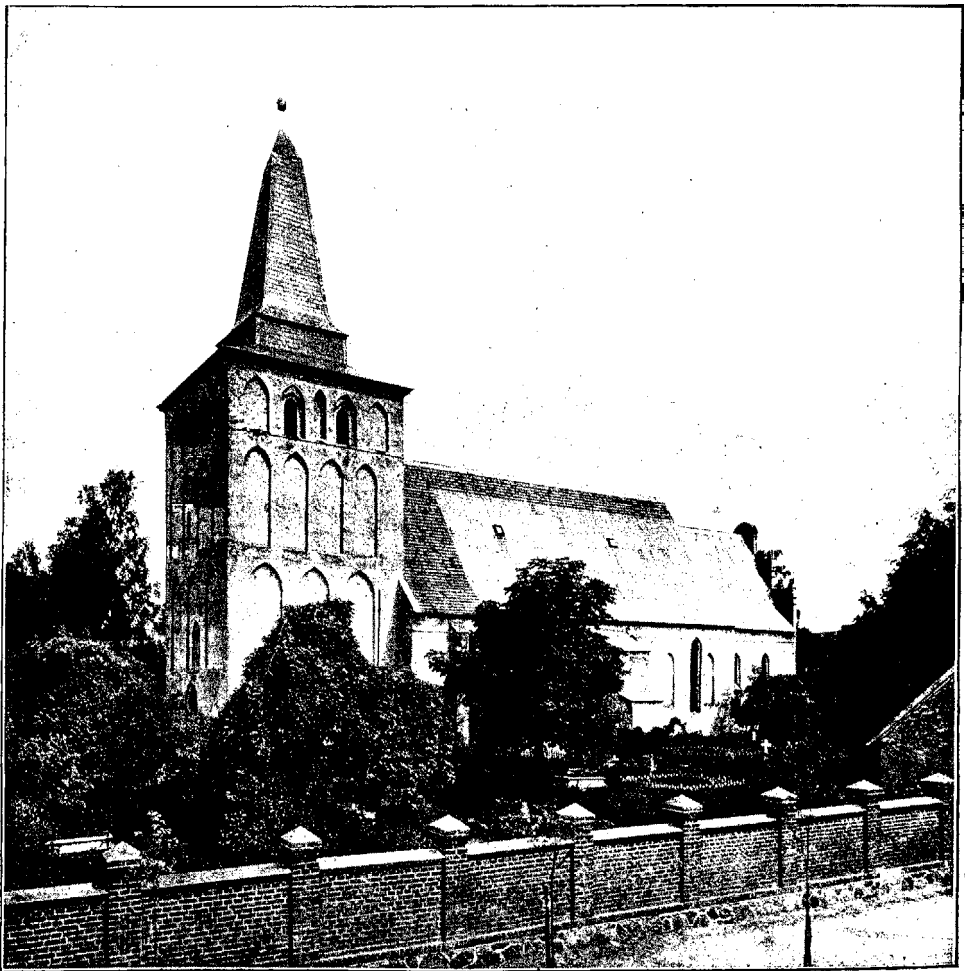
Auch über die letzten Jahre der Burg liegen keine zuverlässigen Nachrichten vor, wenn auch die allgemeine Meinung dahin geht, daß sie während des Bauernaufbruchs im Jahre 1526 von den Aufständischen zerstört sein soll. 1912 begann die Gemeinde die Reste der Grundmauern abzureißen und für Zwecke des Straßenbaues zu verkaufen; das Vorhaben konnte noch rechtzeitig verhindert werden. Die bereits freigelegten Reste der Fundamentierung, die den Ostflügel klar erkennen ließen, wurden wieder mit Erde bedeckt. Lieblich ist der Blick von dem auf drei Seiten durch Wasser und Moor geschützten Burghügel auf die freundliche Umgebung. Der etwa einen Morgen große Platz der Burg gehört der Pobethener Schulgemeinde und dient den Spielen der Jugend und der Einwohnerschaft für sonstige Veranstaltungen.

Die Kirche

Die im vierzehnten Jahrhundert erbaute Pfarrkirche in Pobethen gehört zu den größeren des Samlandes; in der Hauptsache aus Feldsteinen bestehend, wurde sie dann außen und innen verputzt und weiß getüncht. Der

auf eine Senkung des ganzen Baues hindeutende Boden der Kirche liegt unter der Höhe des Erdbodens; zwei kräftige, später der Südseite angebaute Pfeiler dienten dazu, ihrem drohenden Einsturz vorzubeugen. Der alte Aufsatz des Turmes brannte 1798 durch Blitzschlag ab, er wurde 1800 durch die jetzige eigenartige Bedachung ersetzt. Eine größere, 850 Taler kostende Kirchenreparatur wurde 1773 vorgenommen; die frühere Ziegelbedachung wurde 1869 durch eine solche aus Schiefer ersetzt und 1913 erneuerte man den Ostgiebel. Die Sakristei liegt auf der Nordseite.

Ihr Licht empfängt die Kirche in der Hauptsache durch sechs auf der Südseite liegende Fenster sowie durch die Fenster des Chores, alle im Spitzbogenstil; das eine Fenster auf der Nordseite ist in späterer Zeit hinzugekommen. Bedauerlich ist die Übertünchung des Kircheninneren, deren letzte in den vierziger Jahren vorgenommen wurde, da sich unter der Tünche noch alte Wandmalereien befinden sollen. Sicher sind hierdurch bedeutende kunstgeschichtliche Werte verloren gegangen, die, wenn sie erhalten geblieben wären, der Kirche zu einer besonderen Bedeutung verholfen hätten;



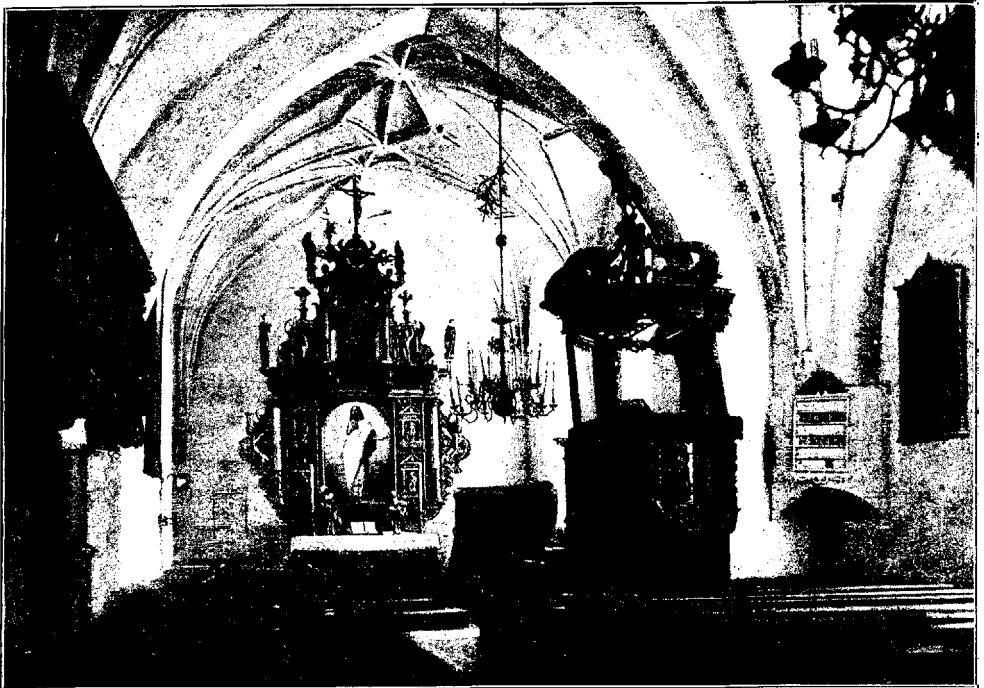
Die Kirche in Pobethen.

so muß man sich mit der Hoffnung begnügen, daß sie in künftigen Zeiten einstmals wieder freigelegt werden.

Ein künstlerisch viel umstrittenes Werk ist der barocke, stark polychrom bemalte und aus der Zeit des Kurfürsten Georg Friedrich stammende Altaraufsatz der Kirche, der zurzeit sehr verfallen erscheint, aber demnächst unter Einfügung älterer Figuren wieder repariert werden soll. An Stelle einer Dreieinigkeits-Holzschnitzerei, die früher den Mittelpunkt des Altars bildete, wurde 1891 ein mäßiges Christusbild eingesetzt, das sich garnicht dem Stil des Altars anpaßt. Die äußeren Seiten der Altarflügel zeigen in Holzschnitzerei die vier Evangelisten; die Innenseiten tragen künstlerisch beachtenswerte Malereien.

Aus katholischer Zeit und wahrscheinlich von einem älteren Altaraufsatz rühren noch einige in der Turmhalle befindliche Holzfiguren, Gott und Christus darstellend, her. Von besonderem künstlerischem Wert ist aber eine scheinbar noch mittelalterliche Stickerei — vermutlich ein ehemaliges Altarantependium oder das Dorsale eines Chorgestühls —, die in ausgezeichneter Arbeit neben einem Bischof die Figuren der heiligen vier Jungfrauen Catharina, Barbara, Dorothea und Margarethe zeigt. Die Arbeit soll an eine ähnliche in Thorn erinnern. Das wertvolle Stück wurde der Kirche um 1675 von einer Frau Pfarrer Bock geschenkt.

Im Chor hängt ein kunstvoll aus Holz geschnittenes älteres Epitaph, das in schwarzer und weißer Farbe gehalten, zwei gekreuzte Fische auf blauem Grunde zeigt, leider fehlt das einst dazu gehörende Bildnis. Wertvoll ist auch ein aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammender Kelch, eine reich vergoldete Silberarbeit; in seinem Knauf soll ehemals eine Reliquie aufbewahrt gewesen sein. Bemerkenswert ist auch das früher zur Aufbewahrung der heiligen Gefäße dienende Sakraments-



Inneres der Kirche Pobethen.

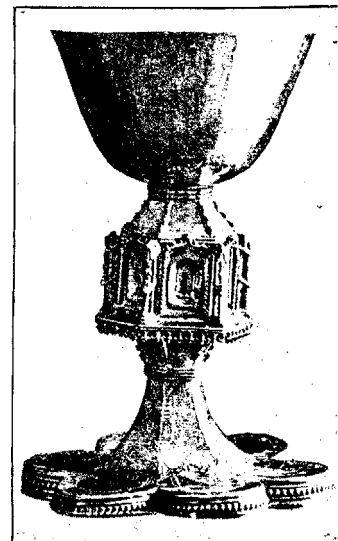
häuschen hinter dem Altar, das auf der Innenseite Malereien aus dem vierzehnten Jahrhundert aufweist.

Die bemerkenswerte, reich in Holz geschnitzte Kanzel mit den an ihr angebrachten sechs guten Holzfiguren stammt aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Sie wurde in den Jahren 1710 und 1891 repariert. Ein ähnliches, reich vergoldetes Schnitzwerk soll auch die jetzt nicht mehr vorhandene Taufkammer geziert haben; die Taufe selbst stammt aus dem Jahre 1664. Gute Schnitzereien zeigt auch eine Empore.

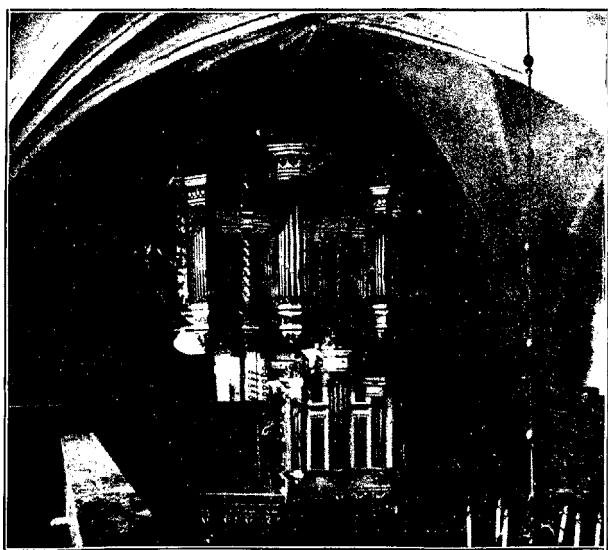
Die angeblich von Mosengel 1680 erbaute Orgel wird durch ein ausgezeichnetes Rankenschnitzwerk verdeckt; eigenartig ist die an ihr angebrachte Vororgel. Da sämtliche Pfeifen Verzierungen aufweisen, entging das schöne Werk der Beschlagnahme im Kriege. Reparaturen der Orgel fanden 1766 und 1854 statt. Die in der Turmhalle befindliche Zusammenstellung dreier Schwerter und einer Trompete erinnert an die Sage vom Kösnicker Trompeter (s. Seite 228). Die Trompete ist eine Nürnberger Arbeit des Jahres 1664.

Die drei Glocken der Kirche stammen aus den Jahren 1835, 1845 und 1853. Von einer älteren Glocke Pobethens hat sich folgende Sage erhalten:

Einer Wöchnerin wollten die „Unterirdischen“ ihr neugeborenes Kind stehlen, sie wurden aber durch das Geschrei der Mutter vertrieben, worauf sie unter Verwünschungen unverrichteter Sache abzogen. Diese Flüche waren wohl die Ursache, daß das Kind bald nach der Taufe, in der es die Namen Anna Susanna erhielt, starb. Die Pobethener Glocke führte aber die gleichen Namen, und als sie dann beim Begräbnis des Kindes geläutet werden sollte, flog sie mit gewaltigem Schwung aus dem Schalloch in den nahen Mühlteich.



Altarkelch in Pobethen.



Orgelprospekt in der Kirche Pobethen.

Man zeigt noch die Stelle, wo sie hineinfiel, aber herausziehen läßt sie sich nicht.

Ein altes, am Seiteneingang der Kirche liegendes Weihwasserbecken aus Granit ist der Vogelwelt des Friedhofes eine poesievolle Tränke.

Der Umfang des Kirchspiels hat sich seit der Kirchspieleteilung im Jahre 1531 bis zur Gegenwart bis auf einige kleinere Veränderungen erhalten. 1576 kamen die Ortschaften Lixeid, Schlakalken und Tenkieten zum Kirchspiel Sankt Lorenz, dagegen fiel Eisseln im achtzehnten Jahrhundert an Pobethen.

Anfänglich war die Pfarre nicht so gut dotiert, wie jetzt schon seit Jahrhunderten, denn 1540 ging der Pfarrer Michael Will zur Memeler Kirche, weil ihm die Pobethener Stelle zu ärmlich war. Will war übrigens einer der ersten katholischen Geistlichen Preußens, der zur lutherischen Lehre übertrat. Ihre bedeutendste Verbesserung erhielt die Pfarrstelle von Johann Wichert durch die Schenkung von vier Hufen Landes. Wichert besaß Kösnicken, von dem er einen Teil zum Pfarrgut Pobethen abzweigte; hierdurch wurde die Pobethener Pfarre so gut fundiert, daß es nach einer alten Redensart heißt: „in Pobethen verhungert kein Pfarrer“. Nach einer bei der Kirche befindlichen Urkunde soll das Pfarrgut selbst bereits 1583 vorhanden gewesen sein. Das Pfarmland war dann lange Jahre der Gegenstand des Streites zwischen Kirche und Gemeinde, die beide Anspruch darauf erhoben. Die letztere weigerte sich namentlich, zu den Unterhaltungskosten der auf dem Pfarrgut stehenden Gebäude etwas beizutragen.

Um 1800 betrug der Umfang des Pfarrgutes $543\frac{1}{4}$ Morgen, hierzu kamen noch $45\frac{1}{2}$ Morgen zum Predigerwitwenhaus gehörenden Landes, die damals für



Mittelalterliche Kirchenstickerei.

24 Taler verpachtet waren. Zurzeit hat das Pfarrgut etwa 160 Hektar, von denen gegen 60 Hektar auf einen an der Samlandbahn gelegenen Wald entfallen. Das Pfarrgut ist seit langer Zeit verpachtet und die Pfarre nach dem 1906 erbauten stattlichen Pfarrhaus in Pobethen verlegt. Das alte Pfarrwitwenhaus dient heute als Schulgebäude.

Der Ertrag des Pfarrgutes setzte die Pobethener Pfarrer in die Lage, bei weitem besser als ihre anderweitigen Amtskollegen zu leben. So wird von dem 1732 bis 1761 hier wirkenden Friedrich Wilhelm Bohlius (Bohl) berichtet, daß er gesellschaftlich ein sehr großes Haus führte und sich sogar mit eigener Pferdezucht beschäftigte; sein Nachfolger Christian Taege, von dem noch zu sprechen sein wird, soll sogar in einem mit vier stattlichen Schimmeln bespannten Wagen zur Kirche gefahren sein. Übrigens stand dem Pfarrer früher ein Boot zum Übersetzen über den Teich nach dem Pfarrgut zur Verfügung.

Unter den Geistlichen Pobethens hat sich der hier von 1540 bis 1580 amtierende Abel Will dadurch einen bis auf den heutigen Tag besonders geachteten Namen erworben, daß er den Luther'schen Katechismus in die altpreußische Sprache übersetzte; die Übersetzung geschah auf Geheiß des Herzogs Albrecht. Das in

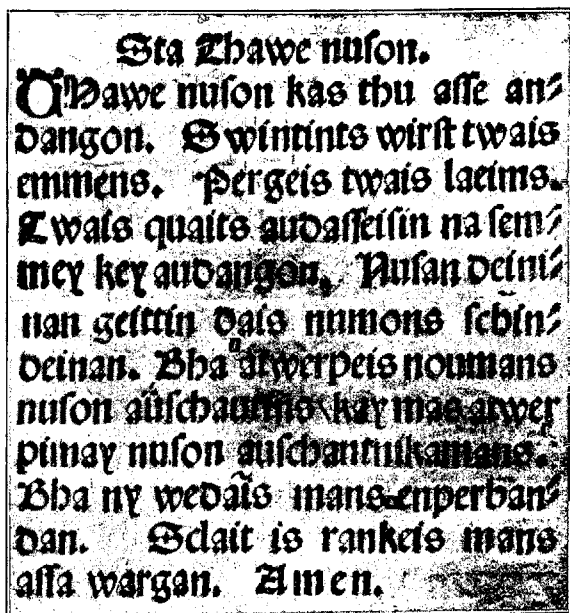
der Königsberger Bibliothek befindliche Exemplar ist überhaupt das einzige Druckwerk in altpreußischer Sprache, das sich in unsere Zeit hinübergerettet hat, ja vielleicht überhaupt gedruckt worden ist. Trotzdem Abel Will aus dieser Gegend stammte, mußte er sich doch bei der Übersetzung der Hilfe seines Tolken bedienen. Der damalige Hauptmann von Grünhoff, George von Eichicht, scheint aber dieser Tätigkeit seines Pfarrers kein Wohlwollen entgegengebracht zu haben, denn er hinderte den Tolken durch Scharwerksarbeit nach Möglichkeit an der Mitarbeit, so daß Will sich im September 1554 bei seinen Königsberger Amtskollegen beschwerte, hierbei den Hauptmann als „ein sonderliches Werkzeug des Weltfürsten Satan“ bezeichnend.

Das Königsberger Exemplar des „Enchiridion“ enthält neben dem Katechismus auf 55 Seiten auch Taufordnungen, Gebete und Unterweisungen; es ist von der dritten 1561 gedruckten Ausgabe. Bereits 1545 war die erste 17 Seiten umfassende Ausgabe erschienen und zwar unter dem Titel: „Catechismus in preußischer sprach und dagegen das deutsche. 1545 gedruckt zu Königsberg in Pr. durch Hans Weinreich.“

Es sind Zweifel aufgetaucht, ob die Will'sche Übersetzung wirklich die altpreußische Sprache wiedergibt. Pierson hält sie z. B. für einen samländischen Dialekt des Lettischen, der damals sicher an der Küste noch stark verbreitet war. Fraglich erscheint nur, ob für einen derart kleinen Bevölkerungsteil überhaupt eine Drucklegung, dazu noch in mehreren Auflagen, lohnend war. Nach anderer Auffassung soll allerdings die dritte Ausgabe den samländisch-preußischen Dialekt genau erreicht haben.

Will wurde später in die das kirchliche Leben Preußens stark erschütternden Osiander'schen Streitigkeiten mit hineingezogen und kam hierdurch sogar ins Königsberger Gefängnis, durch Hinterlegung einer Geldsumme seitens seiner Kirchspielsangehörigen wurde er befreit, mußte aber 1575 sein Amt niederlegen. Schließlich erblindete Abel Will und starb mittellos im Löbenicht'schen Hospital zu Königsberg.

In der Kirche hängen die Bildnisse von zwei früher in Pöbethen wirkenden Geistlichen. Das eine ist das von Arnold Brüning, Pfarrer von 1675 bis 1715, und das andere stellt den 1762 bis 1804 hier amtierenden Christian Taeye dar. Die Berufung Taeges, der in Marienwerder geboren war, kam unter eigenartigen Umständen zustande. Taeye war bereits für ein Pfarramt in seiner Vaterstadt bestimmt,



Das Vaterunser.

Aus dem „Enchiridion“, der kleine Katechismus
Doktor Martin Luthers Teutsch und Preußisch.
Gedruckt zu Königsberg in Preußen
durch Johann Daubmann 1561.

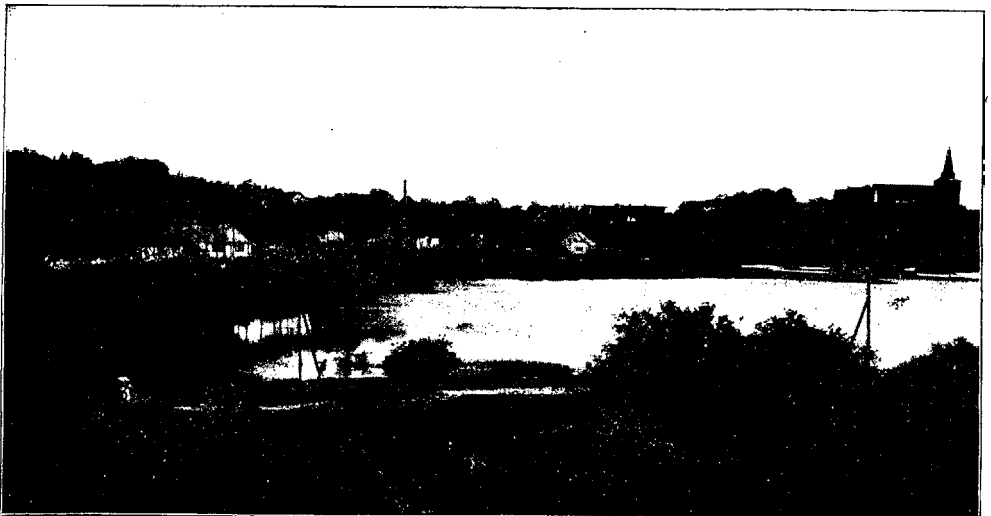
als ihn der damalige russische Gouverneur General Fermor predigen hörte und ihn dazu bestimmte, die über die Weichsel vorrückenden Russen zu segnen. Auf den Einwand, daß er kein Wort Russisch spräche, veranlaßte ihn Fermor, nur immer recht häufig die Namen Isaak, Jakob und Abraham zu gebrauchen, die dann auch solchen Eindruck machten, daß Taege als Feldprediger bei Fermor bleiben mußte und u. a. auch die Schlacht bei Zorndorf mitmachte.

Als Fermor in Ungnade fiel, kam Taege aus ungeklärter Ursache in politischen Verdacht und wurde nach der Peter-Paulsfestung in Petersburg gebracht, wo er zwei Jahre vier Monate unschuldig in Untersuchung saß. Als Entschädigung erhielt er von dem späteren russischen Gouverneur Grafen Panin 1762 die Pfarre in Pobethen. Taege starb 1807 nach neunundvierzig Dienstjahren dreiundachtzig-jährig in Pobethen, ihm werden viele Verschönerungen des Ortes zugeschrieben. Seine Lebensgeschichte, ein interessantes Dokument der damaligen Zeit, wurde 1804 nach Aufzeichnungen Taeges von dem Pfarrer Gerber in Sankt Lorenz dargestellt. Ein eigenartiger Zufall ist es, daß 1899, also fast ein Jahrhundert später, ein Urenkel Taeges, der jetzige Pfarrer Otto Taegen, die Pobethener Stelle erhielt.

Der Nachfolger Taeges wurde Chr. Gottlieb Röckner, ein geistig bedeutender Mann, den das Schicksal der königlichen Familie, die er als Feldprobst kennen gelernt, bestimmte, die Stelle in Pobethen, also in der Nähe Königsbergs, wo sie damals weilte, anzunehmen.

In den Jahren 1558 bis 1711 finden wir an der Pobethener Kirche auch Diakone; diese wurden an den samländischen Kirchen im Interesse der preußisch redenden Bevölkerung gehalten, nach dem Eingehen dieser Sprache betätigten sie sich im Schulamt; sie sind von den Kirchenadjunkten zu unterscheiden.

Aus der Pobethener Kirchenchronik mögen hier noch einige kulturgeschichtlich interessante Nachrichten angeführt werden. So heißt es 1665 nach einer Kirchenvisitation, daß die Herren Geistlichen ihr Amt treulich und fleißig verwalten, die Evangelia, den Catechismus und nützliche Lehren auß heyl: Schrift der Gemeinde erbaulich vortragen. Weiter wird gemahnet, die Verächter des Gottesdienstes, wie auch die Zantler (Zauberer) und Böter (Besprecher) vierzehn Tage nacheinander



Blick auf Pobethen 1921.

aufzufordern, von solchem ruchlosen wesen abzumahnem, undt, da innerhalb 6 Wochen keine Beßerung erfolget, sie dem Amt zur Bestrafung anzumelden. Den Unzüchtigen wird mit dem Halseisen gedroht. Wer drey bis viermal darüber betroffen wird, soll des Landes verwiesen werden. Der Gottesdienst soll präcise 8 Uhr beginnen, und zwar den Sommer wie den Winter hindurch, und soll des Winters die bisher gewöhnliche und nützliche frühe Predigt, des Sommers aber die Vesper oder Catechismuspredigt getrieben werden. Damit desto bequemer die zwo Predigten bestellt und dennoch die Zuhörer wieder zur rechten Zeit nach Hause fahren mögen, sollen alle Kinder, auch alle junge und rohe Gesindlein, desgleichen alle, die nahe an der Kirche wohnen, den Sonnabendt zuvor zur Beichte kommen.

Ferner meldet die Chronik aus dem Jahre 1690, daß von einem Bauern zur Taufe 50 Paten gemeldet seien, und 1746 waren unter den Konfirmanden einige



Dorfstraße in Pobethen.

über 20, einer sogar über 30 Jahre alt. Um die gleiche Zeit wird bemerkt, daß alle bösen Sitten, wie Weihnachtsspiel, Schmackostern u. a., nicht mehr im Kirchspiel gepflegt werden.

Ein bemerkenswerter Erinnerungstag sollte für die Kirchengemeinde Pobethen die sechshundertjährige Jubiläumsfeier am 24. Juli 1921 werden. Trotzdem eigentlich bereits Hennenberger das Vorkommen eines Pfarrers hierselbst für 1295 schildert, knüpfte man an die erste Erwähnung eines Plebans in der Urkunde des Jahres 1321 an, in der ja eine ganze Reihe solcher Geistlichen im westlichen Samland angeführt werden. Mit gleichem Recht hätten daher bei einiger Aufmerksamkeit auch andere Kirchorte ein derartiges Fest begehen können. Der Tag wurde durch kirchliche Feier, Festzug, Jugendspiele auf dem Burgplatz, namentlich aber durch die Aufführung eines von dem zeitigen Pfarrer Taegen verfaßten und von Bewohnern Pobethens dargestellten Festspiels „Der Trompeter von Kösnicken“ in würdiger Weise begangen. Seitens der Gemeinden des Kirchenkreises Fischhausen, deren Pfarrer ausnahmslos an der Feier teilnahmen, erhielt die Kirche Pobethen

zwei schöne dreiarmige Leuchter; die Schuljugend des Ortes stiftete für die Sakristei ein Bild.

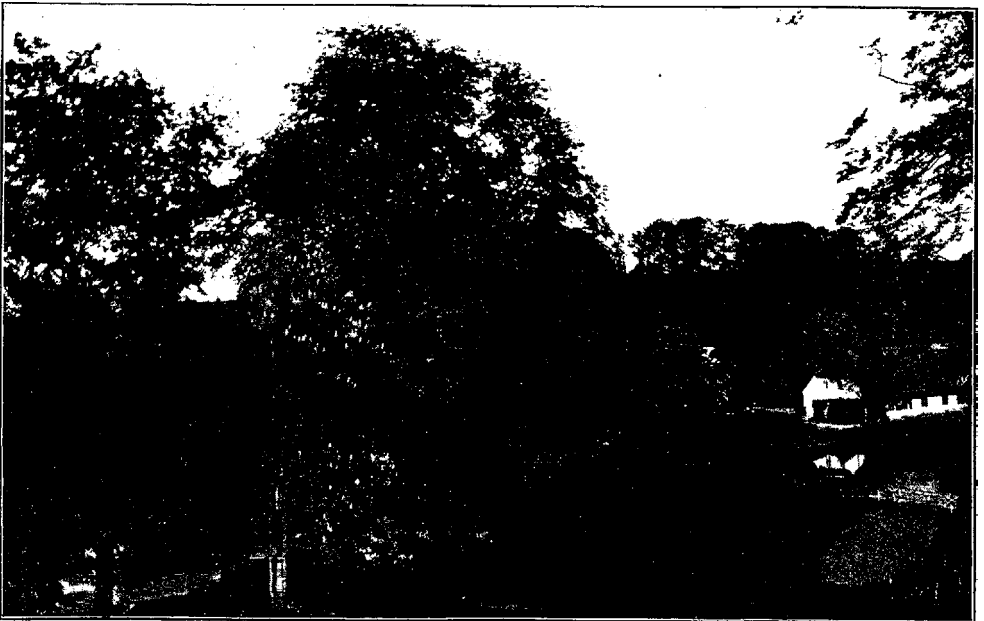
Das Kirchspiel hatte im Jahre 1844 3080 Bewohner, heute ist deren Zahl wesentlich größer; 140 Männer starben von ihnen im Weltkrieg für ihr Vaterland.

Das Kirchdorf Pobethen.

Das in seinem Aussehen fast einer Kleinstadt gleichende Pobethen war bis in die neueste Zeit, in der es an Einwohnerzahl durch die rapid sich entwickelnden Seebadeorte überholt wurde, die größte ländliche Ortschaft des Kreises Fischhausen. Seine Lage im Talkessel des Pobethen'schen Mühlenfließes und an dem durch Aufstau gebildeten Mühlenteich, ferner das Pobethen ringsum einschließende Hügelgelände machen den Anblick des Ortes zu einem überaus freundlichen. Von Einfluß auf das neuzeitliche Aussehen des Dorfes wurde der große Brand vom 25. Juni 1865, der namentlich den um die Kirche liegenden Ortsteil zerstörte.

Die heute sechsklassige Schule Pobethens wird erstmalig zur Zeit der Reformation erwähnt, damals wurde dem Schulmeister wie üblich das Schankrecht verliehen. Gelegentlich der samländischen Schulvisitationen durch Bischof Mörlin um 1570 hören wir nichts von ihr, dagegen werden schon 1660 ein Organist und ein Schulmeister in Pobethen aufgeführt. Von Wichtigkeit wurde für die Schulen des Kirchspiels die durch König Friedrich Wilhelm I. eingeführte Reorganisation der ländlichen Schulen, die zuerst im Hauptamt Schaaken, zu dem Pobethen immer gehörte, begann. Damals wurden Schulen in Pobethen, Rantau, Strobjehnen, Radnicken und Wartnicken (Watzum) vorgesehen. Das Gehalt des Pobethener Schulmeisters wurde auf 30 Taler jährlich festgelegt.

Wenig rühmlich vertrat seinen Stand der hier von 1762 bis 1806 wirkende Lehrer Folger, nach seinen mit lateinischen Zitaten geschmückten Briefen scheinbar ein Theologe, der sein Ziel nicht erreicht hatte. Folger wurde, namentlich durch



Blick vom Hannchenberg auf Mühle Pobethen.

seine aus Söhnen und Schwiegersöhnen bestehende große Familie, eine Plage der Gegend, ja er wird geradezu zum Oberhaupt einer Räuberbande gestempelt.

Pobethen war vor der Eröffnung der Samlandbahn eine Hauptstation der nach dem Strande Reisenden, sein Gasthauswesen daher stets von ziemlicher Bedeutung. Die in das Amt Grünhoff und das Pobethen'sche führende Landstraße lief von Königsberg aus über die Altstädter Ziegelscheune, die Walkmühle, Beydritten, Samitten, Dammkrug, Mischensche Milchbude, Sprindkrug, Eisselbitten, Saßlauken nach Grünhoff und weiter nach Pobethen. Wohl liegt der Ort heute an verschiedenen guten Kunststraßen, da aber die Samlandbahn, die in einiger Entfernung bei dem Ort vorbeifährt, die meisten Reisenden an Pobethen vorüber zum Strande führt, hat der Besuch Pobethens durch Ausflügler sehr nachgelassen.

1479 hören wir erstmalig von einem Krüger an der Kirche in Pobethen, dem drei Hufen Land und freies Lagerholz in der Kalxte, dem Kalkberg, verliehen wurden. 1527 wird dem Krüger gestattet, „gebrannten wein zu bornen und zu verschenken“, dagegen wird 1689 als lobend hervorgehoben, daß man in Pobethen keinen Branntwein mehr verschenkt. Heute befinden sich hier vier gute Gasthöfe, und da die Pobethener ein fröhliches Völkchen sind, finden sie wohl alle ein befriedigendes Auskommen.

Sehr rege ist das geschäftliche Leben Pobethens, so ist hier eine größere Bauanstalt für landwirtschaftliche Maschinen; jährlich finden drei Viehmärkte statt, auch fehlt es nicht an Arzt und Apotheke, und in den kaufmännischen Geschäften findet man alles für die Lebensbedürfnisse Erforderliche.

Humanen Zwecken dient das am Fuße des Hannchenberges liegende, für zwanzig Waisen eingerichtete Knabenwaisenhaus Kapernaum, das aber jetzt deren eine geringere Zahl aufnimmt und wegen seines baufälligen Zustandes voraussichtlich ganz aufgelöst werden muß. Im Ort befindet sich auch eine Baptistenkapelle.

Die Einwohnerzahl Pobethens stieg von 303 im Jahre 1830 auf 472 1858, 695 1895 und 885 1919; in letzterer sind jedoch die Bewohner der selbständigen Gutsbezirke Pobethen und Pfarrhof mit eingerechnet. Das adlig-köllmische Gut Pobethen ist aus der alten Ordensmühle hervorgegangen, mit ihm war früher zeitweise das nicht mehr existierende Gütlein „die Wange“, ferner Kalaushöfen, ehemals ein köllmisches Gütchen und auch Kalaushof oder Kalaushöfchen genannt, sowie der in Pobethen selbst liegende Dreirosenkrug verbunden; sogar Schwentlund bei Cranz gehörte im vorigen Jahrhundert zum Gut. Die Mühle liefert dem Ort und der Kirche elektrische Beleuchtung.

Die Lage der Mühle am Eingang des nach Diewens führenden Bachtals ist eine überaus liebliche, auch der hier befindliche Hannchenberg, der ehemals eine Preußenburg getragen haben soll, ist sehr beachtenswert, da er mit seinen schönen alten Bäumen, darunter besonders große Bergrüstern, zu einem Waldpark umgestaltet ist. Leider ist der einst schöne Ausblick von ihm, an dem sich noch die beiden ältesten Söhne König Friedrich Wilhelms III. mit ihrem Erzieher Delbrück erfreuten, und nach denen die betreffende Stelle der Fürstensitz hieß, verwachsen.

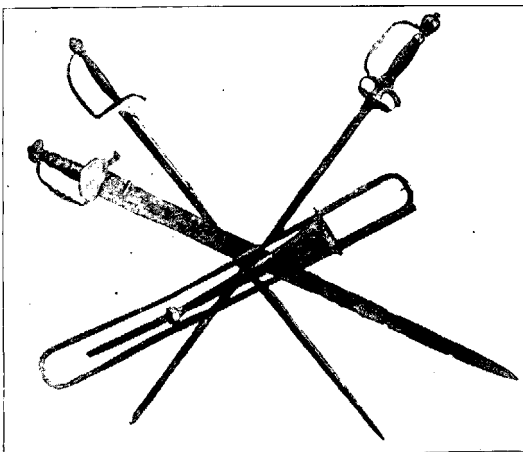
„Dich, alte Ostmark, grüß ich wieder,
 Dich, Heimatland, mit hellem Klang,
 Wo ihre süßen Wiegenlieder
 Mir einst der Ostsee Welle sang.
 Mit deinen Strömen, Seen und Triften,
 Mit deinen waldumkränzten Höhn!
 Genesungshauch in freien Lüften. —
 Mein Preußenland, wie bist du schön!“
 Max Hildebrand.

Die Dörfer und Güter des Kirchspiels Pobethen.

Es hat den Anschein, als wenn der Orden in dem Gebiet Pobethen nicht mit jener alles ertötenden Strenge vorging wie in dem benachbarten Beten, jedenfalls hat sich die altsamländische Bevölkerung in dieser Gegend am reinsten erhalten. In den noch vorhandenen alten Vasallenregistern aus dem fünfzehnten Jahrhundert sind uns viele Namen bevorzugter Preußen aus dem Pobethener Kammeramt erhalten, die gleichzeitig auf ihre Wohnsitze hinweisen, so die eines Dywon (Diewens), Hesse von Barteynen (Barthenen), Niclos von Garpseden (Garbseiden), Spaudenne von Yaugen (Jaugehnen), Simon von Rogun (Regehnen), Peter von Schuppayne (Schupöhnen), Warpune von Woykenik (Woytnicken), u. a. Besonders zahlreich ist noch heute im Kirchspiel die Familie Supplieth vertreten, die ihren Stammsitz in dem alten Sapolyten zu suchen hat, und die Heynczemann leben in dem Namen Hinzmann noch jetzt im Samland fort.

Das Kirchspiel Pobethen ist das des köllmischen Besitzes, der sich hier teilweise durch Generationen hindurch in den gleichen Familien vererbt hat. Nirgends im Kreise findet man so viele Dörfer als im Pobethen'schen, in dem der adlige Besitz eigentlich nur durch Watzum, das alte Wartnicken, vertreten wird, da Grünhoff als ehemalige Domäne eine Sonderstellung hat.

Ansehnliche, einst bewaldete Hügel, wie der Kanonen-, Roll-, Lehm- und Kapicks- (= kahler) Berg begleiten die etwa 3 1/2 Kilometer lange Kunststraße von Pobethen nach der Bahnhaltestelle Watzum-Pobethen. Am Kapicksberg liegt



Andenken an den Kösnicker Trompeter
 in der Kirche zu Pobethen.

Kösnicken, 1400 Kelenik, später auch Kisslenicken genannt. Das Dorf ist die Heimat jenes Trompeters, dessen schon bei Pobethen gedacht wurde. Dieser diente der Überlieferung nach bei den Preußen, wurde aber von den Schweden gefangen genommen und nach dort transportiert. Seines guten Betragens wegen ließ man ihn nach Belieben ausreiten, und so kam er auch eines Tages an den Strand. Große Eisschollen trieben auf dem Meere; in seiner Sehnsucht nach der Heimat bestieg er deren eine, und da die Strömung günstig war, trug sie ihn mit dem Pferd der Heimat zu, wo er bei Rantau landete.

Zum Dank für seine wunderbare Rettung weihte er Trompete und Degen seiner Heimatkirche. Nach einer anderen Lesart soll der Gerettete jedoch ein schwedischer Dragonertrompeter gewesen sein, der vor den andringenden Preußen auf einer Eisscholle zu entfliehen suchte. Die Scholle trieb aber wieder an Land, wo der Große Kurfürst den Trompeter selbst in Empfang nahm und ihm in Anbetracht der wunderbaren Errettung ein Gütchen in Kösnicken schenkte. Der Trompeter erfreute sich aber nur kurze Zeit seines Besitzes, da er bereits vier Wochen nach seiner Errettung gestorben sein soll.

Südlich im Tale des Pobethener Mühlensießes liegt das Dorf Pertelnicken, das ehemals Girteniten hieß; seinen Namen soll es von pilte -- Brücke herleiten, also die an der Brücke Wohnenden. 1392 heißt der Ort Partiltiken, und bei von Nostiz, der bereits am Ende des sechzehnten Jahrhunderts die hier befindlichen Fischteiche erwähnt, wird er Pertelnigken genannt. Diese Fischteiche fanden bei der im Jahre 1896 von ihrem jetzigen Besitzer, Kordgien, mit Staatszuschuß be-



Bruthaus der Fischzuchtanstalt Pertelnicken.

gründeten künstlichen Fischzuchtanstalt wieder Verwendung; diese ist in ihrer Art die einzige Anstalt Ostpreußens. Ursprünglich wurden Bach- und Regenbogenforellen, ferner Säblinge und Karpfen nach neuestem Zuchtverfahren gezogen, dann auch Schleien, Karauschen, Goldorfen und ein gut gedeihender Zwergwels; jetzt ist der Karpfen der Hauptfisch des 44 größere und kleinere Teiche und Wasserbecken umfassenden Betriebes. In dem tiefen Moor fand man in den achtziger Jahren das Skelett eines Ritters in voller Ausrüstung, welcher der Sage nach hier gelegentlich des Aufstandes der samländischen Bauern 1526 verunglückt sein soll. Eine Anhöhe nördlich des Ortes heißt der Totenberg. Pertelnicken hat eine einklassige Schule.

Südlich von Pertelnicken liegt die bewaldete Anhöhe des Dellgiener Wäldchens, einer Fortsetzung des Alkbogens und in der Hauptsache den benachbarten Gütern Dellgiener und Kiautriener gehörend. Seine höchsten Punkte sind mit 85 Metern der Stadtberg, ferner die Bismarckhöhe und der Staatberg, an dessen Fuß das im Verfall begriffene Kurhaus Dellgiener liegt. Das Wäldchen hat schöne, zum Teil noch urwaldähnliche Partien, auch deuten wallartige Erhebungen auf eine

möglicherweise hier einst bestandene Preußenburg hin. Das kleine Gehöft Alk ist ein ehemaliges Eigenkätchnergrundstück.

Dellgienen besteht aus einem adligen Anteil, der diese Eigenschaft auf seine ehemalige Zugehörigkeit als Vorwerk von Wernershof herleitet; ferner aus den Vorwerken köllmisch und adlig Dellgienen. Der Ort wird erstmalig 1400 als Dilgen, später als Dolgyn angeführt; der Name rührt von delgis = Brennessel her, also der Ort, wo Brennesseln wachsen. Kiautrienen, 1400 Keutherinen oder Taubenort, war früher ein Dorf mit zwei Freigütern, die jetzt in einen Besitz mit Gutscharakter zusammengezogen sind.

In fast unmittelbarer Nähe der Bahnhofstelle Watzum-Pobethen liegt das ehemals adlige Gut Wartnicken, das infolge Verwechselungen mit ähnlich lautenden Ortschaften des Samlandes im Jahre 1901 den Namen Watzum erhielt. Die Wahl dieses sonst in Ostpreußen nicht bodenständigen Namens hatte ihren Grund darin, daß der damalige Besitzer Wartnickens, ein Freiherr von König, den seines im Kreise Wolfenbüttel liegenden Stammgutes hierfür in Vorschlag brachte. Die Größe des Gutes betrug um 1700, da zu ihm noch Obrotten gehörte, etwa 23 Hufen (ungefähr 175 Hektar), es war damals im Besitz eines Tribunalrates von Cauwitz; ein Jahrhundert später gehörten zu ihm, einschließlich des jetzt nicht mehr bestehenden Vorwerkes Gertrud oder Gertrudenhof, 883 Morgen. In den fünfziger Jahren vorigen Jahrhunderts war der Umfang auf 1656 Morgen gestiegen, da zu ihm noch der gleichfalls eingegangene Abbau Wartnickswalde, der zeitweilig auch einen Teil des Gutes Galtgarben bildete, ferner das jetzt selbständige Gut Karschau gehörten. Zurzeit beträgt der Gutsumfang etwa 300 Hektar. Das alte gediegene Gutshaus ist in neuerer Zeit leider durch einen wenig zum Gebäude passenden Vorbau verunstaltet worden. Das Moorgelände des Prachergrabens trennt Watzum von Karschau; der Graben war hier in früherer Zeit als Teich gestaut, den der Große Kurfürst nebst dem Nastrehner Teich seinem damaligen Stallmeister in Grünhoff für 2000 Taler verkaufte. Von der Höhe bei Watzum hat man einen schönen Blick auf den nördlichen Teil der Alk.

Westlich schließen sich an Watzum das Dorf Regehnen mit dem politisch ihm eingemeindeten Gut Tolklauken an, letzteres gehört aber kirchlich zu Sankt Lorenz. Regehnen mit seiner Gemeindeflur von etwa 450 Hektar, auf der man ein Gräberfeld aus dem ersten Jahrhundert n. Chr. aufdeckte, hatte 1919 205 Einwohner, sowie eine Schule. Regehnen, wie auch das mehr nördlich, am Fuße des bis 86,5 Meter hohen Kalthofer Berges liegende kleine Gut Kalthof mit Ziegelei, ein ehemaliges Freigut, wurden 1888 endgültig in Pobethen eingepfarrt. An den Kalthofer Berg knüpft sich die Sage von einem Braukessel voll Goldes, den die Bauern in alten Zeiten vergebens zu heben versuchten. Ein bei Kalthof früher liegender Hof Sundlauken existiert nicht mehr.

Die an der Nordküste liegenden Ortschaften des Kirchspiels, Rantau, Alknicken, Garbseiden und Eisseln, von denen das erstere sogar bestrebt ist, sich zur Sommerfrische zu entwickeln, nachdem es schon früher als beispieldlos billiger Badeort gerühmt wurde, sind richtige Stranddörfer. Rantau wird im Jahre 1297 in die Geschichte eingeführt, in dem der Landmeister Meinhard von Querfurt dem Preußen Peiskote und seinen Erben zwei Haken im Felde Rantowe verlieh. Rantau war stets eine größere Ortschaft, in der bis in die neuere Zeit 11 Freibauern saßen, und da es mit der Zeit mehrere, zum Teil weiter entfernte Gehöfte eingemeindete, wuchs sein Umfang auf 793 Hektar mit 1919 414 Bewohnern

diese Zahlen waren noch vor etwa hundert Jahren 1766 Morgen (etwa 608 Hektar) mit ungefähr 200 Personen. Die Rantauer Schule ist zweiklassig. Ein beliebter Aufenthalt der Neukuhrener Badegäste ist die beim Ausgang des Prachergrabens beginnende und sich über den Rantauer Bach 2 1/2 Kilometer bis zur Rantauer Spitze hinziehende, mit Kiefern aufgeforstete Düne. An der am weitesten in die See vorspringenden Stelle der Nordküste, der etwa 9 Meter hohen Rantauer Spitze, steht Bernstein in der Höhe des Seespiegels an; in der See befindet sich ein großes Steinlager, das die See aus diesem Kap freispülte.

Zwischen Rantau und Alknicken liegt die Rantauer Palwe, ein Hügelgelände mit dem großartigsten, jetzt jedoch zumeist zerstörten oder beackerten Gräberfeld Ostpreußens. Auf einem dieser Hügel, der Pflingstberg genannt, pflegten die Hirten früher Johannisfeuer anzuzünden. Alknicken weist mit seinem Namen auf eine Erlengegend hin, eine solche findet man auch etwas aufwärts am Alknicker Bach; die Gegend muß überhaupt früher stark bewaldet gewesen sein, denn ältere Karten zeigen noch einen „gemeinen preußischen Wald“ bei dieser bis in die neuere Zeit



Der Kalkberg von Osten.

auch Alexnicken, ursprünglich Wokeniten heißenden Ortschaft. Alknicken hatte in früherer Zeit 7 Freigüter mit je 2 Hufen Land, jetzt besteht es in der Hauptsache aus einem etwa 160 Hektar großen Besitz, weitere 120 Hektar verteilen sich auf die anderen Stellen. Politisch mit Alknicken verbunden sind das kleine Gütchen Alleinen, zeitweilig früher die Wohnung eines Unterförsters, ferner Preußisch Rockels, einst ein königlicher Krug, der 1389 Porrockeln hieß und seinen Namen von einem auf ihm angesiedelten Sudauer Rukals herleitet. Insgesamt hatte Alknicken 1919 136 Bewohner.

Bemerkenswert ist diese Gegend durch den etwa 1 Kilometer langen, 400 Meter breiten und etwa 52 Meter hohen Kalkberg, von dem es bereits in der Ordenszeit heißt, „er ist ein feiner runder bewaldeter Berg“. Der Hügel hat mit Kalk aber nicht das geringste gemein, sondern er hieß früher der Kalxteberg, und in der Kalxte holten sich die Bewohner der Umgegend ehemals ihr Holz. Einige wallartige Erhebungen auf dem sich etwa 20 Meter über dem Terrain erhebenden und nach Westen steil abfallenden Kalkberg will man für die Reste einer Wallburg ansehen; die Lage des die ganze Gegend beherrschenden Hügels lassen ihn für eine Verteidigung jedenfalls als geeignet erscheinen.

Geologisch gilt der Kalkberg als eine Endmoräne, in der wir wohl das größte Steinlager des Samlandes zu erblicken haben; staunenswert ist, in welchen Massen das mit großen Blöcken gemischte Geröll auf der Geschiebemergelschicht lagert. Die Nordseite des Berges wird daher seit kurzem in großzügiger Weise zur Gewinnung dieser Steinmassen abgebaut, so daß er hier bereits ein völlig verändertes Aussehen erhalten hat. Auch die Oberfläche des Kalkberges ist mit großen Blöcken übersät, hierdurch völlig den Eindruck eines Mittelgebirges machend. Bemerkenswert sind die schönen Ausblicke vom Kalkberg.

In ziemlicher Eintönigkeit verläuft die Küste von Alknicken bis Cranz, sie macht hierbei einen gewaltigen Bogen, der nur bei Garbseiden durch einige kleinere Buchten unterbrochen wird; nirgends aber erheben sich die Seeufer auf mehr als 9 Meter Höhe. Das an ihr liegende Garbseiden ist mit seinen 478 Hektar ein recht umfangreiches Dorf, die Hälfte von ihnen entfällt jedoch auf ein im Dorfverbande liegendes Gut. Die erste Nennung der Ortschaft, die ihren Namen von



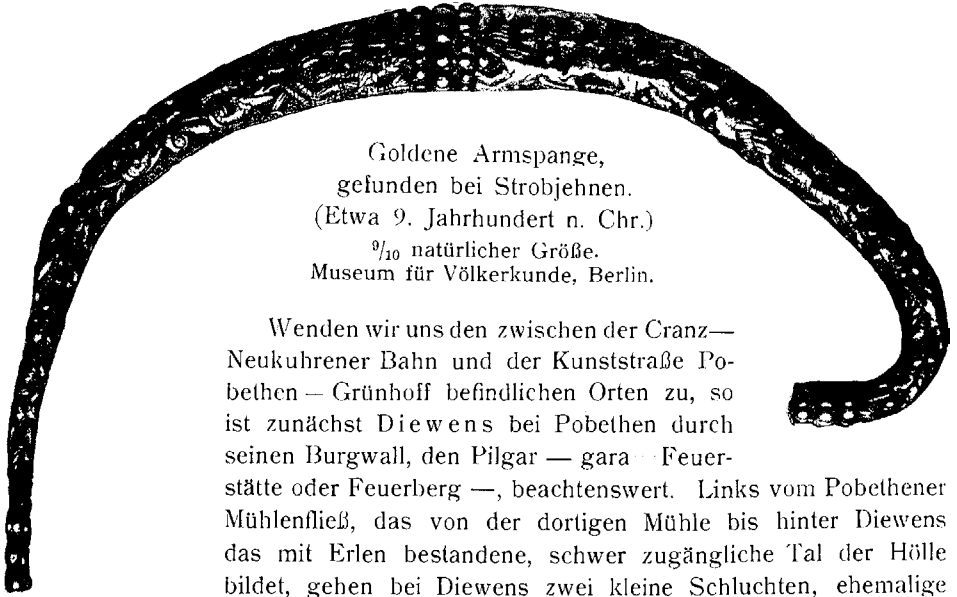
Partie am Steinbruch des Kalkberges.

garbs = Berg ableitet, geht auf das Jahr 1343 zurück. Das unmittelbar an Garbseiden stoßende Strobjehnen, 1400 Strobyein, in dem früher drei Freigüter lagen, hat sich seinen alten Dorfcharakter erhalten; von bedeutendem Umfang ist hier die an der See liegende und als Gemeindeweide dienende Palwe. Die Schule ist zweiklassig; 1919 hatte es 170 und Garbseiden 129 Einwohner.

Bei Strobjehnen fand der Scharwerksbauer Gottfried Rohde 1799 beim Kornsäen einen goldenen, auf der Oberseite mit Reliefdarstellungen bedeckten Armring, dessen Goldwert allein man damals bereits auf 97 Dukaten schätzte. Das Gewicht des vermutlich aus Skandinavien stammenden, etwa 25 Zentimeter langen und 5 Zentimeter breiten überaus kostbaren Stückes beträgt 347 Gramm. Der Fund kam damals in die königliche Kunstkammer und bildet jetzt ein Prunkstück des Berliner Museums für Völkerkunde. Eingehend wurde er von Dr. Ebert in der Prähistorischen Zeitschrift 1911 beschrieben.

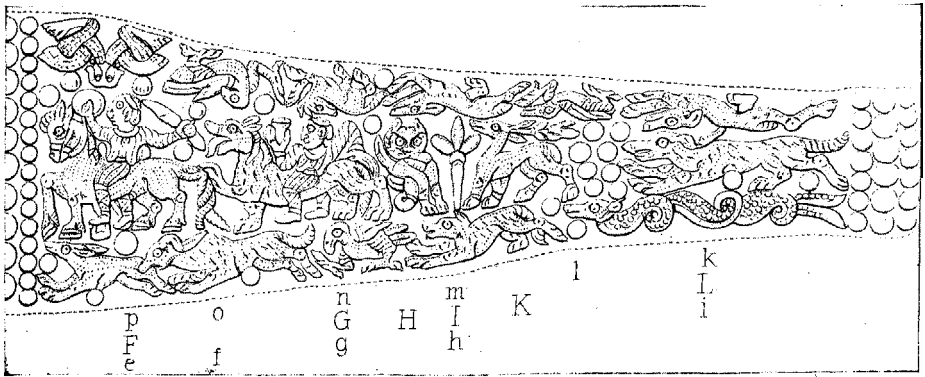
Westlich im Tal des Pobethener Fließes liegt auf fruchtbarem Boden das kleine Dorf Biegiethen. Das letzte der Strandorte des Pobethener Kirchspiels

ist Eisseln, 1400 Aisoln. Hier landeten am 24. Juni 1804 auf einem kleinen Kahn 6 Männer, 2 Frauen und 4 Kinder, die beim Fischen von der Insel Ösel durch Sturm abgetrieben waren und unter Hunger und Lebensgefahr gegen die Gewalt der See gekämpft hatten; die Personen wurden dann auf einem Rigaer Schiff heimbefördert.



Goldene Armspange,
gefunden bei Strobjehnen.
(Etwa 9. Jahrhundert n. Chr.)
 $\frac{9}{10}$ natürlicher Größe.
Museum für Völkerkunde, Berlin.

Wenden wir uns den zwischen der Cranz—Neukuhrener Bahn und der Kunststraße Pobethen—Grünhoff befindlichen Orten zu, so ist zunächst Diewens bei Pobethen durch seinen Burgwall, den Pilgar — gara — Feuerstätte oder Feuerberg —, beachtenswert. Links vom Pobethener Mühlensieß, das von der dortigen Mühle bis hinter Diewens das mit Erlen bestandene, schwer zugängliche Tal der Hölle bildet, gehen bei Diewens zwei kleine Schluchten, ehemalige Rinnsale, zur Höhe, zwischen denen der große Burgwall des Pilgar liegt. Nach drei Seiten schützt ihn das ehemals sumpfige Terrain, nach Westen der zu besonderer Höhe aufgeschüttete Stirnwall von etwa 80 Meter Länge. Ein weiterer, sich auch um die Südseite herumziehender Wall ist fast völlig zerstört, wie überhaupt das Werk, trotzdem es nicht beackert wird, recht



Figurenfries der rechten Seite der Armspange.

gelitten hat. Unter der Bezeichnung „dieves“ verstanden unsere Vorfahren einen bösen Erdgeist, dessen Wüten auch der bekannte Zacharias Werner in seinem Epos „Das Kreuz an der Ostsee“ schildert. Diewens, früher ein Dorf mit 5 Freigütern, ist seit 1912, und nachdem diese bereits lange in einem Besitz vereinigt waren, ein Gut von etwa 250 Hektar mit 1919 190 Einwohnern.

Kleinere Dörfer in der Nähe Pobethens sind noch Lauknicken, Barthenen und Paggehnen. Das erstere wird schon 1301 gelegentlich der Verleihung einer Hufe Landes durch den Landmeister von Goldbach an die Preußen Swentike und Kerse als Leukeniken villa bezeichnet. Noch vor nicht zu langer Zeit hatte der 269 Hektar große Ort vier Köllmer, jetzt sind von dem Gemeindeland etwa 200 Hektar in eine Stelle zusammengezogen; ein Grundstück des Ortes, auf dem

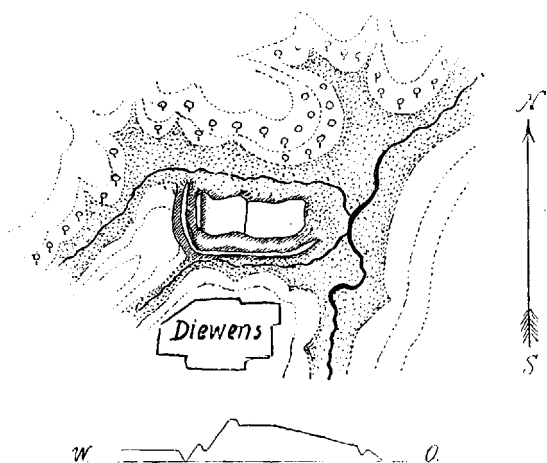


Der Pilgar bei Diewens, von Norden gesehen.

früher ein Hubner saß, heißt die Hube. In Barthenen sind die Möglichkeiten der Stellenzusammenlegung nicht so ohne weiteres vorhanden, da die Höfe ziemlich entfernt von einander liegen. Zwischen Paggehnen, 1400 Pagen, und Diewens liegt der Butzkeberg (altpreußisch butze — Teufel oder Poltergeist, Diminutiv Butzke), die Örtlichkeit nachstehender hübscher Sage:

Ein Bauer kam einst eines Abends an diesem Berge vorüber und sah darauf eine

Menge Volks bei lustiger Musik tanzen und sich vergnügen. Die Fröhlichen luden ihn ein, heraufzukommen, und er ließ sich nicht lange bitten. Als er oben war, fiel die ganze Gesellschaft über ihn her und stopfte ihm alle Taschen mit Lindenblättern voll. Ärgerlich riß er sie heraus; sie aber versuchten es immer wieder und er konnte sich ihrer kaum erwehren, bis sie endlich davon abließen. Sonst gefiel es ihm gar wohl auf dem Berge: er wurde herrlich bewirtet, und bei Tanz und Spiel verging die Zeit nur zu schnell, bis auf einmal alles um ihn her verschwunden war. Ganz verblüfft sah er sich um, aber niemand war mehr zu erblicken; ohne Musik, ohne Glas, ohne Tänzerin stand er ganz allein auf dem Berge, der Bauer ging daher nach Hause und legte sich schlafen. Am andern Morgen erinnerte er sich, daß seine nächtlichen



Lageplan und Profil des Pilgar.
Nach C. Beckherrn.

Gefährten ihm Lindenblätter in die Taschen gestopft hatten und schüttelte sie aus. Ei, wie lieblich kimperte es da: eitel Gold, helle Dukaten fielen heraus. Nun ärgerte er sich natürlich sehr, daß er nicht alle Lindenblätter, die nur irgend auf dem Butzkeberg zu haben waren, mitgebracht hatte. Auch gedachte er mit Vergnügen der herrlichen Speisen und Getränke, die er daselbst genossen und meinte, er könne ja zum Frühstück wieder hingehen. Er fand aber nichts als den Butzkeberg, und so oft er es auch später wieder versuchte, es gelang ihm nie, etwas anderes zu finden als den leeren Butzkeberg.

Vorgeschichtlich bedeutend sind die beiden in der Nähe liegenden Ortschaften Sorthenen und Kringitten. Bei Sorthenen, 1400 Surteyne, dessen Grund und Boden ehemals unter fünf Köllmer gleichmäßig verteilt war, jetzt aber in einen Besitz zusammengezogen ist, stieß man gelegentlich Ackerarbeiten 1907 auf ein großartiges Kistengrab, dessen Steinkiste, da vor dem Prussia-Museum in Königsberg aufgestellt, allgemein bekannt geworden ist. In ihrer Art und ihren sich den alten Dolmen anschließenden Dimensionen ist sie wohl die bedeutendste vorgeschichtliche Grabanlage Ostpreußens, deren Entstehen in die späteste Bronzezeit verlegt wird. Der Entdecker dieses Grabhügels, ein Bewohner Paggehens, denkt noch heute mit Stolz und Freude an seinen bedeutsamen Fund zurück. Die baumbestandene Schlucht eines trockenen Bachbettes trennt dieses auch sonst beträchtliche Gräberfeld von einer nördlich gelegenen, zu Kringitten gehörenden Schanze, fälschlich als Schwedenschanze bezeichnet. Sie ist ein kleinerer Burgwall mit einem Umfang von etwa 150 Metern auf der Krone, der nach Süden steil zur Schlucht abfällt, nach Westen ist er durch eine Kiesgrube stark zerstört. Kringitten selbst, 1404 Kringiten, ist ein kleineres Gut mit freundlichem, durch alte Pappeln verschöntem Gutshause.

Die südlich der Pobethen-Grünhoffer Chaussee liegenden Ortschaften sind ausnahmslos alte Dörfer, von denen sich nur Suppliethen und Mogaiten durch Zusammenlegung der Bauernstellen zu Gütern entwickelten. Suppliethen wird erstmalig im Jahre 1286 genannt, in dem der damalige Landmeister Binge drei Haken im Felde Girtenithen bei der villa Sapolyten verschreibt; dann bestand es bis ins vorige Jahrhundert aus zwei Freigütern und einigen Eigenkätthern. Dieses Gut, wie auch das Dorf Woytnicken liegen auf dem Ausläufer der Endmoräne, letzteres ist mit etwa 80 Metern über dem Seespiegel die höchstgelegene Ortschaft des Samlandes.

Bereits wieder im Tal, dem Gardwinger Grund, liegt Gardwingen. Hier befindet sich ein Stein mit den angeblichen Spuren eines Ochsen- und eines Hahnenfußes, die der Sage nach einst der Teufel zurückließ. Dieser pflegte in einem Hause in Gardwingen zu spuken; durch den Pfarrer von dort vertrieben, fuhr er auf einem mit vier kopflosen Pferden bespannten Wagen in den Grund und stieg auf den Stein, wobei er ihm seine Spuren eindrückte. Goythenen, 1398 Goteyn — die Wiesengegend, hatte früher drei Freigüter; in seiner Nähe liegt Jaugehnen. Abseits am Scarrwald liegen die zu Goythenen gehörenden Waldhäuser. Ein Waldwärterhaus Skardelies wurde vor einer Reihe von Jahren abgebrochen.

Mit den Ortschaften Ankrehnen und Mogaiten nähern wir uns jener Landschaft, der die hier befindlichen Teiche und ausgerodeten Waldflächen der Grünhoffer Forst ihren Charakter aufdrücken. Hier liegt am Maltbruch der Scarrteich; anstoßend der Scarrwald, der alte Skardelies mit seinen zahlreichen Hügelgräbern; ferner der Seeteich, der alte Teich, der Oberteich, der Damm-, Wald- und Radnicker Teich, alle zumeist eiszeitlichen Ursprunges; von den gewaltigen früheren Waldflächen dieser Gegend ist aber nicht mehr viel übrig geblieben. Da noch

am Anfang des vorigen Jahrhunderts hier ein größerer Wald stand, befand sich in Ankrehnen eine Försterei. Das etwa 200 Hektar große, an der Anhöhe des 65 Meter hohen Eschenberges liegende Mogaiten, 1400 Mygeiten, hatte noch vor einigen Jahren einen Waldbestand von etwa 65 Hektar, der jetzt bis auf etwa 25 Hektar abgeholzt ist; früher waren in ihm zwei Besitzer.

Nördlich des Oberteiches liegt das politisch mit Eisliethen vereinigte kleine Langehnen, ehemals Langoditen heißend, von langa = fein. Hier an dem Wege nach Eisliethen steht das Gebäude einer zweiklassigen Schule für diese Gegend. Eisliethen, 1400 Aysoliten, mit einem Schanzenrest, ist dadurch beachtenswert, daß in seiner Nähe die jüngste römische Münze (305 n. Chr.) im Samland gefunden wurde. Ein Dorf mit ansehnlichen Besitzerstellen ist das im Tal des Allgrabens, des alten Schuppen'schen Fließes liegende, früher aus sechs Freigütern bestehende Schuppöhhnen. Mit dem kleinen, unmittelbar an Grünhoff stoßenden Pokirren, dem alten Pokirne, das heißt die vor dem Strauch liegende, in der Ordenszeit einst eine Mühle, haben wir das dem Landumfang nach bedeutendste Gut des westlichen Samlandes, Grünhoff, erreicht. Erwähnt mögen jedoch noch mit Bortiten, Wirsiten, Wirklinken und des bei Eisliethen gelegenen Borschkaym die Namen einiger längst verschwundener Ortschaften des Pobethen'schen sein.



Holländer Windmühle
(Cranz).

Der Ostpreuße und sein Land sind in Liebe und Treue so ineinander verwachsen, daß der in Preußen geborene Mensch sein Land mit unendlicher Liebe festhält, lobt und preist. Glückliche wäre Deutschland, wenn in allen Ländern deutscher Zunge die Heimat von solchen Herzen geliebt, von solchen Köpfen und Fäusten verteidigt und verherrlicht würde. Ernst Moritz Arndt.

Grünhoff.

Die ersten Nachrichten über Grünhoff führen bis fast zum Beginn der Ordenszeit im Samland zurück, denn bereits 1323 heißt es, „daß die Ordensritter auf den heiligen Feldern dieser Gegend ihre Pferde weiden“. In dieser Nachricht haben wir auch einen Hinweis auf die ursprüngliche Eigenschaft des 1414 erstmalig urkundlich vorkommenden „Grunenhoffes“ zu erblicken, der nicht nur unter dem Orden, sondern noch bis 1717, wo es von König Friedrich Wilhelm I. aufgelöst wurde, ein wichtiges Gestüt der Landesfürsten war. Zu beachten ist, daß Grünhoff bereits 1447 als Amt bezeichnet wird, wahrscheinlich war es aber schon vor dieser Zeit von Pobethen nach hier verlegt.

Die Zahl der in Grünhoff gehaltenen Zuchtstuten bewegte sich zumeist um die 50 herum, der gesamte Pferdebestand schwankte zwischen 100 bis 130, so standen z. B. 1379 hier 60 alte und 20 junge Stuten. Genaue Zahlen, nicht nur über das lebende, sondern teilweise auch über das tote Inventar, gibt uns für die Jahre 1414 bis zum Ende der Hochmeisterzeit das Große Ämterbuch des Ordens, in dem es beim Jahre 1415 heißt: czum Grunhoffe: 54 alde stutkoblen, 9 stutkoblen dy in das 3 jar geen, 13 stutkoblen von 1 jare, 25 pflugpferde, dorunder sint 2 sweyken (Botenpferde), 6 pflugfollen von 1 jare, item 60 houpth rintfy, dorunder sint 15 ku melch, item 1 schok 18 sweyne anc ferkel. Die Stutpferde wurden auch für Ackerarbeiten ausgeliehen. Im Jahre 1440 gab es in Grünhoff: 43 grocze stutkobelen, 42 pflugpherde, 23 volen von dessem jare, 21 volen von 2 jaren, 56 hawbt rintfy, dorunder seyn 4 ochszen und 2 bollen, 15 kelber von 1 jare, 14 junge kelber von dessem jare, 1½ schogk sweyne. Schließlich werden im sechzehnten Jahrhundert „im hof“: „30 große stuck, 7 von 2 Jahren, 13 von zujar, 5 vom jar strentzen, 8 hengstfolen, 33 strentzen zum pfluge, 57 stuck rintfihe, 40 kelber von zujar, 13 von disem jar, 2 chock schaffe, 40 lemmer, 1 schock 11 schweyn“ genannt.

Kulturgeschichtlich wichtiger als diese Aufstellungen erscheinen die Nachrichten über das sonstige Inventar und die Vorräte des Amtshauses im Jahre 1514, sie mögen hier getreu dem Ämterbuch nach genannt sein.

Aufm soller: ½ last korn, ½ last gerste, 2 last maltz, 10 scheffel arbis, 4 last habern, 110 scheffel hoppen, 6 last korn, 5 last gerste, 2 last habern im stroe. Speiscamer: 28 seiten speck, 8 schmer, 3 tonnen treuge fleisch, 2 tonnen peckelfleisch, 1 virel stoer, 1 virel oel, 1 virel 9augen, 3 tonnen dorsch, 13 treuge hechte, ½ ton potter, 1 ton habergrotz. Kuchengeret: 17 zcyinnen schussel, 8 zcyinnen scheyben, 14 kessel cleyn und gros, 1 gropen, ein notdorfft holtzen schossel, mullen, eymer und ander notdorfft. Keller: 19 tonnen bir, 4 tonnen alt bir, ½ last Konigsperss bir, 10 tonnen mertzbir, 3 tonnen covent. Backhaws und brawhaws: ein iglichs mit seiner zubehorung, 1 last melch im backhaws. Harnisch und pulvercamer: auf 1 mahn harnisch, 1 hantbuchs, 2 pantzer, 1 pfund pulver. Gemeyn hawsgeret: 13 bette, 10 par laken, 2 lang pfol, 4 kossen, 14 kannen cleyn und gros, 10 tisch-tucher, 18 hanttucher, 3 pecken messings, 3 messings leuchter.

Auch nach der Säkularisation wurde die unter einem „Stuttmeister“ stehende „Stuterey“ sehr gepflegt. Einer dieser Beamten, die auch Stallmeister genannt wurden und gleichzeitig Hofverwalter waren, bat 1634 um Entbindung von seinem

Amt, da das Gestüt durch die schwedische Besatzung zu schwer geschädigt sei. Bald darauf hatte er aber wieder 80 junge Pferde, mit denen auch die Postfuhrer zu leisten waren, wenn der Kurfürst „nach der Mümmel“ reiste, und am Ende des siebzehnten Jahrhunderts war Grünhoff neben Ragnit wieder die größte unter den dreizehn Stutereien Preußens. Der Jahresetat betrug damals 883 Taler. 1690 weilte der Kurfürst Friedrich III. in Grünhoff und suchte sich dort schöne Pferde aus. Bei Aufhebung des Gestütes wurde anstelle der Pferde ein Stamm von 70 Kühen beschafft; bald hatte die Grünhoffer Pferdezucht aber wieder einen guten Ruf, und erst in neuerer Zeit hat man sich von ihr wieder abgewendet.

Wohl immer stand dem Gestüt unter dem Orden ein Ordensbruder vor. Als der Orden dann am Ende des vierzehnten Jahrhunderts sein unter einem Vogt stehendes samländisches Gebiet in zwei Pflegeschäften teilte, wurde Grünhoff der Sitz des Pflegers für den westlichen, die Ämter Pobethen, Wargen und Rudau umfassenden Teil; nach Schaaken kam jener für das östliche Samland; noch 1575



Schloß Grünhoff von der Gartenseite.

werden jedoch Vögte von Samland genannt. Beide Bezirke gehörten zur Comturei Königsberg, und die Pfleger waren Angehörige des dortigen Convents. Angeblich hatten nur Ordenshäuser ohne eigene Rechtspflege einen Pfleger. Die Pfleger selbst waren höhere, im Rang gleich nach dem Comtur kommende Ordensbeamte, deren uns für Grünhoff die Namen einer ganzen Reihe erhalten sind. Der letzte wirkliche Pfleger Grünhoffs wird 1498 genannt, die Bezeichnung hielt sich aber für dessen Amtsleute noch lange, so gab es noch 1649 einen solchen, der dann einem Burggrafen Platz machte.

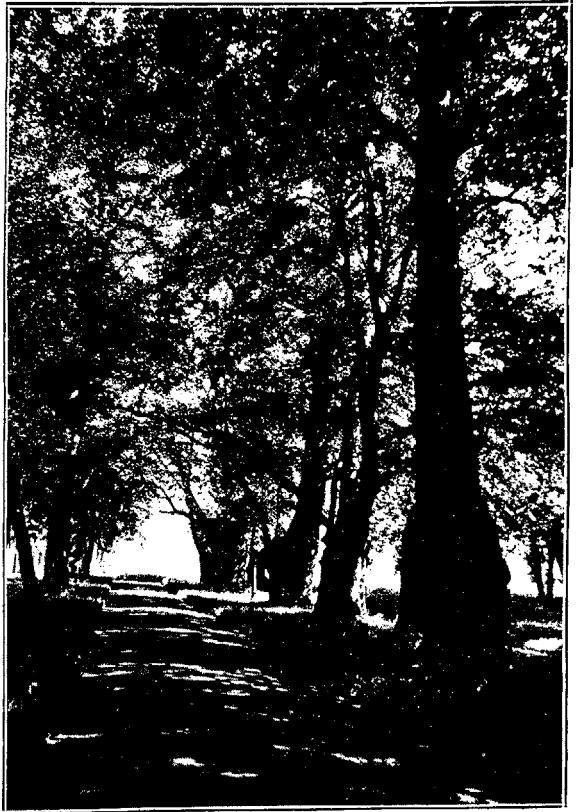
Nach der Säkularisation machte man wie aus den Comtureien teilweise auch aus den Pflegerschaften Hauptämter, Grünhoff als Pflegerschaft ging jedoch ein. Die ihr angehörenden Ämter Pobethen, Wargen und das aufgelöste Rudau, das mit Pobethen-Grünhoff vereinigt wurde und die den Kirchspielen gleichen Namens entsprachen, zu denen später noch das neugebildete Kirchspiel Sankt Lorenz trat, wurden dem Hauptamt Schaaken zugeteilt, um bei diesem bis zur Neubildung von Kreisen im Jahre 1818 zu verbleiben. Da der Sitz des Kammeramtes, die Burg

Pobethen, vermutlich 1525 durch die aufständischen Bauern zerstört worden war, wurde das Amt nach Grünhoff verlegt. Kurz vor seiner Auflösung gehörten im Jahre 1784 zum Kammeramt Grünhoff außer 5 Vorwerken, davon eins erbverpachtet, 72 Dörfer, darunter die Kirchdörfer Pobethen, Rudau und Sankt Lorenz, ferner die Wassermühlen zu Pobethen, Grünhoff und Rudau mit insgesamt 536 Feuerstellen. Der Besitzform nach waren 1789 im Amt vorhanden 108 Freie und Köllmer, 47 Eigenkätner, 10 Krüger, 5 Müller und 97 Scharwerksbauern, diese mit zusammen 204 Hufen Landes.

Die Frage nach einer ehemaligen Burg oder einem Amtshause wird durch die Aufzählung von Kirchengerschaften in Grünhoff im Großen Ämterbuch in ein ganz neues Licht gerückt.

Darnach waren hier vorhanden:

„1 kelch, 1 corporale und 1 klein osculare, 1 klein palle, 2 tucher, item ein missal, 2 apollen, 1 speciale, 2 caselen mit aller zcube-horunge, item 2 lange pallen und 1 cleine als ungeweith, 2 deutsch ewangelienbucher.“ Hörten wir, daß hier ferner ein Back- und ein Brauhaus, sowie Harnisch- und Pulverkammer vorhanden waren, so können wir annehmen, daß auch Grünhoff ein geräumiges festes Haus besessen hat, von dem aber nicht das geringste auf unsere Tage gekommen ist. Wahrscheinlich ist das Gebäude am Beginn des siebzehnten Jahrhunderts abgerissen, um einem neuen Platz zu machen, denn 1623 heißt es, „daß an dem neuen churfürstlichen Hause gebaut wird.“ 1644 wurde dieses Gebäude, bei dem auch ein Turm erwähnt wird, als in gutem Zustand befindlich geschildert.



Lindenallee vor dem Schloß Grünhoff.

Ein größerer Umbau erfolgte dann um das Jahr 1700 durch den Potsdamer Baumeister Christian Eltester, da das Amtshaus dem Kurfürsten und baldigen Könige Friedrich I. als Jagdschloß dienen sollte. Seine jetzige Gestalt erhielt das Schloß in Grünhoff in den Jahren 1851 bis 1854.

Die landschaftliche Lage Grünhoffs wird unterstützt durch den Allgraben, der aufgestaut den Mühlenteich bildet. Die frühere, an ihm liegende Wassermühle gehörte mit drei Gängen zu den größten Mühlen des Samlandes.

Eine besondere Sehenswürdigkeit Grünhoffs bildet der schöne Schloßpark, der am Ende des siebzehnten Jahrhunderts von dem „alten Gartenierer Johann von der Mark“ angelegt wurde. Er galt in damaliger Zeit von solcher „Perfection“,

daß der Churfürst „ein gnädiges Gefallen“ an ihm fand. Die Gartenanlage wurde in der Folgezeit dann von einem kurfürstlichen Lustgärtner, dem auch der Park des jetzigen Holstein unterstand, gepflegt. Wundervolle Linden, darunter die sechsfache Lindenallee vor dem Schlosse, erinnern an diese zurückliegende Glanzzeit des Schlosses. In neuerer Zeit erhielt der Park eine neuzeitliche Umgestaltung. Vor dem Schloß liegt ein Stein mit der rätselhaften Inschrift:

A . R .
E . L . Q .
M M . III

Aus der Geschichte Grünhoffs.

Über Grünhoff sind uns aus der Ordenszeit mancherlei bemerkenswerte Ereignisse erhalten. So vereinbarten um das Jahr 1430, zur Zeit des Hochmeisters Paul von Russdorf und als die Sitten des Ordens sich immer mehr lockerten, vierzehn Ordensbrüder unter Führung des Bruders Johannes Tawulery (gemeint ist wahrscheinlich die Lehre des Mystikers Johannes Tauler, gestorben 1361), fortan streng nach den Regeln des Ordens zu leben, und erbaten sich zur Ausführung ihres Vorhabens den „Grünhoff auf Samland“. Der Hochmeister lobte wohl ihr Vorhaben, erklärte aber, diesen nicht entbehren zu können. Der Chronist Grunau bemerkte später hierzu, „daß der Orden nicht gab einen Hof mit vier Dörfern, wohl aber bald ganz Preußen geben mußte“.

Über eine Untat des Pflegers zum Grunenhoffe, Hans von Liebenthals, berichtet dann Hennenberger:

HISTORIA VON EINEM GRAUSAMEN OND ONBARMHERZIGEN TYRANNEN / OBER DIE SEEFARENDEN.

Im 8 Jahr in der Regierung Hansen von Tielfen / das ist / Anno 1496. Am achten onserer lieben letzten Frawentag / hat sich ein gewlicher sturm / 4 tage lang erhaben / In solchem sturm kömpt ein schiff / Mast ond Segellos / onter Brüsten in Winckel / wirfft alle ancker / alle taw zerreißen / bis auf den kleinen Ancker. Nun war damals zum Grünenhoff Herr Hans von Liebenthal Pfleger / ond da war auch das Recht / alles was strandet / gehört den Herrn des Strandes / davuon auch viel reich wurden / derhalben auch dieser bey Hals den Pawren verbot / nicht zu ihnen zufahren / noch zuretten: sogar hatte ihn der Geitzteuffel besessen / ond da sich der sturm leget / hatten sie weder Both noch Esping / denn die es langest alles geworffen / noch muste niemands retten / solten sie gleich verhungern oder stranden. Dis kam gen Königsperg / ond die Part daran hatten / brachtens für die Herrschafft / die ernstlich dem Tyrannen befahl / helfen zulassen / wie denn geschach / das also die armen Leute / ond auch das Schiff geborgen ward.

Noch einmal wird Grünhoff geschichtlich zur Ordenszeit erwähnt, als der Hochmeister Albrecht während des Krieges mit Polen und in seiner höchsten Not den samländischen Adel nach hier zusammenberief, von diesem die Naturalien zur Fortsetzung des Kampfes heischend. Jeder Schulze und Krüger wurde denn auch zur Lieferung einer Last und jeder Bauer zu der von drei Scheffeln Getreide herangezogen. In der letzten Ordenszeit wurden die Amtseinsassen, und zwar unter Nichtachtung alter Freiheiten und Privilegien, immer mehr mit Lasten beschwert, so daß die Einwohner des Pobethener Amtes schließlich die Seele des bereits bei Pobethen geschilderten Bauernaufstandes wurden. Neben den sonst wohl überall üblichen Zins- und Heeresdienstleistungen scheinen die Ortschaften des Pobethener Amtes u. a. namentlich mit Fuhrlasten beschwert gewesen zu sein, so mußte z. B. der Krüger von Sasslauken den Pfleger oder dessen Stellvertreter dreimal jährlich nach Königsberg fahren, und die Freien des Amtes mußten für die Winterreisen der Ordensbeamten bespannte Schlitten bis zu den Grenzen der nächsten Bezirke stellen.

Unter den Herzögen und Kurfürsten war Grünhoff wie alle preußischen Ämter als Domäne ein beliebtes Pfandobjekt; daß sich hierdurch die Verhältnisse nicht gerade erfreulich gestalteten, geht z. B. schon daraus hervor, daß sich 1623 im Amt 19 wüste Bauernstellen befanden, und von 20 weiteren heißt es, daß sie wegen Bedrückung durch den Burggrafen im Begriff seien, verlassen zu werden.

Nachdem das Amt während der Schwedenzeit der Stallmeister Michael Schwänzner inne hatte, kam es 1642 gegen ein nicht näher angegebenes Darlehn auf neun Jahre an die Bürger und Mälzenbräuer der Altstadt Königsberg, Johann Pogelow und Johann Wichert, die es gemeinsam als Grünhoff'sche Arrendatores verwalteten. Die Pachtsumme betrug für die ersten zwei Jahre je 14000 Mark und 12 Last Hafer, stieg aber für die weiteren Jahre auf 15000 Mark. Scheinbar als Sicherheit, aber wohl um dem Kurfürsten in der augenblicklichen Geldverlegenheit auszuhelfen, zahlten sie die Pacht gleich für zwei Jahre im voraus. Zu den Einnahmen des Amtes gehörten auch die Ertragnisse des im Grünhoffer Brauhausec hergestellten Bieres, das die Amtseinsessen von dort beziehen mußten. Bereits 1647 aber bat Wichert, der um diese Zeit das Amt allein inne hatte, um Rückerstattung der Vorschüsse und des ihm für die Verwaltung zustehenden rückständigen Gehaltes; das Geld konnte er aber nur in Raten zurückerhalten. Wichert finden wir später als Pächter des Lochstädter Amtes wieder.

Im Jahre 1655 pachtete der Oberst Nicolas Korff das Amt auf 21 Jahre, nachdem er es bereits einige Zeit verwaltet hatte; er hatte die gleichen Pachtbedingungen wie Wichert. 1663 gewährte er dem Kurfürsten ein Darlehn von 165902 Talern, die Summe sollte durch eine jährliche Pacht von 17000 Talern amortisiert werden; Korff muß aber bald darauf gestorben sein, denn 1669 finden wir einen Arrendator Roman in Grünhoff, der es dem Vice-Cammermeister Schwarz abtrat. 1670 wird einem Bernhard Wahn die Burggrafenstelle übertragen, dem in buntem Wechsel weitere Pächter und Amtmänner folgten, die wir aber noch im Jahre 1711 als Burggrafen bezeichnet finden. In gerichtlicher Beziehung gehörte Grünhoff damals zum Domänenjustizamt Königsberg, um später an jenes in Fischhausen zu kommen.

Ein wichtiger Abschnitt in der Geschichte Grünhoffs war sein Übergang aus Staatsbesitz in den des Generals Grafen von Bülow, der dieses neben Kupzau, Nautzau und Radnicken, sowie des im Landkreise Königsberg liegenden Neuhausen, 1815 für seine in den Freiheitskriegen um Preußen erworbenen Verdienste erhielt. Der Grünhoffer Besitz umfaßte damals ohne den bedeutenden Wald 56 Hektar. Seit diesem Zeitpunkt hat Grünhoff seinen adligen Gutscharakter. Mit dieser Verleihung erhielt das Gut aber auch eine gewisse historische Bedeutung, gehörte doch dieser Feldherr zu den bedeutendsten Persönlichkeiten der Befreiungskriege der Jahre 1813/15.

Graf Friedrich Wilhelm von Bülow.

Friedrich Wilhelm von Bülow war am 16. Februar 1755 zu Falkenberg bei Seehausen in der Altmark geboren; er ergriff die militärische Laufbahn und nahm, als Oberstleutnant, sich damals bereits im Samland betätigend, an dem unglücklichen Krieg 1807 teil. Im Jahre 1812 wurde von Bülow Generalgouverneur von Ost- und Westpreußen.

Seinen militärischen Ruhm schuf sich von Bülow durch die dreimalige wirkungsvolle Verteidigung Berlins im Sommer 1813 gegen die anrückenden

Franzosen, darunter auch die Schlacht bei Dennewitz, die ihm das Großkreuz des Eisernen Kreuzes eintrug. Nachdem von Bülow sich im Laufe des Feldzuges noch weiter ausgezeichnet hatte — so befreite er Holland von den Franzosen, wofür die Familie und solange noch ein männlicher Nachkomme des Generals lebt, von dort eine Subvention bezieht — wurde er zum General der Infanterie ernannt und in Paris unter dem Namen Graf Bülow von Dennewitz in den erblichen Grafenstand erhoben.

Beim Abschluß des ersten Feldzuges 1814 erhielt der Feldherr eine Dotation im Werte von 200000 Talern, und zwar durch Staatsgüter, die diesem Betrag entsprachen. Durch das persönliche Eingreifen Blüchers bekam von Bülow die oben genannten Güter erb- und eigentümlich zugesprochen, wodurch die Familie eng an diesen Teil des Samlandes geknüpft wurde. Neuhausen kam später in andere Hände, Grünhoff als bisheriges Majorat geht aber stets an den ältesten Sohn über.



General
Graf Bülow von Dennewitz.

Nett ist das folgende Geschichtchen, das sich an die Übernahme der Güter durch den Grafen knüpft. Zu dieser war ihm vom Königsberger Gericht der Tribunalsrat Bobrick gesandt, der ganz seltsame Fragen an den Grafen stellte: welche Jahreszeit man habe, in welcher Jahreszeit man gewöhnlich ernte usw., die von Bülow anfänglich, wenn auch befremdet, beantwortete, um dann ungeduldig zu werden. Bobrick belehrte ihn aber, daß er sich durch angemessene Fragen von dem Verstand und der Zurechnungsfähigkeit des Grafen überzeugen müsse. Bülow fand dann auch Vergnügen an dieser Einleitung, nur hielt er es für unverantwortlich, daß man von Seiten der höchsten Behörde bei Anvertraung des Oberbefehls über ein Heer so wenig vorsichtig zu Werke gehe.

Zahlreiche weitere Ehrungen waren der Dank seines Königs und des Vaterlandes für seine Leistungen. So widmeten ihm die Bewohner Lüttichs als Dank für ihre Befreiung von den Franzosen ein Gewehr, das eigentlich Napoleon zugedacht war, ja der Ruhm des Feldherrn war so bedeutend, daß die Holländer ihn nach der Wiederkehr Napoleons zum Führer ihres Freiheitsheeres machen wollten.

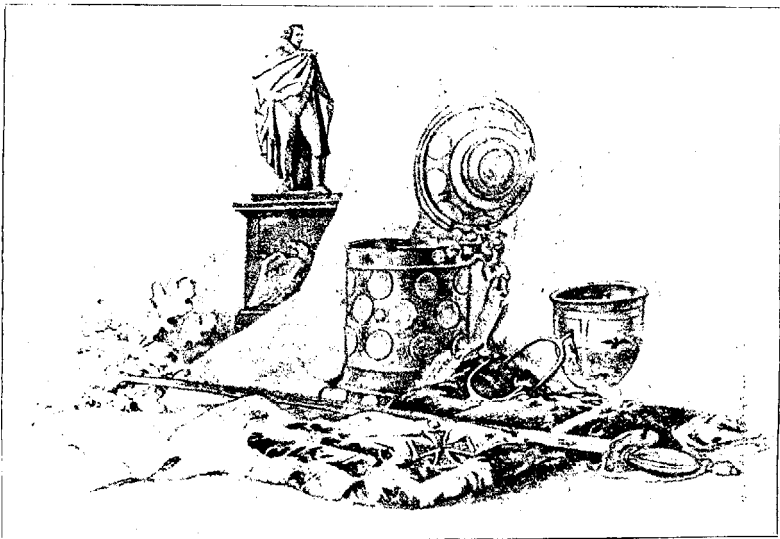
An diesem zweiten Feldzug gegen Napoleon nahm Graf von Bülow an der Seite Blüchers teil, durch sein Eingreifen entschied er die Schlacht bei Waterloo. Nachdem ihn der König zum Chef des fünfzehnten Infanterieregiments ernannt hatte, traf Graf Bülow am 11. Januar 1816 wieder in Königsberg ein, festlich von den Bewohnern dieser Stadt empfangen, die ihm am 18. Januar auch einen Ehrenhumpen widmeten. Eine ihm zugedachte reichliche Gelddotation für den zweiten Befreiungsfeldzug sollte er nicht mehr erleben.

Als Oberkommandeur des preußischen Armeekorps galt seine Sorge zunächst den erblindeten Kriegern, für die er, unterstützt durch die Stadt und wohlthätige Bürger Königsbergs, hier eine Blindenanstalt gründete, die als Ostpreußische Blindenanstalt noch heute überaus segensreich wirkt.

Nur noch eine kurze Lebensfrist sollte aber dem verdienten General beschieden sein. Bereits im Februar erkrankte er infolge einer Erkältung auf der

Jagd, und am 25. Februar verschied er nach zwanzigtägigem Krankenlager im Alter von einundsechzig Jahren. Zunächst wurde Graf Bülow auf dem Kirchhof der Königsberger reformierten Gemeinde beigesetzt, erst 1843 wurden seine Gebeine ins Mausoleum zu Grünhoff überführt. Diese Begräbniskapelle, ein achteckiger Ziegelbau mit Vorhalle, wurde 1847 vollendet; am Rande des Gallwaldes stehend, umschließt sie den aus Neuhausener Granitfindlingen hergestellten Sarkophag des Feldherrn.

Viele Gegenstände im Schloß Grünhoff erinnern an den General und seine Taten. Erwähnt mögen das Großkreuz des holländischen Wilhelmsordens und das des französischen Militär-Verdienstordens, das ihm König Ludwig XVIII. verlieh, sein. Vorhanden sind ferner die Urkunden als Ehrenbürger Königsbergs, die der Ehrenmitgliedschaften der Universitäten Königsberg und Berlin; namentlich aber auch eine Anzahl künstlerischer, ihm gewidmeter Gegenstände, wie der erwähnte



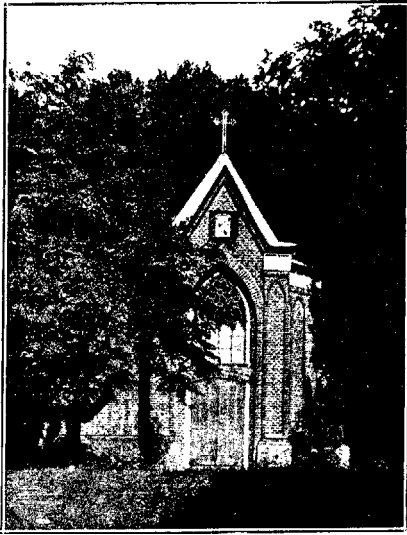
Erinnerungsgegenstände an den General Grafen Bülow von Dennewitz
in Grünhoff.

Ehrenhumpen, ein Pokal mit auf die dreimalige Errettung Berlins hinweisenden Inschriften, ein Ehrendegen des späteren Königs von Holland u. a.

Graf Bülow von Dennewitz, der zweimal verheiratet war, war ein großer Musikfreund und als solcher ein Schüler von Fasch, des Begründers der Berliner Singakademie; er betätigte sich auch kompositorisch, so sind von ihm der 51. und der 100. Psalm vertont, daneben komponierte er noch Messen, Motetten u. a.

Unverwelklich aber lebt sein Name als Heerführer in der einstigen preußischen Armee fort, und das in Berlin stehende, von der Künstlerhand Rauchs geschaffene Standbild wird das Andenken an den General Grafen Bülow von Dennewitz für alle Zeiten festhalten.

Ein aus zweiter Ehe stammender Sohn übernahm Grünhoff, das sich heute in der Hand der vierten Generation befindet.



Mausoleum des Generals
Grafen Bülow von Drennewitz.

Zum Gut selbst gehört das im Kirchspiel Rudau liegende, jetzt verpachtete Vorwerk Nautzau. Radnicken, das seinerzeit Herzog Albrecht seinem treuen Sekretär Christoph Gattenhofen verlieh, bildet seit 1910 mit den Vorwerken Alt- und Neu Kupzau einen eigenen, 436 Hektar großen Gutsbezirk. Radnicken besteht außerdem als ehemaliges Erbpachtdorf auch teilweise als selbständige Landgemeinde; seine Stellen hatten früher den Charakter als freie preußische Güter. Politisch sind beide Radnicken mit Grünhoff vereinigt.

Einen besonders schönen Teil des Grünhoffer Besitzes bildet der liebliche Gallwald mit seinen herrlichen Eschen, sowie seinem Unterbau von Buchen und Eichen. Das Eschenholz des Gallwaldes erfreut sich seiner hohen Druckfestigkeit wegen sogar eines besonderen Rufes.

Der Gesamtumfang des Güterbesitzes Grünhoff beträgt etwa 2152 Hektar, nachdem er 1858 auf 5907 Morgen angegeben wurde. Auch mit seinen 1919 396 Bewohnern ist es der bedeutendste Gutsbezirk des Kreises Fischhausen; seine Schule wurde 1858 eingerichtet.

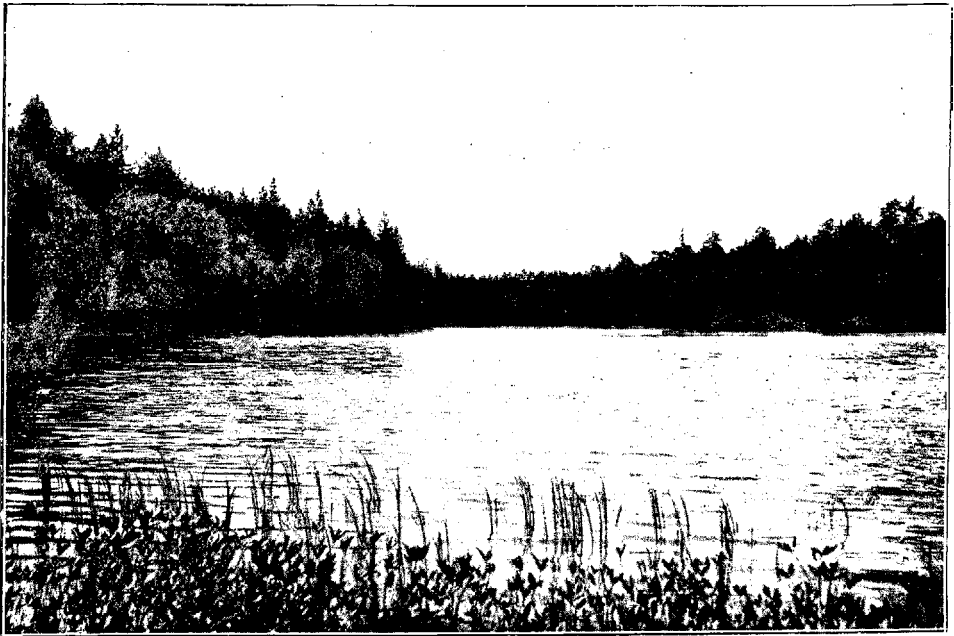
Die Grünhoffer Forst.

Einen nicht unwesentlichen Bestandteil des Gutes Grünhoff bildet die nach ihm benannte Forst, von der etwa zwei Drittel mit ungefähr 780 Hektar zu ihm gehören. Ihren Namen führt die Forst aber erst seit etwa einem Jahrhundert, so wurde um 1525 der Waldabschnitt von Mogahnen bis Jouglauken als Preußenwald bezeichnet, und der nach Mogaiten zu liegende Teil hieß der heilige Wald. Der Sage nach galt der ganze einst weit größere Wald den alten Preußen als heilig, in dem sie weder Holz schlugen noch sonst seine Ruhe störten, um das Getier des Waldes, namentlich die als Diener der Götter verehrt und heilig gehaltenen Elentiere, nicht zu beunruhigen. Noch heute heißt der nördliche Teil der Forst altpreußisch anklingend „Breszull“, der westlich gelegene Teil Scarr- oder Scardelieswald, nachdem er vor etwa 300 Jahren als der Wald „Scarti“ erwähnt wurde.

Vor dem Übergang Grünhoffs an den Grafen von Bülow, zu dem dann noch die bedeutenden Waldabfindungen an die benachbarten Güter kamen, bildete die bis Alkehnen sich hinziehende Forst einen Teil des Forstbezirkes Cranz (siehe Karte bei Fritzensche Forst S. 285). Diese Zuteilungen von meist an den Rändern der Forst liegenden großen Waldflächen führte zu ihren Benennungen nach den Gütern, die aber durch die in neuester Zeit im großen betriebenen Ausholzungen sicher in absehbarer Zeit zumeist wieder in Vergessenheit geraten dürften. Die heutigen Anteile betragen z. B. bei Pluttwinnen etwa 35 Hektar gegen noch vor einigen Jahren 160 Hektar; Maldaiten 400 gegen 532 Hektar, Kirschnehen 80, Nadrau 85 und Waldhausen etwa 55 Hektar. Ferner besitzen Saßlauken, Eisselbitten, Langehen und Mogaiten noch größere Waldabschnitte, ebenso Drebnau mit dem Scarr-, jetzt auch Bauernwald genannt. Erheblichen Schaden hat 1912 die Nonne in der Forst

angerichtet, die starke Bestände erheblich lichtete; auch Windbrüche, denen die stärksten Stämme zum Opfer fallen, sind nichts seltenes, hat der Wald doch den ersten Anprall der Seestürme auszuhalten.

Der gewissermaßen das Herz des Waldes bildende, zu Grünhoff gehörende Anteil zieht sich in einem breiten Streifen von Süden nach Norden durch die ganze Forst. Am südlichen Ausgang und in der Nähe von Elchdorf liegt der Schulmeisterberg mit seiner 80,2 Meter hohen Kaiserhöhe, einst ein beliebtes Wanderziel der Königsberger. Das früher wohlgepflegte, liebliche Plätzchen auf der Höhe bot damals noch eine gute, jetzt leider verwachsene Fernsicht, auch sonst ist es arg vernachlässigt. Eine wenn auch noch so einfache Aussichtswarte würde dem Hügel sicher wieder viele Freunde zuführen. Durch die in diesem Teil ziemlich urwüchsige Forst gelangt man zu dem in anmutigem Gelände liegenden Engerteich,



Der Engerteich in der Grünhoffer Forst.

dem ehemaligen Engerich, einem Waldsee von großer Schönheit von etwa 450 Meter Länge und 125 Meter Breite. Östlich von ihm befindet sich an einem größeren Waldmoor das Grünhoffer Forsthaus Waschke.

In dem nördlich vom Engerteich liegenden, tief in die Forst einschneidenden und zu Maldaiten gehörenden Waldanteil liegt dessen Vorwerk Jouglauken, der Wohnsitz eines Waldwärters. Ein hier in der Nähe inmitten des Waldes befindliches Wirtshaus ging vor einigen Jahren ein und wurde abgebrochen; der in der Nähe sich schlängelnde kleine Bach wird von anmutigen Waldwiesen begleitet. Schwer auffindbar liegt im Jagen 28 ein altpreußischer Ringwall; in Jagen 26 wurden Hügelgräber festgestellt.

Verfolgt man den öffentlichen Fahrweg von Jouglauken nach Grünhoff, so trifft man links von ihm einen mächtigen zum Teil freigelegten Granitfindling, von dem es bereits 1571 heißt: „Bei Jouglaucken liegt ein großer und greulicher Stein,

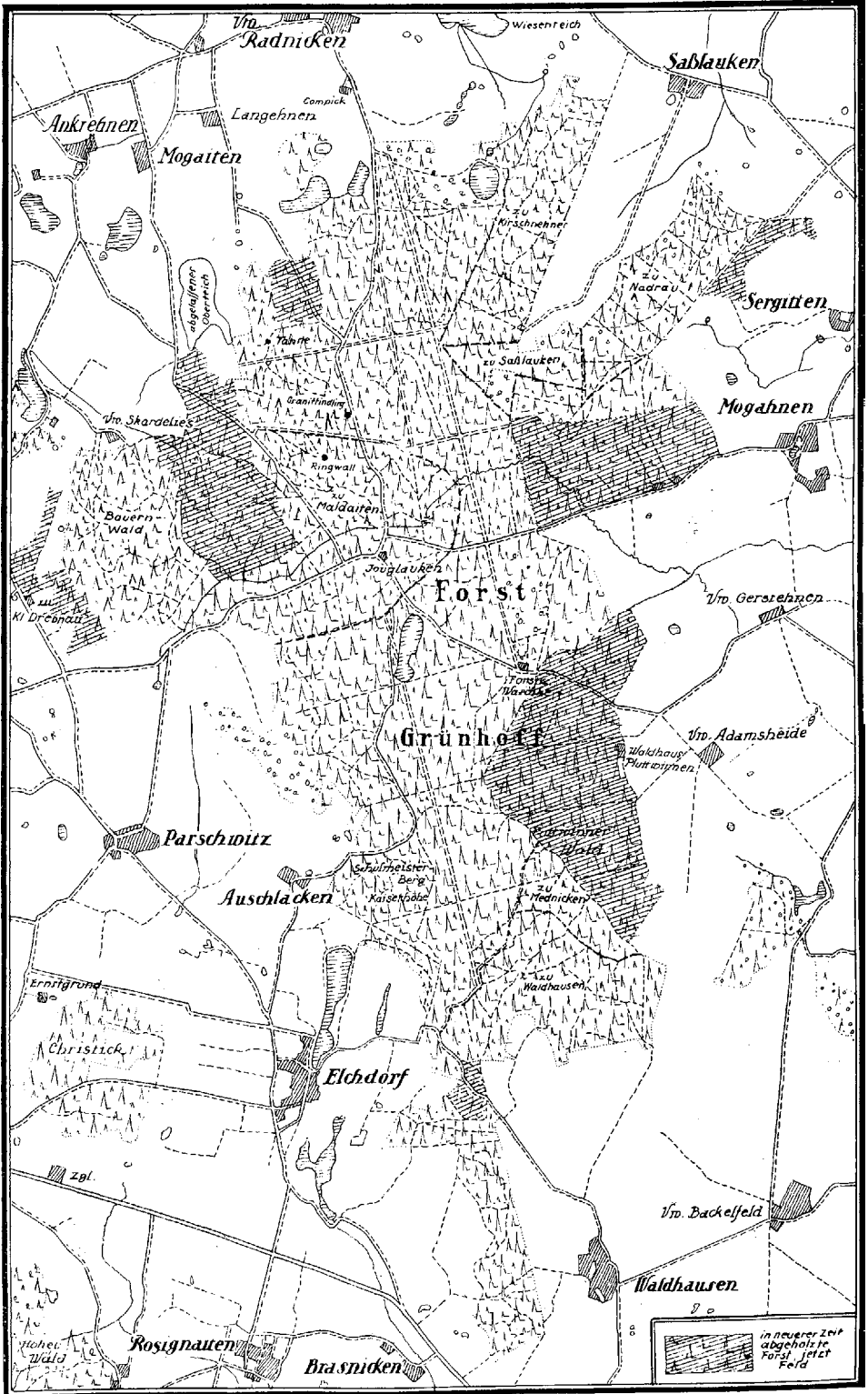
den neun Mann haben aufgericht.“ Als Naturdenkmal beachtenswert ist auch eine an der Langehner Grenze stehende Fichte, aus deren Hauptstamm, ähnlich wie beim Laubholz, zwei neue selbständige Triebe entsprossen sind.

Der nördliche Teil der Forst sowie des Geländes steigt dann wieder ziemlich an, nunmehr einen großzügigen Charakter annehmend. Die hier liegenden Teiche, deren größter, der Oberteich, in neuerer Zeit abgelassen ist, beherbergen zur Sommerzeit eine Menge Wasserwild, wie wilde Schwäne, Gänse, Enten der verschiedensten Gattungen u. a.

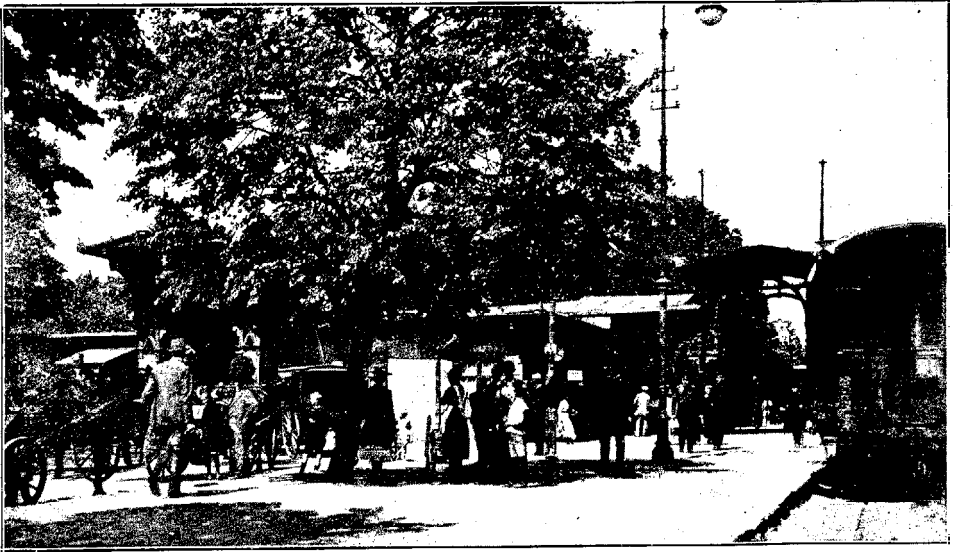
Wie in fast allen anderen samländischen Waldungen ist auch in der Grünhoffer Forst der Elch Standwild; in strengen Wintern kommen viel Füchse vor, die dann über das gefrorene Haff von Litauen einwechseln; auch der Dachs ist recht zahlreich. Berüchtigt war in früheren Zeiten die Forst wegen ihrer vielen Wölfe, unter denen die Anwohner schwer zu leiden hatten. Im Jahre 1748 heißt es von ihnen, daß sie durch Ausholzung des Wargenschen Waldes, dessen Holz benötigt wurde, ziemlich ausgelilgt seien. Jedenfalls war der Wald, der damals noch einen Wildnisbereiter hatte, stets ein beliebtes Jagdrevier des Landesfürsten, worauf schon der Ausbau des Amtshauses Grünhoff zu einem Jagdschloß im Jahre 1700 hinweist. Bereits 1503 wird geschrieben: daß der Pfleger zu Grünhoff die „Stellstedte, wo der Hochmeister zu jagen pflegt“, möglichst räumen lasse. Sehr zahlreich sind die Kreuzottern in dieser Forst, auch die schwarze Haselnatter kommt häufig vor.



Fichte mit Seitentrieben.



Die Grünhofer Forst 1922.



Der Cranzer Bahnhof in Königsberg.

Wir müssen die Heimat mit den Sinnen
kennen lernen, mit dem Herzen werten
lernen, dann werden wir sie lieben und
für sie tätig sein. Dann sind wir heimatreu.
A. Thiel-Gubitz.

Die Landschaft an der Cranzer Bahn.

Keine Gegend des Samlandes besitzt eine solche natürliche Werbekraft und ist den Bewohnern Königsbergs so vertraut, wie die vor ihren nördlichen Toren liegende Landschaft mit ihren Hauptanziehungspunkten Cranz und Fritzen'sche Forst. Uralt ist die Straße, die von der alten Preußenburg im Walde Twangste durch sie hindurch über die Kurische Nehrung zu den stammverwandten Völkern der Kuren und Letten führte; die Funde römischer Goldmünzen auf dieser Strecke beweisen wiederum, daß sie um die Zeit Christi ein bekannter Handelsweg war. Dann zog der Orden bei den Kriegsreisen gegen die Litauer dieses Weges, der gleichzeitig die grade Verbindung zu seinen Besitzungen in Kurland und Livland bildete; seinen Charakter als Heerstraße hat er sich im rechtlichen Sinne sogar bis heutigen Tages erhalten.

Die Gründung Petersburgs machte diese Straße durch den hierdurch einsetzenden Verkehr nach den südlichen Staaten sogar zu einer der Hauptverkehrsadern des Kontinents, auf der über ein Jahrhundert viele Herrscher und Fürsten des Weges zogen. Die Erschließung neuer Wege nach dem Norden führte dann 1828 zur Aufhebung der alten Nehrungspoststraße, die aber in den Wintern doch noch häufig benutzt wurde und durch das Aufblühen von Cranz sogar wieder zu einer gewissen Bedeutung kam. Erst der Bau der Cranzer Bahn verringerte den Verkehr auf ihr, zumeist diente sie nur dem Bedürfnis der anliegenden Ortschaften, bis die Erfindung des Kraftwagens sie wieder in den Vordergrund brachte.

Über den Verlauf der alten Poststraße gibt uns Brandt in seinem Reisebericht aus dem Jahre 1700 einen genauen Anhalt, allerdings nimmt er es mit der Schreibweise der an dieser alten Straße liegenden Ortschaften nicht sonderlich genau. Nach ihm reiste Brandt von Königsberg über Quednow, Tradnow (Trutenau), Trancwiew (?), Espeniven (Schugsten?), Sneerluk (Schreitlacken) nach Labtow, wo er beim Burggrafen Kurtzfleisch Nachtlager hielt; am nächsten Tage ging es über Mülsen, Hirschen (Krug in Wiskiauten?), Voslow (Wosegau) weiter nach dem Krantzkrug.

An dem Wege lagen eine Anzahl Krüge, die besonders im Laptauer Kirchspiel, das die Straße von der Kreisgrenze an in seiner ganzen Länge durchquert, besonders zahlreich waren. Die erste Hauptstation, auf der auch Pferdewechsel vorgenommen wurde, war der jetzige Krug zum Seehund in Schugsten, dem Krüge in Mollehen, Laptau, Mülsen und Wiskiauten folgten. Die Familie Preiß in Mülsen hält noch heute das Andenken an ihren Vorfahren hoch, der in seiner Jugend den Vorspann auf der Flucht der Königin Luise leitete. Im Gegensatz zu den meisten anderen Krügen des Samlandes, die nach alten Berichten über alle Maßen schlecht



Gasthaus zum Seehund bei Schugsten.

waren und deren Bier z. B. mit aufgeweichtem Lehm verglichen wurde, galten die Krüge an dieser Straße für gut.

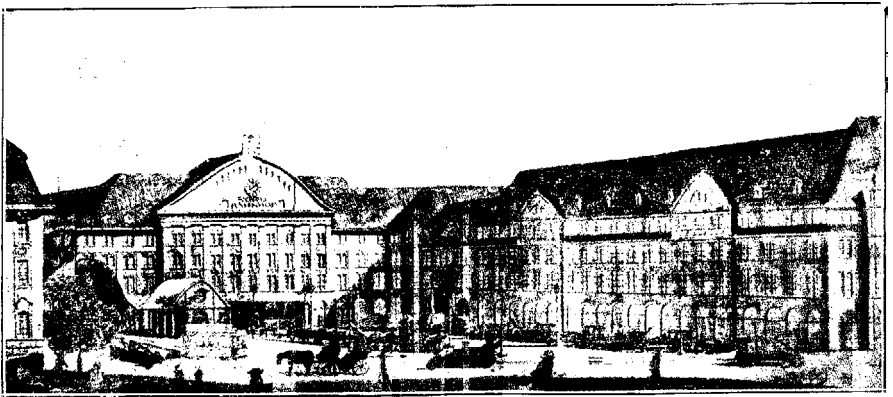
Eine wesentliche Verbesserung der alten historischen Straße bedeutete ihre Umwandlung in eine Kunststraße, mit deren Bau 1826 begonnen wurde; man kam jedoch zunächst nicht weiter als bis Quednow, das man 1829 erreichte. Erst in den vierziger Jahren schritt man zum Weiterbau, und im September 1851 hatte die Kunststraße Laptau erreicht. War man bisher der alten Poststraße gefolgt, so benutzte man für die Straße von hier bis Cranz durch sumpfiges Gelände über Bledau führende Landwege; Cranz wurde 1853 erreicht. Die Gesamtlänge beträgt 30,119 Kilometer. Die Cranzer Kunststraße ist wohl, da die alten Baumanpflanzungen prächtig herangewachsen sind, zweifellos die schönste des ganzen westlichen Samlandes, es möge nur auf die schönen Wegestrecken bei Schreitlacken und die herrliche Allee von Bledau nach Cranz hingewiesen sein.

Mittlerweile war das Bedürfnis für eine Bahn zum Strande immer dringender geworden, es bildete sich daher zu ihrem Bau in Königsberg ein vorberatender Ausschuß, der am 25. Juli 1884 die Konzession zu ihrer Anlage erhielt; aus diesem

entwickelte sich die am 13. August gleichen Jahres in die Öffentlichkeit tretende Cranzer Eisenbahn-Gesellschaft. Das Gesellschaftskapital wurde auf 1 442 000 Mark festgesetzt und bereits am 31. Dezember 1885 konnte die 28,3 Kilometer lange Bahn dem Verkehr übergeben werden. Die ursprüngliche Absicht, die Bahn über Rudau und Transsau zu leiten, wurde törichterweise durch die Bewohner der betreffenden Ortschaften vereitelt; der Plan einer Zweigbahn von Laptau nach Neukuhren wurde durch den Bau der Samlandbahn überholt.

Das Jahr 1899 brachte die wichtigen Beschlüsse zur Umwandlung der Bahn in einen Vollbahnbetrieb im Sommer, in welcher Eigenschaft sie seit dem 1. August 1901 befahren wird, sowie zum Bau der 18,03 Kilometer langen Strecke Cranz—Neukuhren, das Jahr 1908 zunächst die Erhöhung des Gesellschaftskapitals auf zwei und das Jahr 1920 auf drei Millionen Mark. In Rothenstein hat die Bahn Anschluß an die staatliche Bahn; betrieben wird sie mit 10 Lokomotiven, 61 Personen- und der gleichen Zahl Güterwagen. Über die Leistungen der Bahn sind die Ansichten der Interessenten geteilt, sicher ist aber, daß sie eine der bestrentierenden Kleinbahnen Deutschlands ist. Am 4. April 1914 wurde der Bau der von Groß Raum nach Ellerkrug führenden Bahn durch den Staat, Provinzialverband und Kreiskommunalverband des Landkreises Königsberg mit einem Stammkapital von 320 000 Mark beschlossen. Die 10,2 Kilometer lange Strecke wurde am 9. Mai 1916 eröffnet; sie wird von der Kleinbahngesellschaft mit verwaltet. Bis Kanten-Fritzen läuft diese Bahn noch im Kreise Fischhausen, um dann in den Landkreis Königsberg überzutreten.

Noch heute sehen wir den Bahnhof dieser Eisenbahn in Königsberg in der gleichen Gestalt, wie er bei ihrem Bau entstand; schon lange ist sein wenig würdiges Aussehen und seine Unzulänglichkeit erwiesen. Bereits waren von der Königsberger Stadtbauverwaltung die Pläne, die an seiner Stelle einen Monumentalbau vorsahen, der auch den Verkehr der Samland-, sowie der Labiauer Bahn aufnehmen sollte, fertig gestellt, als auch hier wohl auf Jahre hinaus der Krieg alle derartigen Hoffnungen zunichte machte.



Der projektierte Nordbahnhof in Königsberg.



Die alte Rudauer Wallburg mit der Mühle Rudau.

Es weht ein Zauber über jenem Boden,
den das edelste deutsche Blut gedüngt
hat im Kampf für den deutschen Namen
und die reinsten Güter der Menschheit.

Heinrich von Treitschke.

Das Kirchspiel Rudau.

Das Rudauer Kirchspiel gehört zu den am schwächsten bevölkerten Gegenden des Samlandes, ohne daß die Bodenverhältnisse hierfür eigentlich einen zwingenden Grund bilden; beweist doch die Menge der alten Gräberfelder, nach jenen des Germauer Beckens auch die ausgedehntesten des Samlandes, daß in ihm in der Vorordenszeit sogar eine recht zahlreiche Bevölkerung ansässig gewesen sein muß. Die Lösung dieser Frage dürften wir in dem Eroberungszug König Ottokars von Böhmen zu suchen haben, von dem es anlässlich der Eroberung des Rudauer Gebietes im Winter des Jahres 1254/55 heißt: „er trat den Samen so nahe, daß sie Geiseln gaben, damit er sie nicht alle tötete“.

Bei Rudau war es, wo die Samländer noch einmal versuchten, sich der Eroberer zu erwehren. Zurückgeschlagen, zogen sich ihre Führer und Edelsten in die Hauptburg des Gebietes, Nogympte, zurück, um von hier aus Ottokar ihre Unterwerfung anzubieten, die dieser unter der Bedingung annahm, daß sie sich sofort zur christlichen Taufe verständen. Diese wurde dann durch den das Heer begleitenden Bischof von Olmütz vorgenommen, wobei Ottokar selbst die Patenschaft über den ersten Täufling übernahm, der nach ihm Ottokar genannt wurde; der zweite Rudauer erhielt den Namen Otto nach dem gleichfalls bei der Taufe anwesenden Markgrafen Otto von Brandenburg. Übereinstimmend aber berichten alle Chronisten, daß in dem dieser Taufe vorangehenden Kampf, mit dem das Rudauer Gebiet in die Geschichte eingeführt wurde, namentlich an der alten Rudauer Burg samländisches Blut in Strömen floß.



Esche mit breiter Wurzel in der Nähe des Rudauer Pfarrhauses.

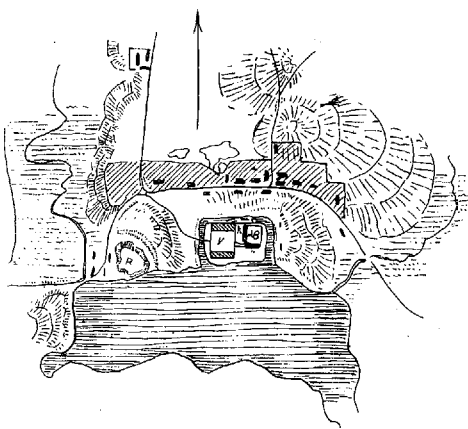
den zur Kirche verwendeten Burgteilen, nur noch ein kleiner auf dem Kirchhof liegender Säulenrest. Die Fundamente stecken jedoch noch in der Erde, und an ihren Stellen können wegen der Härte des Materials keine Beerdigungen vorgenommen werden. Übrigens finden die Beerdigungen der Kirchspielsangehörigen nur auf dem Rudauer Kirchhof statt, nachdem einige kleinere Begräbnisplätze eingegangen sind.

Der Umfang der Rudauer Burg dürfte dem der anderen samländischen Ordensburgen geglichen haben, man glaubt ihn aus den in Reihen um den Kirchhof gepflanzten Linden erkennen zu können; die ihn umschließende, aus den Steinen der alten Burg errichtete Mauer stammt erst aus dem Jahre 1856. Der die Burg früher umziehende Burggraben läßt sich noch verfolgen; der südwestlich der Kirche gelegene Teil des Kirchhofes hieß noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Schloßberg. Das auf ihm stehende Pfarrhaus stammt aus dem Jahre 1750; beachtenswert ist die sich hier gegen die voll auswirkenden Stürme gleichsam an das Erdreich anklammernde, weit ausladende Wurzel einer mächtigen Esche.

In dem großen, dem Orden in diesem Teil des Samlandes zugefallenen Gebiet war neben Wargen und Pobethen Rudau der Sitz des dritten Kammeramtes, das nach der Säkularisation mit dem von Pobethen-Grünhoff vereinigt wurde. Die Verwaltung des Kammeramtes selbst lag durch Jahrhunderte in den Händen der Familie Hundertmark. Die Grenzen des Kammeramtes fielen mit denen des heutigen Kirchspiels zusammen, denn als unter

Die in den späteren samländischen Aufständen dem Orden treu gebliebenen Rudauer sind uns in den Namen der Withinge Gedune, Stantete, Bayse, Santirne, Dywote und seinem Bruder Pagaule, Sambil und dessen Sohn Glande erhalten.

Als das Rudauer Gebiet dann an den Orden kam, schritt dieser, es wird hierfür das Jahr 1263 angenommen, zur Anlage des festen Hauses Rudau, zu dessen Standort er den Platz der alten Gauburg wählte, deren Reste noch heute unter der Bezeichnung Amtsberg vorhanden sind. Über diese Rudauer Ordensburg liegen uns leider aus älterer Zeit, ebensowenig auch über die Zeit ihres Verfalles, keinerlei Nachrichten vor. 1723 waren von ihr nur noch wenige in der Erde steckende Mauerreste vorhanden, und heute erinnert an sie, außer



Lageplan der Rudauer Burg.
Nach Giese.

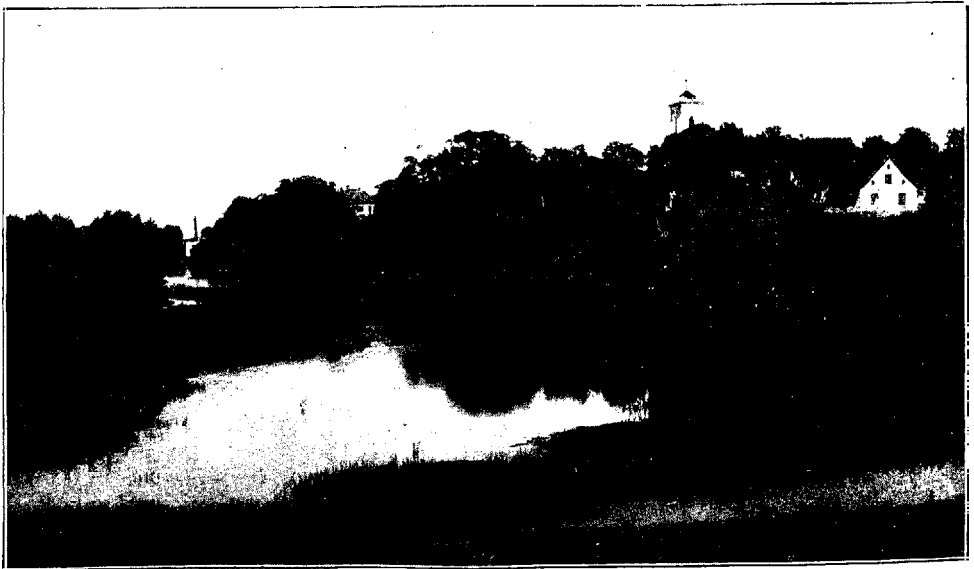
Herzog Albrecht die Landeseinteilung in Parochien erfolgte, war dafür in der Hauptsache überall der Umfang der Kammerämter maßgebend.

Unter den sonstigen vornehmen Familien dieses Kirchspiels aus älterer Zeit sind namentlich die auf Kirschnehen sitzenden Wayssel, sowie die Surgite auf Sergitten zu nennen; sie repräsentierten bis in das sechzehnte Jahrhundert vornehmlich den Adel altpreußischer Herkunft. Andere altpreußische vornehme Familien waren die Vincke von Eikeryten, Czuntze auf Nadrawe, Godecke von Wergenaw, Hintzke von Wopaynen (der Ort ist erloschen). Andere Namen waren Wacker, Nytze, Hans, Kewle, Stenilge, Geddane und Symon. Aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts sind die deutschen Familien von Zincken und von Oelsen zu nennen.

Unter den uns von den Ordenschroniken überlieferten Einfällen der Litauer im Samland und im Kammeramt Rudau sind namentlich zwei bedeutungsvoll. Der eine ist der des Jahres 1309, in dem die Samayten die Gebiete Rudau und Powunden verheerten; der andere jener Einfall, bei dem es zu der den Namen Rudau weithin bekannt machenden Schlacht kam, die später eingehend behandelt werden wird.

Rudau und seine Kirche.

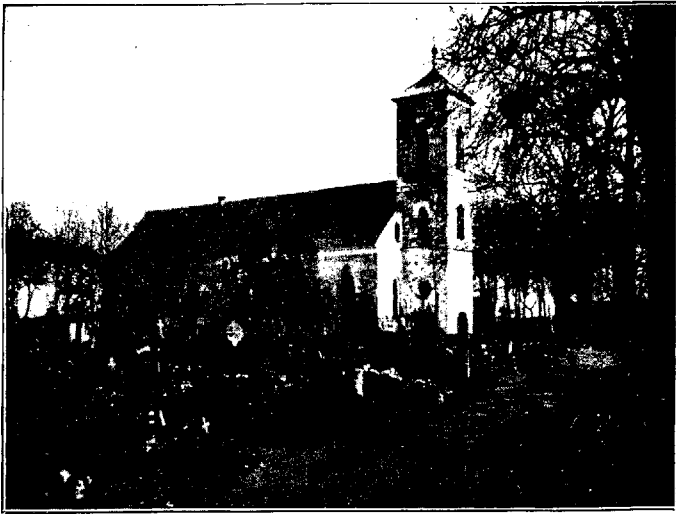
Als einen wesentlichen Bestandteil der alten Rudauer Burg haben wir die auf ihren Kellerfundamenten erbaute Kirche anzusehen. Die Erwähnung einer Pfarrkirche in Rudau im Jahre 1339 führte zu der Annahme, daß eine solche früher an anderer Stelle gestanden hat, wofür aber nicht die geringsten Spuren vorhanden sind. Diese alte Rudauer Kirche war keineswegs ein selbständiges Gebäude, sondern die Burgkapelle des Ordenshauses diente den gottesdienstlichen Zwecken der Bewohner des Kammeramtes. Die frühere bis 1818 benutzte Rudauer Kirche wird dann durch Verbindung verschiedener Burgräume mit der Kapelle entstanden sein, ohne daß wir über den Zeitpunkt dieses Umbaues unterrichtet sind. Die Zerstörung dieser Kirche erfolgte durch den berüchtigten Orkan vom 17./18. Januar 1818, der den Turm auf das Langhaus warf, dieses, wie auch das Kircheninnere fast völlig vernichtend. Einer größeren Zerstörung war die Kirche



Rudau von Osten gesehen.

aber bereits am 20. August 1764 ausgesetzt; von ihr meldet der Kirchenchronist: „Der Herr redete im Zorn mit den Rudauern und beschädigte die Kirche sehr stark.“ Auch vor einigen Jahren wurde die Kirche von einem Blitz getroffen, der an den Drähten der Gipsdecke, und, ohne weiteren Schaden anzurichten, rund um das Innere des Langhauses lief; seine Spuren sind noch deutlich zu erkennen.

Mancherlei Teile der Kirche erinnern noch an die Ordenszeit, so vor allem die unter der Kirche befindlichen tiefen und festen, leider jetzt verschütteten Kellergewölbe. Auch die westliche und nördliche Kirchenmauer sind noch Teile der alten Burg; eine Nische innerhalb der Kirche in der nördlichen Mauer diente in katholischer Zeit zur Aufbewahrung der Prozessionsfahnen. Besonders gut erhalten ist die nach Westen gelegene, mit schönen Kreuzgewölben versehene Vorhalle; alt ist auch die innere Eingangstür zur Kirche, ferner der granitene Taufstein mit seiner Taufschale aus dem siebzehnten Jahrhundert. An die erste christliche Zeit erinnern zwei am Eingang zur Vorhalle liegende Weihwassersteine.



Kirche in Rudau mit westlichem Kirchhofsteil.

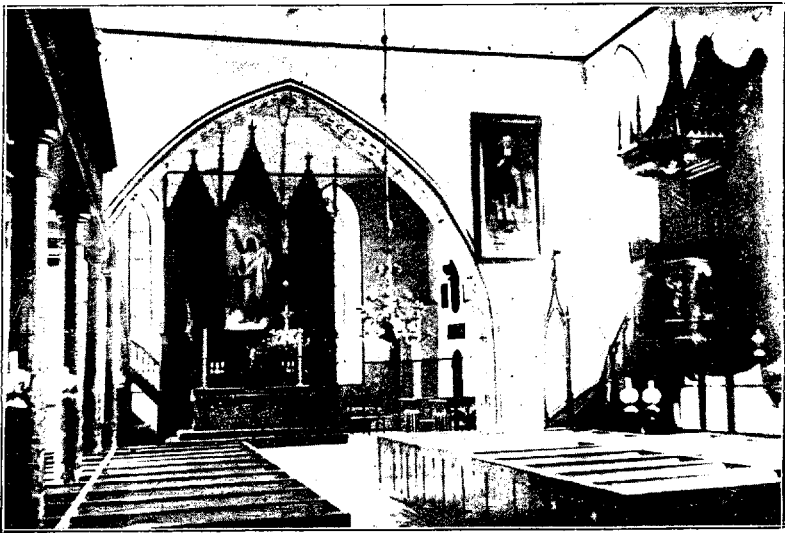
Die Kirche in ihrer jetzigen Gestalt ist nach dem Einsturz in den Jahren 1820—24 erbaut, sie kann demnach in Kürze ihre Jahrhundertfeier begehen. Die Reparatur des vermutlich aus dem alten Burgturm hervorgegangenen Turmes wurde erst 1828 beendet. Im allgemeinen ist die Kirche ein ziemlich schmuckloser Bau, die hohe Lage über dem zu ihren Füßen lagernden Teich verschafft ihr jedoch eine recht eindrucksvolle Wirkung.

Auch das Kircheninnere mit der glatten Gipsdecke ist im Gegensatz zu dem anderer samländischer Kirchen recht einfach, bemerkenswert ist jedoch ihr gepflegter Zustand. Die neue Ausmalung im Jahre 1905, sowie die gleichfalls in jenem Jahr eingesetzten farbigen Glasfenster, für die aus der Gemeinde 3000 Mark gesammelt wurden, verleihen ihr ein recht freundliches Aussehen.

Der eichene Altar ist 1874 aus dem Vermächtnis eines bei Metz verwundeten und dann in Frankreich gestorbenen Rudauer Krugwirtssohns errichtet; das Neide'sche Altarbild „Die Auferstehung“ wurde erst 1889 für den Preis von 1000 Mark erworben und eingefügt. Von dem Altar der alten Kirche sind noch einige Reste in drei gerahmten und im Chor hängenden Bildern erhalten.

An die in den Gewölben der Kirche beigesetzten Personen erinnert die Grabplatte der Margaretha Gaudeckerin aus dem Jahre 1596, des Caspar von Oelsen Hausfrau; auch ein hinter dem Altar befindlicher kupferner Sarg stand früher in der Kirchengruft. Der schöne Fliesenbelag vor dem Altar stammt aus dem Jahre 1895. Dem Ableben und der Beisetzung einer „von Tettau“ war die 1751 gedruckte „Betrachtung“ des damaligen Rudauer Pfarrers Theophil Geier gewidmet.

Eine schöne Arbeit in reicher Holzschnitzerei ist die von einem Engel getragene Kanzel, deren Deckel aber aus neuerer Zeit herrührt. Die Orgel ist 1906 von Witteck in Elbing gebaut, nachdem eine erst 1834 erbaute Orgel trotz mehrfacher Reparaturen sich als nicht mehr brauchbar erwies. Recht hübsch sind die drei Bronzeleuchter in der Kirche. Bemerkenswert ist die von dem ehemaligen Pfarrer Harnack zusammengestellte Tafel mit verschiedenen, angeblich an die Rudauer Schlacht erinnernden Waffenresten. Ein früher in der Kirche aufbewahrter



Inneres der Kirche in Rudau.

Kommandostab wurde 1807 von den Franzosen mitgenommen. Drei Gemälde in der Kirche erinnern an die ehemaligen Rudauer Pfarrer Großkopf 1674—79, Poelcke 1694—1729 und Bilang 1725—1736.

Der erste Rudauer Pleban wird 1321 erwähnt, und 1351 war ein Nicolaus Pfarrer; 1405 werden dem Rudauer „Vicario“ vom obersten Marschall 12 Mark als jährlich und regelmäßig gezahlt gemeldet, dieser scheint daher eine Art Feldgeistlicher gewesen zu sein. Als die Stelle 1752 frei wurde, verfügte Friedrich der Große die Anstellung des Lehrers an der Berliner Realschule Eicke, den aber Ostpreußen scheinbar nicht lockte, denn er schreibt an den König, „daß er wohl dem göttlichen Willen gleichsam mit verbundenen Augen folgen würde, diesem es auch überlassend, daß die Rudauer Gemeinde mit einem so unnützen Knecht versehen würde“. Die Pfarre erhielt denn auch der Pfarrer Weber, der bereits vordem von den preußischen Räten vorgeschlagen war.

Im vorigen Jahrhundert begegnen wir von 1806—27 dem oben genannten Pfarrer Carl Ludwig Harnack und von 1849—58 David Heinrich Büttner. Dieser

sammelte um sich eine Art Dichter- und Sängerkreis, als er aber auch die Leitung des von ihm gegründeten Kirchenchors übernahm, wurde ihm diese unter der Begründung versagt, daß sie nicht mit der Würde eines Geistlichen in Einklang stehe. Besondere Verdienste erwarb sich dann noch um Kirche und Gemeinde Rudau der Pfarrer Carl Willy Gerlich 1888—1905. Ihm verdankt die Kirche die umfassenden, 1905 abgeschlossenen Erneuerungsarbeiten, die Gemeinde aber die Gründung des Reifeisen-, des Sterbekassen- und des Versicherungsvereins, Einrichtungen, die noch heute segensreich wirken.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war die Pfarrstelle an barem Geld mit nur 263 Talern ausgestattet, weit wichtiger aber war das Einkommen aus ihrem großen Landbesitz. Bereits 1339 diente ihrer Dotation ein Gut im Laptau'schen, und später wird der Landbesitz auf fünf Hufen Acker und eine Hufe Wald angegeben. Vom diesem Pfarrland kamen 1836 drei Hufen in Erbpacht an Maldaiten, um schließlich 1855 nebst dem Wald für nur 3000 Taler ganz an dieses Gut zu fallen. Die alte jährliche Roggenkalende mit 63 Scheffeln wurde durch Zahlung des Wertes von den Gemeindeangehörigen abgelöst, bestehen blieb aber die eigenartige Naturalabgabe von je einer Mandel Eier um Ostern durch die Konfirmanden; leider kann diese in der heutigen Zeit nicht unübliche Abgabe durch Zahlung von 50 Pfennigen von jedem Konfirmanden abgelöst werden. Ziemlich beträchtlich ist das Pfarrwitwenvermögen mit 34000 Mark.

Ein bedeutendes Aufsehen machte 1615 ein eigenartiger Vorfall in der Rudauer Kirche, das sogenannte „Blutwunder“, das sogar zu einer Disputation für die Erlangung der Doktorwürde eines späteren Erzpriesters Pauli in Saalfeld erhalten mußte. Während der Abendmahlsspende fand der damalige Pfarrer Biber im Kelch einen Blutstreifen, den er für eine schreckliche Vorbedeutung göttlichen Strafgerichts ansah. Ein in den Kelch gestecktes Tüchlein zeigte natürlich auch einen Blutfleck; es wurde dann lange Jahre in der Berliner kurfürstlichen Kammer aufbewahrt. Vernünftige Beurteiler des Vorfalles führten ihn auf das Nasenbluten eines vollblütigen Bauernjungen zurück. Noch heute herrscht aber mancherlei Aberglauben bei den Rudauern, so will manche Braut den Ring bei der Trauung auf dem Zeigefinger sehen, wodurch sie Macht über „ihn“ zu erhalten hofft; Trauungen finden stets nach Begräbnissen statt, da die Brautleute nicht angesichts eines offenen Grabes in den Ehestand treten wollen u. a.

Bekannt ist die Sage von einer Rudauer Glocke, die übrigens fast völlig mit jener über eine Glocke der Pobethener Kirche übereinstimmt. Als einst eine neue Glocke in der Kirche aufgebracht war und sie eingeläutet werden sollte, sang sie:

Eher ich Anna Susanna soll heißen,

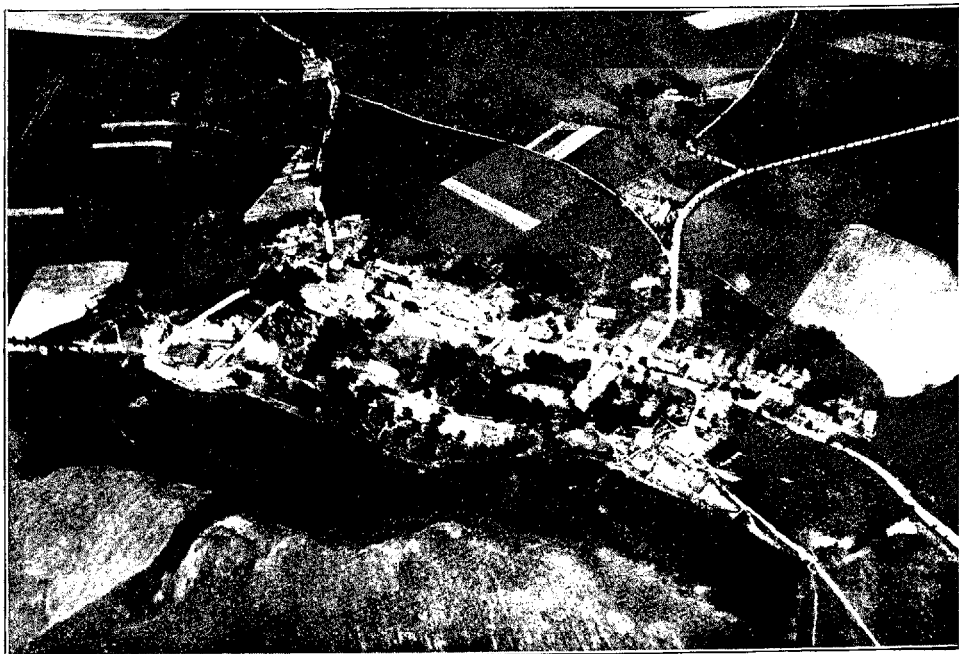
Lieber will ich mich im Mühlteich ersäufen!

Sie fuhr dann aus dem Turm in den nahen Teich, und so sehr auch die Leute nach ihr fischten, gelang es ihnen doch nicht, die immer tiefer sinkende Glocke herauszubringen.

Das Rudauer, ebenso wie das Laptauer und Rossittener Kirchspiel gehörten früher zu der Schaakener Diözese, aus der sich dann die sogenannte Königsberger Schloßdiözese und schließlich Königsberg Land II mit dem zeitigen Sitz der Superintendentur in Quednau entwickelte. Die höchste Seelenzahl erreichte das Kirchspiel 1874 mit 3441 Personen, nachdem sie noch 1844 2348 betragen hatte; nach der Abzweigung von Cranz im Jahre 1877 hat es jetzt etwa 2400 Bewohner, von denen 85 im Weltkrieg den Tod fanden. Außengottesdienste finden jeden vierten Sonntag in Michelau und in der Passionszeit auch in Kirschnehen und Pluttwinnen statt.

Das Kirchdorf Rudau, 1274 erstmalig urkundlich erwähnt, erfreut sich in dieser wasserreichen Gegend einer besonders lieblichen Lage. Sein Name soll ungefähr den Ort am rostigen (farbigen) Pfuhl oder Wasser bedeuten. Am 4. September 1797 wurde das Dorf durch Feuer, das innerhalb einer Viertelstunde dreiundzwanzig Gebäude, darunter die gefüllten Scheunen, ergriff, fast total zerstört. Bei dem Brand kamen auch zwei Menschen ums Leben. Bemerkenswert ist, daß sich früher in Rudau ein adliges Frauenstift, das zwei adligen und einer bürgerlichen Person Aufenthalt bot, befand. Die alte Kirchschule hat zurzeit drei Klassen.

Die Entwicklung Rudaus war bisher eine recht günstige; bedauerlich bleibt, daß es durch Schuld der damaligen Gemeindevertreter gelegentlich des Baues der Cranzer Eisenbahn nicht Bahnstation wurde. Noch 1830 bestand der Ort, außer der Mühle



Rudau.

Nach einer Ballonaufnahme des „Ostpr. Vereins für Luftschiffahrt E.V. in Königsberg“.

und dem Krug, nur aus fünf Kälhnerwirtschaften mit insgesamt etwa 200 Einwohnern; diese Zahl stieg 1844 auf 283, 1858 329, 1895 493 und 1919 auf 713 Personen.

Der erste Krug wird bereits 1291 erwähnt, in diesem Jahre wird er und eine Mühle im Dorf Rudau von dem Königsberger Komtur von Brühaven dem Ulmann verschrieben. Ein Krug am Walde Lieser bei Rudau wird 1528 erwähnt, und 1670 wird von der Anlage des Amtskruges durch den damaligen Schulzen Hans Berendt berichtet, der 1791 „der Blaue Krug“ heißt und, da zu Maldaiten gehörend, als „adlig“ bezeichnet wurde. Jetzt hat Rudau vier Gasthäuser, es ist also auch in dieser Beziehung mit der Zeit fortgeschritten.

Von Bedeutung ist die Rudauer Mühle, einst eine Mühle des Ordens. Als Wassermühle wurde sie mit drei Gängen betrieben, im Kriege wurde sie jedoch zu einer der größten Dampfmühlen des Samlandes ausgebaut. Auch eine Apotheke befindet sich in Rudau.

Die Heimat recht kennen und verstehn,
 Sie schätzen, mit liebenden Augen sehn,
 Drin wurzeln und wachsen zu festem Stand,
 Dem Bruder dienen, dem Vaterland,
 Zur himmlischen Heimat richten den Blick:
 Das nenne ich Leben; das ist das Glück!
 August Tecklenburg.

Die weiteren Güter und Dörfer des Kirchspiels Rudau.

Während wir bald nach dem unglücklichen Ausgang des dreizehnjährigen Polnischen Krieges in anderen Ordenskammerämtern deutsche Söldnerführer im Besitz wertvoller Güter, diese als Abfindung für rückständige Gelder, finden, verstanden es die vornehmen altpreußischen Familien im Rudauischen, die Zincke, Hundertmark, Sergitte und Wayssel, sich noch bis in das sechzehnte Jahrhundert auf ihren Lehnsgütern zu behaupten; erst nach ihrem Aussterben kamen auch diese in die Hände des deutschen Adels. Wie anderweitig war ursprünglich der Umfang der einzelnen Güter auch im Kammeramt Rudau ein weit größerer als heute, ja es bestanden in ihm früher eigentlich nur die großen Gutskomplexe: Maldaiten, Pluttwinnen und Kirschnehen, von deren Vorwerken dann im Laufe der Jahrhunderte eins nach dem anderen zu wirtschaftlicher Selbständigkeit gelangte.

Maldaiten.

Das größte der Güter des Kirchspiels Rudau war und ist auch heute noch das zum von Kuenheim'schen Güterbesitz gehörende Maldaiten. Die älteste Nachricht über dieses Gut liegt aus dem Jahre 1400 vor, in dem es Mylditen genannt wird; der Ursprung des Namens soll auf einen Altpreußen Mildite zurückzuführen sein. Weitere Besitzer waren die Familien von Brederlow, von Thüngen und um 1700 der Landhofmeister von Rauschke, zumeist aber waren die Besitzer von Ekritten und Wittehenen auch gleichzeitig die Maldaitens. Die Schule bestand, bevor sie unter Friedrich Wilhelm I. reorganisiert wurde, bereits als sogenannte Adelschule.

Das frühest genannte der zu Maldaiten gehörenden Güter ist Ekritten, das 1392 Ekerithenn und 1436, damals im Besitz eines Vincke (wohl Zincke?) Ekeryten heißt. Auf Ekritten saßen dann 1570 Georg v. Sichten, 1600 Caspar Klein — aus diesem Jahre stammt auch sein Charakter als adliges Gut —, und 1713 ein Stadtrat Albrecht; ferner werden auf dem Gut genannt die Foller, Tranckwitz und Thiesel von Taltitz. Wittehenen, 1400 Woyteyn, ist ein ehemaliges Dorf, in dem von Foller drei Bauern an sich brachte. Zu Wittehenen gehört das in neuerer Zeit am alten Hügel Yragarbs



Das Gutshaus Maldaiten.

gebaute Forsthaus Georgshöhe. Teile des von Kuenheim'schen Besitzes sind ferner das dicht bei Rudau liegende Vorwerk Kemsie, der Abbau Jouglauken, sowie das weit nördlich im Rudau'schen liegende Friedrichswalde, das ursprüngliche, wohl bei den Litauereinfällen vernichtete Plons oder Plunsen. Von diesen Gütern sind nur Maldaiten und Witthenen in eigener Bewirtschaftung der Familie des Besitzers, die anderen sind verpachtet.

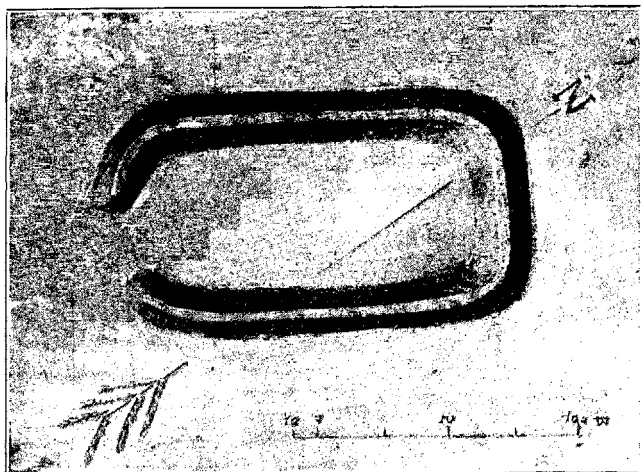
Um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts wurde der Wert aller Güter Maldaitens, zu denen bis in die neuere Zeit auch Tiedtken, jetzt ein selbständiges Gut, gehörte, auf 40000 Taler geschätzt; Ekritten besonders auf 8000 Taler. Ihr Umfang war damals 5096 Morgen, um 1830 wird er ohne Ekritten, jedoch mit dem Michelauer Krug, auf 1260 Morgen angegeben; zurzeit umfaßt der Besitz Maldaiten 1551 Hektar. Wertvoll ist darunter mit etwa 530 Hektar der Waldbesitz, der das schöne Wäldchen Perkoks mit der stimmungsvollen Grabstätte des Vorbesitzers, den Ekritter und den Witthener Wald umfaßt. Der ganze Wald hieß früher der Rudauische Wald, er war so umfangreich, daß er sogar einen eigenen Wildnisbereiter (Oberförster) hatte. Tiedtken ist das schon 1360 genannte Teyken, das einem „Tydeko rex“ gehörte. Die Gesamtzahl der Bewohner des Maldaitener Gutsbezirks betrug 1844 464 Personen, 1919 wird sie auf 254 angegeben.

Der Hünenberg.

Dort, wo die einstigen drei Ordensämter Wargen, Rudau und Pobethen zusammenstoßen, liegt das vorgeschichtlich bedeutsamste Denkmal des Rudauer Kirchspiels, der mitten aus der Ebene aufstrebende Hünenberg. In älteren Lehnurkunden, so in jener des Jahres 1566, wird sogar vom Hof zu „Eykeritten“ und seinen zwei Hünenbergen gesprochen, an die bald darauf die Landesherrschaft im prächtigen Amtsstil die Bedingung knüpfte, „ohn allein allerlei bergwerk, sonderlichen aber in den gewehnten beiden Hünenbergen, das wir uns und uns nachkommender Herrschaft, sofern einige vorhanden sein und gefunden wurde zu arbeiten und zu bergwerken auf dieselben Hünenberge, wo es uns gelegen und gefällig sein würde zu bauen, vorbehalten haben sollen“. Kurz gesagt: der Herzog behielt sich das alleinige Recht auf alle eventuell auf den Hünenbergen gemachten Funde vor.



Der Hünenberg bei Ekritten.

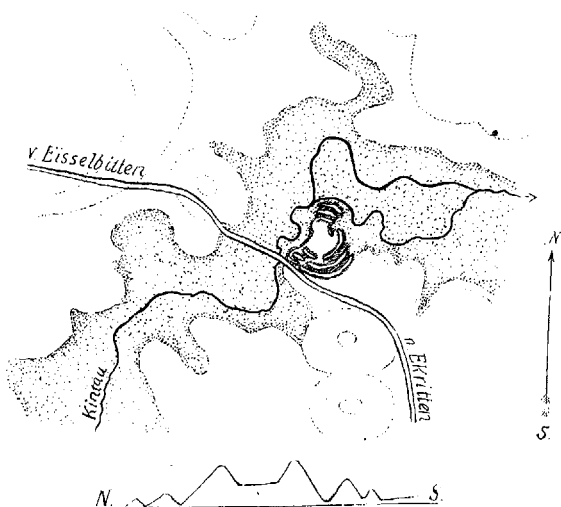


Modell des Hünenberges bei Ekritten.

der 1255 König Ottokar die Rudauer zur Unterwerfung zwang. Die in der Nähe aufgedeckten Grabfelder sollen die Begräbnisstätten der damals Gefallenen sein, sie enthielten in kohlschwarz gefärbter Erdschicht aber Urnen mit Gegenständen aus der Bronze- und Eisenzeit, also aus früheren Zeitperioden. Urkundlich wird das „castrum antiquum Nogympte“ gelegentlich der Verschreibung eines Feldes an die Withinge Roge und Romeike erwähnt, 1333 aber auch als mons Wosepile, teutonice ciginburg bezeichnet, wobei der ganzen Lage nach eine Verwechslung mit der Ziegenberger Schanze unmöglich ist.

Die Lage des Hünenberges ist die allgemein übliche derartiger altpreußischer Gauburgen. An einem fließenden Gewässer, in diesem Fall der hier ein Knie machende Kintaubach, ist das steil nach allen Seiten abfallende Werk etwa 12 Meter hoch aufgeschüttet. Auf der Landseite wird das Hauptwerk noch durch zwei niedrige Wälle geschützt. Der Umfang des sich etwa 5 Meter über den wild verwachsenen Innenraum erhebenden Hauptwalles beträgt etwa 400 Meter, der Hünenberg ist also eine ganz gewaltige und sehr widerstandsfähig konstruierte Anlage. Einen besonderen Schutz dürfte das leicht unter Wasser zu setzende Flußbett der Kintau geboten haben, die ja noch gegenwärtig im Winter für den Betrieb der Rudauer Wassermühle aufgestaut wird, und auf deren Einwirkungen auch gewisse Zerstörungen des Hünenberges zurückgeführt werden können. Noch heute aber ist der alte Burgwall eine bedeutende Sehenswürdigkeit, dessen Besuch Freunde der samländischen Vorgeschichte nicht unterlassen sollen.

An den Hünenberg knüpfen sich, neben anderen, auch folgende Sagen:



Lageplan und Profil des Hünenberges bei Ekritten. Nach C. Beckherrn.

Einst sah auf ihm ein Bauer einen mit Gold gefüllten großen Kessel, als er aber den Schatz zu heben versuchte, kamen zwei schwarze Hunde, vor denen der Bauer in Angst entlief. Ferner zeigte sich einstmals auf dem Berge eine Frau, die gerade ihr Haar kämmt, als ein Bauer hinzukam, den sie zum Bleiben veranlaßte. Als Andenken erhielt der Bauer dann ein Bündel ausgekämmter Haare, das er aber ärgerlich fortwarf; zu Hause angekommen, fand er als Rest der Gabe, die er ganz hätte behalten sollen, einige Goldkörner vor.

Pluttwinnen.

Die älteste Nachricht über Ländereien in der Gegend Pluttwinnens stammt aus dem Jahre 1261, in ihr werden zwei Samländern, den Brüdern Romike und Gilbers zehn Familien im Dorfe Giersteinis verschrieben, weil sie im Aufstand zum Orden gehalten hatten. Dieser Name des jetzigen Gerstehnen, das bis in die neuere Zeit auch Girsteinen hieß, soll auf einen Preußen Gerstote zurückzuführen sein; derjenige Pluttwinnens bedeutet einen am nicht frierenden Wasser liegenden Ort, er weist also auf das in der Nähe liegende Quellgebiet der Kintau hin, der ursprüngliche Name Pluttwinnens soll jedoch Pluteden gewesen sein, von dem östlich der einstige Wald Nurande lag. Erstmals wird Pluttwinnen im Jahre 1374 genannt, in dem einem Hanke von Plutwin vom Orden die Schuld von einer Mark erlassen wird.

Pluttwinnen war der alte Stammsitz der Gaudeckers des Rudauer Kammeramtes, noch am 29. August 1529 erhielten die Brüder Caspar und Christoph Siegeler, die Gaudeckers genannt, gelegentlich einer neuen Verschreibung ihres Besitzes, 24 Hufen im Gut Girsteinen zu Magdeburgischem Recht. Ihnen folgte die aus Schlesien stammende Familie von Oelsen, 1713 besaß es der Oberst von der Goltz und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein von Kanitz, in neuerer Zeit die Familie Scott.

Der Umfang Pluttwinnens war gleichfalls starkem Wechsel unterworfen, so betrug er 1713 69 und 1810 53 Hufen, 1820 hatte es allein 1630 Morgen, und Girsteinen mit dem Sandhof war genau so groß; 1858 umfaßte der zusammengezogene Besitz wieder 2934 Morgen. Das nahe bei Rudau liegende etwa 100 Hektar große Sandhof wurde 1823 verkauft. Damals sollten überhaupt die ganzen Pluttwinnenschen Güter für 46200 Taler verkauft werden, das Angebot betrug zwei Jahre später aber nur 21800 Taler. Erst vor etwa einem Jahrzehnt wurde der Umfang Pluttwinnens durch den Verkauf seiner Vorwerke Gerstehnen und Adamsheide, die jetzt selbständig bewirtschaftet werden, jedoch noch im Gutsverbande liegen, wesentlich verkleinert. Damals betrug die Größe des Gutes 765 Hektar, darunter 159 Hektar mit der Grünhoffer Forst zusammenhängenden Wald mit dem Waldhaus Pluttwinnen, den ehemaligen Tannenhäusern. Adamsheide ist der alte adlige Bärenkrug. Die zweiklassige Schule in Pluttwinnen war früher in Girsteinen. Insgesamt hatte der Gutsbezirk 1919 238 Bewohner.

Kirschnehen.

Der dritte der alten großen Gutsverbände im Rudauischen ist Kirschnehen; mit ihm in Zusammenhang sind die Güter Sergitten, Nadrau, Ringels, zeitweise das im Wargen'schen liegende Parschwitz mit dem Eulenkruge und um 1800 schließlich ein köllmisches Gut in Saßlauken zu bringen. Kirschnehen, 1379 Kirsneydin = das schwarze Dorf, ist seit 1478 ein adliges Gut; es war der Stammsitz der Wayssel, jenes bis zum Aussterben im sechzehnten Jahrhundert mit vornehmsten Geschlechtes des Samlandes. 1608 finden wir auf ihm die von Rauschke, um 1733 die von Tettau, am Ende jenes Jahrhunderts die von Kunheim; von dieser

Familie kam es an die es noch heute besitzende Familie Siegfried. Die Schule Pluttwinnens, als Adelsschule schon vor mehreren Jahrhunderten bestehend, ist jetzt zweiklassig.

Das 1292 erwähnte Feld Sirgite, eine Wallachweide bedeutend, ist die Örtlichkeit des heutigen Sergitten, 1396 Sorgiten. Ursprünglich ein Dorf, saßen in ihm die Surgys oder Surgitte, ein 1552 erloschenes Geschlecht. Auf Nadrau, 1468 Nadrowe, saß einst ein Czuntze nadrawe, vermutlich ein Sudauer, der später vier Hufen in Dellgienen erhielt, ferner die Familie von Zincken. Beides sind jetzt selbständige Güter, das erstere mit etwa 190, das letztere mit etwa 500 Hektar. Zu Nadrau gehört als Vorwerk Ringels, der frühere, zu Kirschnehen gehörende Ringelhof. 1803 wird der Wert der Kirschnehen'schen Güter auf 40000 Taler geschätzt; ihrer Größe nach hatte das Stammgut 714 Morgen, Nadrau 951, Sergitten 680, Ringels 408 und Parschwitz mit dem Eulenkruge auch 408, insgesamt 3161 Morgen. 1895 umfaßte er noch 1160 Hektar, von denen auf Kirschnehen selbst 454 Hektar entfielen. Die Waldanteile Kirschnehehens, Nadraus und Sergittens betragen im gleichen Jahre 80, 92 resp. 10 Hektar. Da durch diese Gegend die samländische Endmoräne verläuft, deren hügliges Gelände im Nadrauer Berg auf 40,5 Meter ansteigt, ist der Boden obiger Güter teilweise recht leicht.

Güter adlig-kölmischen Charakters sind seit Jahrhunderten die südlich von Rudau liegenden Eißelbitten und Sporwitten. Eißelbitten, 1400 Ayslowiten, in dessen Nähe 1571 das Halsgericht beim Zintckenhof genannt wird, hatte als adlige Besitzer die von Diericke, von der Goltz und von Hirsch. Der Name Sporwitten soll von der Roßbremse herrühren, die Adelsmatrikel des Gutes stammt aus dem Jahre 1520. An adligen Familien werden auf ihm die Sparwiene, eins der wenigen altpreußischen Geschlechter, die bereits der Orden als ritterlich ansah, ferner 1570 die Wogein, 1728 von Derschau und 1754 die von Ellebrecht genannt. 1822 stand das Gut für 3597 Taler zum Verkauf. Eißelbitten hat heute etwa 300 und Sporwitten etwa 115 Hektar Umfang. Bei letzterem war früher die Kintau zu einem 18½ Morgen großen Teich aufgestaut; die Gegend war bekannt durch ihren feinen blauen Schluff, den die Königsberger Töpfer von hier holten.

Etwa 5 Kilometer südlich vom Gut liegt am Dammteich im Eißelbitter Wald-

anteil das Waldhaus, jetzt die mietweise Wohnung eines staatlichen Försters; in der Nähe am Ausgang der Fitzener Forst das auch zum Rudauer Kirchspiel gehörende Forsthaus Dammwalde.



Backhaus in Eißelbitten.

Aus ehemaligen Dörfern entstandene Güter sind Saßlauken, Dollkeim und Michelau. Saßlauken hat seinen Namen von sasin - Hase, also eigentlich Hasenfeld; jetzt 148 Hektar groß, hatte es früher zwei Freigüter mit etwa 1600 Morgen. Dollkeim, 1394 Dulokaym—der

Ort, wo leicht brennbares morsches Holz liegt, zerfiel früher in einen adligen und einen bäuerlichen Teil. Aus dem adligen Dollkeim entstand ein kleines, 1480 noch zu Maldaiten gehörendes Gut, das seinen adligen Charakter auf das Jahr 1716 zurückführt; 1822 wurden sieben Bauernstellen aufgelassen und dem heute 120 Hektar großen Gut einverleibt. Das dörfliche Dollkeim hat vier Besitzer. Eine nach der Schulreorganisation hier eingerichtete Schule ging später wieder ein. Vorgeschichtlich ist es durch sein großes Gräberfeld bekannt geworden, das zu den bedeutendsten des Samlandes gehört.

Orte mit Dorfcharakter sind heute noch Mogahnen, Michelau und Weiskitten. Mogahnen, 1400 Megayn, ist etwa 305 Hektar groß und hat drei Besitzer, nachdem es deren noch vor einem Jahrhundert hier sieben gab, davon eine Stelle als preußisches Freigut. Das am wasserreichen Bärengraben liegende Michelau, 1376 Michelow, soll seinen Namen aus dem östlichen Preußen übernommen haben. Michelau war früher ein aus sechs Freigütern bestehendes köllmisches Dorf, dessen bis in die neuere Zeit zu Maldaiten gehörender Krug aus diesem Grunde adlig-köllmisches Recht besaß. Jetzt sind alle Grundstücke des Ortes in einen etwa 200 Hektar großen Besitz zusammengezogen. Die Schule Michelaus ist bereits von Friedrich Wilhelm I. eingerichtet. Politisch zu Michelau, kirchlich aber zu Cranz gehört Rosehnen, 1400 Rasayn, ein kleines Stranddorf mit zwei ehemaligen Freigütern. Rosehnen entwickelt sich zum Seebad, bereits heute bietet der stattliche Gasthof „Zur blauen Möwe“ alle Annehmlichkeiten, wenn auch der Krieg das eigene Kraftwerk Westend-Rosehnen in Fortfall brachte. Beide Orte zusammen umfassen etwa 458 Hektar. Auch Weiskitten, 1258 Weyskeyn und 1400 Wayskitten genannt, ist ein Dorf, das allerdings in der Hauptsache aus einem ehemaligen Freigut besteht, dem bereits 1431 gewisse adlige Rechte zugesprochen wurden. Vor etwa 100 Jahren wurde dieser sich stolz als „adliges Rittergut“ bezeichnende Teil des Dorfes mit 987 Talern ausgebaut, damals waren hier noch fünf weitere Bauernstellen.

Von den sonstigen Örtlichkeiten des Rudauer Kirchspiels gehört das Vorwerk Nautzau zu Grünhoff; Perkuiken, im sprachlichen Zusammenhang mit dem Perkauks, dem Wäldchen Perkoke stehend, gehört als Vorwerk zu Mischen. Eingegangen sind das gleichfalls zu Mischen gehörende Sprinddorf mit dem alten Sprindkrug; seit Jahrhunderten erloschen das bei Nautzau liegende Wopaynen, auch Opayn oder Wogein; Moriten bei Rudau, ferner Ludenien und Neudorf.

In Rudau eingemeindet und von Einfluß auf dessen Bevölkerungszuwachs sind die nahebei gelegenen ehemals selbständigen Ortschaften Sandhof, ein kleines Gut mit adligen Rechten, Blaublum, ein früheres Eigenkätnergrundstück und seit 1906 bei Rudau, das zu Maldaiten gehörende Vorwerk Kemsie, der Heybüchenkrug und das Gut Jaxen, gleichfalls früher ein Krug, und beide ehemals zum Laptauer Kirchspiel gehörend. Bemerkenswert ist die ziemlich unmittelbare Lage der Rudauer Kirche an jener in Laptau.

Die Rudauer Schlacht.

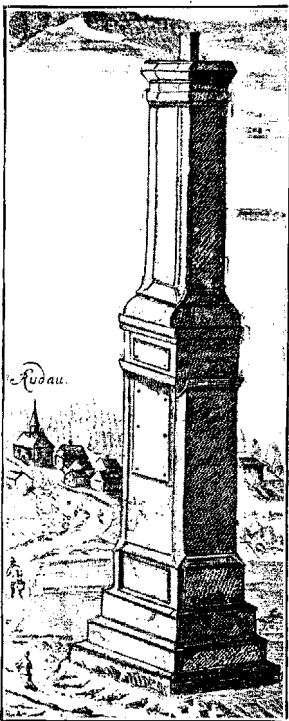
Nicht mehr auf Rudauer, sondern auf Laptauer Gebiet steht inmitten einer kleinen wohlgepflegten Baumanlage die dem Andenken der Schlacht bei Rudau gewidmete Säule. Sie ist nicht so prunkvoll wie die Siegesdenkmäler der jüngeren Vergangenheit, und doch hat der schlichte Gedenkstein eine tiefe Bedeutung, da er an das glorreichste Jahr des deutschen Ritterordens in Preußen erinnert, in dem dieser eine seiner größten Schlachten zur Rettung seines Kolonisationswerkes mit den Litauern ausfocht. Tief bewegt weilt der Beschauer an dieser Erinnerungsstätte, die heute mehr denn je zum Sinnbild des immerwährenden Kampfes geworden ist, den Preußen nun bereits seit Jahrhunderten mit den anwohnenden Völkern zur Bewahrung seines Deutschtums zu führen hat. Jeder Ostpreuße, dem nicht die Geschichte seines Landes ein leerer Begriff ist, wird an dieser weit in das Land ausschauenden Stätte das Gelöbniß erneuern, treu zur Heimat zu stehen, was auch ein dunkles Schicksal über sie beschlossen haben mag.

Daß sich das Gedächtnis der am 17. Februar 1370 geschlagenen Schlacht besonders stark erhielt, findet seine Erklärung vielleicht darin, daß es besonders Königsbergische und Samländische Mannschaften waren, die bei Rudau stritten.

Die Vorliebe älterer Chronisten am Fabulieren hat wohl den Umfang und Hergang der Rudauer Schlacht stark verändert; trotzdem sind aber doch viele über sie erhaltene Einzelheiten als wertvoll anzusehen. Tatsache bleibt, daß Rudau den damals schon ein volles Jahrhundert dauernden Einfällen der Litauer in Preußen endgültig ein Ende bereitete. Erst dem an anderer Stelle entstandenen polnischen Feind gelang es später, vereint mit den Litauern, das auf eigene Kraft gestellte kleine Ordensland zu Fall zu bringen.

Achtzehn Jahre waren seit dem letzten Einfall der Litauer in das Samland vergangen, als sich im Winter des Jahres 1369/70 der Litauerfürst Kynstutt wieder zu einem neuen Angriff gegen Preußen rüstete. Dem Orden waren die Vorbereitungen zwar nicht verborgen geblieben, unbekannt aber, an welcher Stelle der Einfall erfolgen würde. Hierdurch mußte das Ordensheer an drei verschiedenen Stellen zusammengezogen werden. Den in Königsberg liegenden Heerhaufen befehligte der Ordensmarschall Hennig Schindekop, nachden ein Erkundigungs-zug desselben Anfang Februar ergebnislos geblieben war.

Das für derartige Kriegsreisen erforderliche Frostwetter benutzend, fiel der von seinem Bruder Olgjerd begleitete Kynstutt mit den Litauern ziemlich überraschend um Fastnacht im Samland ein, verheerte die Gebiete Caymen, Schaaken, Powunden und Laptau, und lagerte sich in der Sonnabendnacht vom 16. zum 17. Februar



Die Rudauer Säule
um 1723.

Nach einem Stich von
Petersen im Erl. Preussen.

vor Rudau, dessen Burg dem Ansturm standhielt. Der damalige Rudauer Kämmerer Packmohr sandte die Kunde von dem Eintreffen der Litauer nach Königsberg, worauf sich das Ordensheer zum Ausmarsch bereit machte. Nach dem Lesen der Messe, der Weihe von Wasser und Meth, und der Einnahme des Sankt Johannis-trunkes zogen die Ordensleute in der Frühe des Sonntags dem Feind entgegen: die brennenden Ortschaften, die man von den Quednauer Höhen sehen konnte, gaben die Richtung an, in der man ihn finden würde.

Über die genaue Lage des Schlachtfeldes liegen nur Vermutungen vor, wahrscheinlich ist es aber um den Standort der Säule zu suchen, da das hier ebene Land die Entwicklung größerer Reitermassen, die damals noch derartige Treffen austrugen, zuläßt.

Die überlieferten Angaben über die Schlacht selbst sind sehr dürftig. Nach ihnen wurde zuerst der Truppenteil des Kynstutt durch das Eingreifen der Culmer Reiter geschlagen. Auch Olgerd wurde zurückgedrängt, verschanzte sich in einem benachbarten Wald und deckte damit den Rückzug seines Bruders, hierdurch auch das Ordensheer festhaltend. Diese Maßnahme sollte Olgerd aber zum Verderben gereichen, mit aller Macht stürzte sich nun der Orden auf ihn, worauf bei der Flucht schließlich der größte Teil der Litauer umkam.

Die Mannschaftszahlen der kämpfenden Heere werden sehr verschieden angegeben, die der wirklichen Kämpfer ist auf der Ordensseite mit etwa 2000 anzunehmen, von denen gegen 150 dem Orden als Ritter angehörten; nicht mitgerechnet ist in dieser Zahl das damals an den Kämpfen nicht teilnehmende Fußvolk. Das Heer der Litauer dürfte gleich stark gewesen sein, jedenfalls aber war das gegenseitige Truppenaufgebot ein für die damalige Zeit recht bedeutendes.

Die Verluste des Ordens betragen nach ziemlich genauen Quellen etwa 150 Reiter, davon 24 bis 26 Ritter, unter diesen klangvolle Namen, wie Albrecht von Sangershausen, Diepold von Hatzenstein u. a.; hierzu kam noch der Verlust einer Anzahl Fußvolkes. Die Litauer verloren etwa die Hälfte ihres Heeres, unversehrt aber entkamen Kynstutt und Olgerd, die wir bald darauf an anderer Stelle mit einem Einfall beschäftigt finden. Es scheint, daß eine Anzahl Gefangene gemacht wurden, denn 1374 heißt es, „für Bezahlung der Gefangenen zum ersten den Samen 316 Mark“.

Der größte Verlust für den Orden war der des Ordensmarschalls Hennig Schindekop. Den Mann mit dem harten Namen und dem harten Herzen nennt ihn Treitzschke; er soll aber ursprünglich nicht Schindekop sondern Schönedecker geheißen haben. Über die näheren Umstände seines Todes berichtet uns eine Niederschrift aus dem Jahr nach seinem Tode: „Im Jahre 1370, um es genauer zu sagen, es ereignete sich wenn die Christusverehrer den Sonntag Exurge quara zu feiern pflegen, da wurde Henning Schindekopp, der treffliche oberste Marschall im Orden von zwei kecken Edelleuten, die Slawen waren, getötet und ist zum Himmelreich eingegangen, indem du die frommen Vorschriften unterstütztest, o Jungfrau Marie. Sicherlich waren die Litauer ohne Zahl, so auch die Reußen, die getötet wurden mit dem Schwert, nachdem sie sich auf den Stahl verlassen hatten. Diejenigen, die sich zerstreuten, gingen durch Kälte und Hunger zu Grunde.“

Hennenberg schreibt über seinen Tod: „Der Marschalck Heinrich Schindekopff / sol ein Trummel gehöret haben / aber nicht gewust ob es Feinde oder Freunde weren / derhalben er was auff den Berg geritten / ond das Helm auffgethan / zusehen ond zuhören / wer sie weren / da ist ein Heyde komen onnd im

ein spies zum Maule hinnein gerant / das er ist hinten zum halse heraus gegangen / ist nach Königsberg geführet worden.“

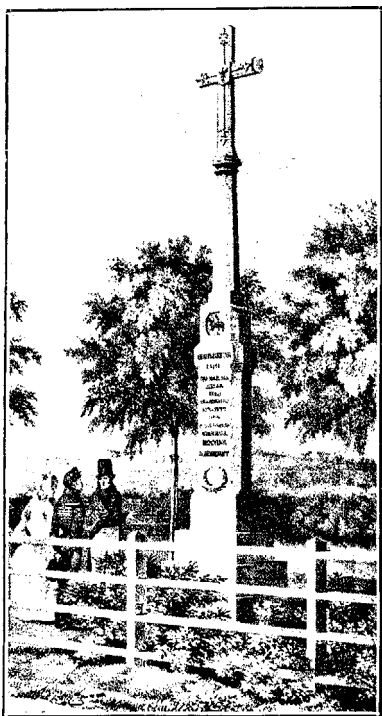
Schindekop verschied auf dem Transport nach Königsberg in dem Krug des Matthies Kalau, dem jetzigen Matzkahlen, bei Quednau, wo seine Leiche in einem zinnernen Sarge aufgebahrt wurde. Ein quadratischer, wenig aus dem Boden ragender Gedenkstein an der Matzkahleiner Feldgrenze unweit der Fritzen'schen Forst erinnerte bis vor etwa dreißig Jahren, wo die Stelle in verständnisloser Weise umgepflügt wurde, an seinen Tod. Schindekop wurde dann in der alten am Münzplatz in Königsberg stehenden Sankt Magdalenenkirche begraben. Auf seinem Epitaph stand die Inschrift: „Schindekop benignus, terrae Samland benedignus“ (Hier ruht Schindekop, ein würdiger Sohn des Samlandes). Bei einem Umbau im Jahre 1735 glaubte man an der Stelle der alten Kirche seine Gebeine gefunden zu haben, da bei einem Skelett ein silbernes Amulett mit den Buchstaben B. H. (Bruder Hennig) lag. — In das Gebiet der Sage sind sicher die alten Nachrichten von der Erbauung zweier Gedächtniskapellen auf dem Schlachtfeld zu verweisen, wohl aber ist die Errichtung von Grabkapellen für die hier getöteten Christen nicht von der Hand zu weisen, obgleich bereits vor einigen Jahrhunderten keine Spur mehr von ihnen vorhanden war. Für Schindekop selbst soll beim Kalau-Krug eine kleine Kapelle mit einem Kreuz in früherer Zeit gestanden haben, ebenso wird von einer Anzahl Kreuze auf dem Wege von Transsau nach Mülsen berichtet.

Eine Sage ist auch die Teilnahme des Königsberger Schusters Hans Sagan an der Rudauer Schlacht, der sie durch sein Eingreifen für den Orden gerettet haben soll. Die ihn angeblich darstellende Figur auf dem Haberberg in Königsberg ist die eines bürgerlichen Fahnenträgers aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Die Denksäule auf dem Rudauer Schlachtfeld in ihrer heutigen Gestalt ist in der Hauptsache ein Werk der neueren Zeit.

Aus der Zeit ihrer Errichtung, vermutlich bald nach der Schlacht, stammt nur der in den Unterbau eingemauerte Sockel, an dem auf einer Tafel die Namen der gefallenen Ritter gestanden haben sollen. Das Kapital der alten Säule, eine Steinplatte, auf der ein Totenkopf und kreuzweise gelegte Beinknochen ruhten, wurde mehrere Jahrhunderte in der Laptauer Kirche aufbewahrt; es sollte auch bei der Wiederherstellung der Säule 1835 ursprünglich mit verwendet werden, war aber verschwunden. Später wurde es durch von Auer wieder entdeckt, der es in Transsau aufbewahren ließ.

Am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war die Säule völlig verfallen. Auf Anregung des Kammerrates Lilienthal wurde sie damals durch den Laptauer Amtmann aufgerichtet, verfiel dann aber wieder, und als man 1824 an ihre Wiederherstellung dachte, konnte man sich wegen der „teuren Arbeit“ nicht dazu entschließen. Erst im Jahre 1835 nahm sich der Königsberger Stadtrat Degen ihrer wieder an, und aus Mitteln des Kreises Fischhausen, sowie des Königsberger Kunst- und



Die Rudauer Säule 1835.

Gewerbevereins, der 100 Taler hergab, wurde sie für insgesamt 250 Taler in der Gestalt erneuert, wie sie die vorstehende Zeichnung wiedergibt. Der Platz von 3640 Quadratfuß um das Denkmal wurde seinen Transsauer Besitzern abgekauft und in Form eines mit Graben und Erdwall umgebenen Halbkreises um die Säule gestaltet; umhegt wurde er mit Weißdorn, innen pflanzte man Hängebirken.

An der 12 Fuß 8 Zoll hohen Säule brachte man eine Tafel mit der Inschrift an: „Am 17. Februar 1370 fiel hier als Sieger über Olgjerd und Kynstutt des Deutschen Ordens Marschall Hennig Schindekop.“ Auf den Dübél, den man auf der alten Zeichnung hervorragen sieht, setzte man als Symbol des Sieges ein drei Fuß hohes Ordenskreuz. Am 3. August 1835 wurde das Denkmal in dieser Form neu geweiht; anwesend waren viele Freunde der vaterländischen Sache und die Bewohner der Dörfer Rudau, Laptau und Transsau unter Führung ihrer Ortschaftschulzen. Zur Erinnerung an den Tag erhielten diese drei Ortschaften die bei der Weihe verwendeten Fahnen überreicht, ein Volksfest in Transsau beschloß den Tag.

Leider hatten es deren Bewohner nicht verstanden, den historischen Gedenkstein zu schützen, denn in den nächsten Jahren wurde die Anlage fast völlig verwüstet, auch verschwand die angebrachte Tafel; die Absicht zur Instandsetzung des Denkmals scheiterte an der Gleichgültigkeit der damals zuständigen Stellen. Wohl wurde 1857 eine kleine Verbesserung vorgenommen, aber erst im Jahre 1870, dem der fünfshundertjährigen Wiederkehr der Schlacht, kam es auf Anregung des Herrn von Batocki, des Besitzers von Bledau, zur Bildung eines Ausschusses, der auch die nötigen Mittel zur würdigen Wiederherstellung zusammenbrachte.

Aus Granitfindlingen wurde die Form eines Felsens gebaut, und auf diesem der alte Säulenschaft wieder aufgerichtet. Das Ordenskreuz aus Sandstein hat in der Mitte einen Adler und an den Enden der drei Arme aufgemeißelte Lilien. Die in einer Granitplatte eingemeißelte Inschrift lautet:

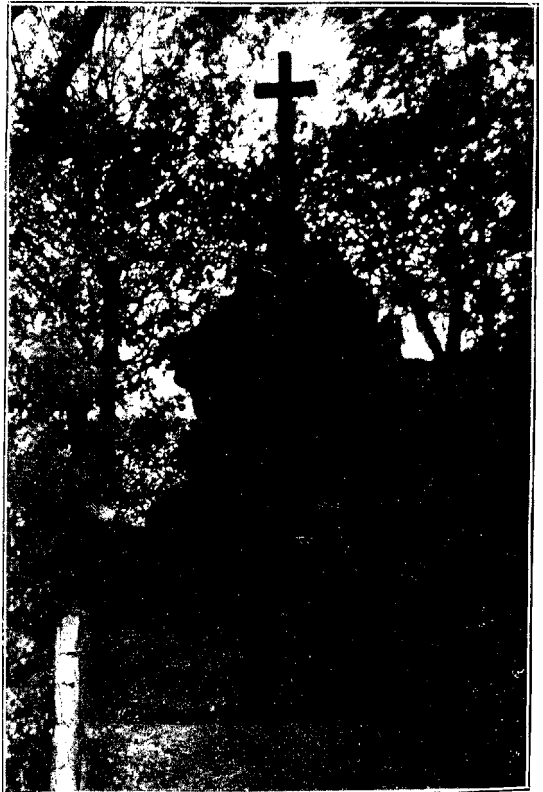
Schlacht bei Rudau 1370.

Hier starb

den Heldentod Ritter Schindekopf.

Renov. 1835. Renoviert 1870.

Wenn nach dieser Inschrift das Kreuz auch mehr den Charakter eines Erinnerungszeichens für den Ordensmarschall hat, so haben wir uns jedoch, und mit Recht, daran gewöhnt, das Rudauer Denkmal als ein Siegeszeichen jener Zeit zu erblicken, in der man noch die Kraft hatte, fremde Angriffe auf das Deutschtum in ihre Schranken zu verweisen.



Das Rudauer Denkmal 1921.

Wirklich daheim sind wir nur dann, wenn das geistige, seelische, das reinmenschliche Vätererbe in uns wirksam wird. Es gilt daher, neben und um die sichtbare Heimat die unsichtbare zu bauen, und das ist die Überlieferung.

Hauptmann-Wanzleben.

Das Laptauer Kirchspiel.

Mit dem Kirchspiel Laptau kommen wir zu dem anderen großen Landgebiet, das 1258 bei der Teilung dem Bischof zufiel, und dessen Umfang etwa dem der jetzigen Kirchspiele Laptau, Powunden, Quednau und Neuhausen entsprach. Zu einer genauen Festlegung der Grenzen kam es aber erst im Jahre 1331, in dem gleichzeitig der südliche Teil des Gebietes, die Gegend der Kammerämter respektive Kirchspiele Quednau und Neuhausen, diese damals Derne heißend, dem samländischen Domkapitel zum Unterhalt zugewiesen wurde. Die nördliche Hälfte mit dem Hauptort Powunden behielt sich der Bischof selbst vor, jedoch war an den Einkünften aus diesem Kammeramt auch der Probst des Domkapitels beteiligt. Powunden wurde Sitz des bischöflichen Vogtes, eines Beamten, dem neben der Verwaltung des Gebietes bei Kriegszügen auch die Führung der Wehrpflichtigen des gesamten bischöflichen Gebietes übertragen wurde. Als erster Bischofsvogt wird 1255 der Ordensbruder Volpert, als letzter zur Zeit der Säkularisation von Kittlitz genannt; auch dieser war, wie die Bischofsvögte stets, vormals Ordensritter. Die Abzweigung des Laptauer Bezirkes von Powunden und die Einrichtung des gleichnamigen Kammeramtes verlegt Hennenberger in das Jahr 1351; in seinem Umfang glich es fast genau dem jetzigen Kirchspiel Laptau, das allein von den oben genannten Kirchspielen im Kreise Fischhausen liegt, und dessen Geschichte daher hier geschildert sein mag.

Über die Laptauer Landschaft und ihre Bewohner sind wir für die Zeit vor Ordensankunft zumeist auf Vermutungen angewiesen. Es hat den Anschein, daß die Gegend des Kirchspiels ehemals zumeist dichte unwirtliche Heide war, heißt es doch in einer alten Urkunde, daß „vor langen Jahren dort ein großes Gehege vor das dasige Wild geschonet worden“. 1651 wird gelegentlich einer Verpfändung des Amtes durch den Großen Kurfürsten an seine Gemahlin ein großes Wildgehege als zu ihm gehörend erwähnt; auch die Bezeichnung eines in der Nähe im Powunden'schen liegenden Gutes als Adlig Heyde, sowie die einer Palwe bei Laptau als Gomorra weisen darauf hin. Daß das ganze Gebiet einst auch recht wildreich war, besagt schon der Name Laptau, der eine fuchsreiche Gegend bedeutet; Corben mußte noch 1777 Leute zur Wolfsjagd stellen, und noch jetzt heißt ein Hügel bei diesem Gut der Hasenberg. Als den Überrest der einst die ganze Gegend bedeckenden großen Heide haben wir die Waldungen der Fritzen'schen Forst anzusehen.

Über altpreußische Siedlungen im Laptauischen und in dem mit ihm zusammenhängenden Cranz-Bledauer Gebiet geben uns die dort gemachten vorgeschichtlichen Funde einen guten Anhalt. Der Zusammenstellung Hollacks folgend, wurden Hügelgräber aus der Bronzezeit bei Laptau, Rogehnen, in der Fritzen'schen Forst und im Transsauer Wäldchen festgestellt; solche aus der Eisenzeit bei Laptau, Corben, Mülsen, Transsauer, Trentitten, Steinerkrug, Schreitlacken, Nuskern und

Wiskiauten, hierzu kommen noch Einzelfunde bei einigen dieser Ortschaften. Über den Zeitabschnitt skandinavischer Kolonisation im Samland, für die gerade diese Gegend bedeutungsvoll ist, wird Eingehenderes bei Bledau zu sagen sein. Beachtenswert ist ferner, daß in einer Urkunde des Jahres 1352 ein einstiges im Laptau'schen liegendes „forum prutenicum antiquum“, also ein altpreußischer Marktplatz erwähnt wird.

Größere Besitzveränderungen im Gebiet Lobetowe oder, wie es 1258 genannt wird, „Lowbuthe“ brachte seine Eroberung durch den Orden. Auch in ihm gab es treu zum alten Glauben haltende Preußen, wie jenen Sipayne, der dieserhalb flüchtig gehen mußte, und mit dessen Besitz dann der Verrat an seinen Volksgenossen übende Yboto oder Ybuthe belehnt wurde; noch 1450 erinnerte eine in der Nähe Kantens liegende Ortschaft „Sipain“ an das Geschlecht der Sipayne. Da die Belehnungsurkunde für Yboto die überhaupt älteste Landverschreibung des Samlandes ist, möge sie hier als Beispiel vollständig in Übersetzung angeführt sein:

Allen getreuen Christen, die das gegenwärtige Schreiben einsehen werden, widmet der Bruder Burchardus genannt von Hornhusen, der das Amt eines Landmeisters von Preußen versieht, Gebete im Namen der heiligen Dreieinigkeit. Es steht fest, daß der Fortgang der Zeiten später alle weltlichen Handlungen in Vergessenheit geraten läßt, wenn sie nicht durch treue schriftliche Überlieferung festgehalten werden. Das ist der Grund, weswegen wir wollen, daß Eure Gesamtheit wisse, daß wir auf Geheiß des verehrungswürdigen Bruders in Christo Puppo genannt von Hosterna, unseres Hochmeisters, und nicht ohne den Rat und die Zustimmung unserer zum Konvent gehörigen Brüder dem Yboto Sambite und seinen Erben die Wiesen und Äcker, die er jetzt besitzt in der Flur, die Labota benannt wird, nämlich und das Grundstück in Keuthe (Kiauten) mit 20 Familien, die dazu gehören, und allen Zehnten eben dieser und ebenso auch der Erbschaft der vorgenannten Familien, wenn sie ohne Erben sterben, nach dem Erbrecht überlassen zu dauerndem Besitz. Wir nehmen jedoch für uns aus die Gerichtsbarkeit, und wenn irgend eine Ader eines Metalls, welcher Art auch immer, oder von Salz daselbst gefunden wird, so behalten wir uns auch diese vor. Wegen der vorgenannten Güter aber wird uns eben dieser und seine Erben mit Schild und Lanze dienen, wie das unsre übrigen Lehnsträger zu tun pflegen. Obendrein wird uns eben dieser und seine Nachfolger zur Anerkenntnis der Lehnherrschaft alljährlich geben zum Feste des heiligen Martins ein Talent (Gewichtsbezeichnung) Wachs, 2 Mark schwer, und einen Kulmer Denar oder sechs kleine Elbinger Münzen. Damit aber dies rechtskräftig sei und fest bleibe, haben wir gemeint, die gegenwärtige Urkunde durch die Beglaubigung unseres Insiegels und die Hinzufügung von Zeugen bekräftigen zu sollen. Zeugen aber hierfür sind unsre Brüder der Priester Richard, Dirislaus Kolo, Berengerus Th. Rufus, Heinrich von Burnstrop, Sintloldus und mehrere andere Brüder von uns. Gegeben und geschehen im Jahre des Herrn 1255 am 18. Januar.

Yboto sollte sich seines Besitzes aber nicht lange erfreuen, da er 1261 beim Aufstand der Samländer für den Orden fiel. Die Besitzungen kamen dann an seine Söhne Nakox und Kerse, die sogar die große Gerichtsbarkeit über sie verliehen erhielten.

Scheinbar war es dem Orden gelungen, was bei der Nähe Königsbergs von besonderer Wichtigkeit erscheint, sich im Laptau'schen eine besonders große Zahl von Anhängern zu verschaffen, denn nirgends waren die in den Aufständen zu ihm haltenden Samländer so zahlreich als hier. In der Aufstellung der treuen Withinge aus dem Jahre 1299 sind uns ihre Namen überliefert mit: Grande und sein Sohn Stantike, Sandir und sein Sohn Judute, Parupe und sein Sohn Gedete, Kerse, Jodute und sein Sohn Logote, Schude, Grande, Muntemil und sein Sohn Wissebute, Runkim und sein Sohn Waystote, Nakuntie, Nasinne, Tyrune, Swaymuzel und sein Sohn Kyxte, Panote und sein Sohn Preytor.

Manche dieser Namen finden wir auch in den besonders für das Laptauer Gebiet zahlreich erhaltenen Verschreibungen, so die des Grande gelegentlich einer Belehnung mit Land in der Nähe Norgehrens, ferner die des Schude; Jodute wiederum war überhaupt der bekannteste Withing dieser Gegend. Auch sonst ist die Anzahl der uns überlieferten altpreußischen Familiennamen aus dem Laptau'schen recht bedeutend, aufgeführt mögen hier ihrer Eigenart wegen die Miligede, Samone, Pamann, Manate, Permens und Temperbutc sein; eine Familie Wogedde finden wir sogar nach langem Zeitraum nochmals bei Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts erwähnt. Damals wollte der Bischof Michael Junge ein ihm gehörendes frei gewordenes Lehn bei Laptau zu seinen Gunsten einziehen, brachte aber hierdurch die Nachkommen Wogeddes so auf, daß sie mit ihrem Anhang in die Güter des Bischofs und des Domkapitels einfielen, die Einwohner ihres Eigentums beraubten und die dortigen Beamten mit ihren Familien fortführten. Der 1427 beginnende Streit war 1435 noch nicht beendet, trotzdem der Hochmeister selbst beim Bischof Fürbitte für die Wogeddes einlegte.

Das Kammeramt Laptau.

Überaus spärlich sind die Nachrichten aus der bischöflichen Zeit des Laptauer Kammeramtes, von denen eigentlich nur jene bemerkenswert ist, nach der 1327 drei Brüdern in Laptau das Allod, das heißt die Befreiung von Lehnspflichten, gegen eine jährliche Zahlung von achtzig Mark zugebilligt wird; dieser Betrag, wie auch das Barsnicker Allod, wurden damals zur Dotation einer bischöflichen Stiftung am Königsberger Dom verwendet. Erhalten sind uns auch aus dem fünfzehnten Jahrhundert einige Namen des altpreußischen Adels, der „ehrbaren Leute“, in einem Symon von Kerwen, vermutlich aus dem Geschlecht der im siebzehnten Jahrhundert erloschenen Kariothe, ferner eines Lucas von Transow und des Nedrow de villa Bledaw; aus späterer Zeit die Thalau und Trankwitz. Zu ihnen kam damals eine aus Franken stammende Familie Mutschidler. In herzoglicher und kurfürstlicher Zeit war auch Laptau, wie alle anderen Ämter, ein beliebtes Verpfändungsobjekt der jeweiligen Landesherrschaft.

Um 1700 gehörten zum Amt Laptau die adligen Besitzungen Mollehen, Korben, Kanten, Nuskern, Schugsten, Wikiau, Schreitlacken, Wiskiauten und Wosegau. An sonstigen Gütern und Dörfern: Mülsen, Medlaucken, Giedauten, Jaxen, Gerlaucken, Kiauten, Barschnicken, Greibitten, Norgehnen, Trentitten, Backeln, Laptau und Transsau. Von diesen lag Medlaucken, 1371 Medelauchs, ein köllmisches Gut und im Besitz der Familie von Lackmedien, südlich von Norgehnen; es ging um 1850 ein und wurde Vorwerk von Kanten. Jaxen kam in neuerer Zeit zum Kirchspiel Rudau; Gerlauken, gleichfalls nicht mehr bestehend, war ein Vorwerk von Schugsten, zeitweise auch von Kanten. Barschnicken ist das heutige zu Schreitlacken gehörende Bergenau, und Greibitten, 1363 Greibithen, lag bei Corben. Genannt wurden in älterer Zeit, so 1320, noch ein Ort Paplawken, gleichfalls bei Corben, sowie 1352 zwischen Laptau und Rudau liegend die villa Poneydin.

Eingehendere Nachrichten über das Laptauer Kammeramt erhalten wir erst wieder bei Beginn des achtzehnten Jahrhunderts; damals gehörten zu ihm 26 Dörfer mit etwa 200 Feuerstellen. Dieser verhältnismäßig bedeutende Umfang erklärt sich daraus, daß mittlerweile das Kammeramt Powunden aufgelöst und mit dem Laptauer verschmolzen war; Powunden bildete also das zweite Kirchspiel des

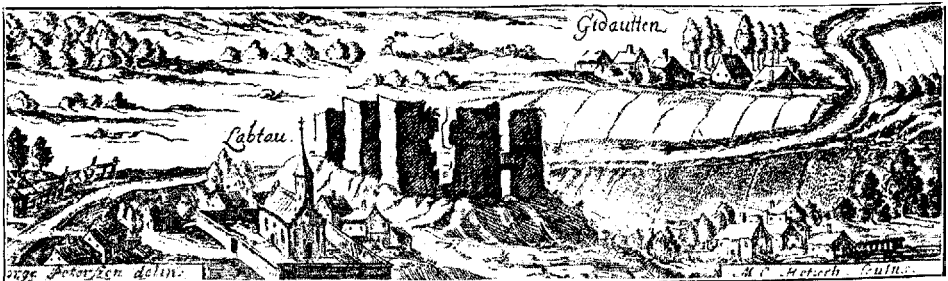
Kammeramtes. Wohl aus Überlieferung der bischöflichen Zeit gehörte es noch zum Hauptamt Fischhausen, trotzdem andere westlich gelegene Kammerämter, wie Pobethen, Wargen und Rudau als alte Ordenskammerämter zum Hauptamt Schaaken gehörten. Durch die Zusammenziehung der genannten Hauptämter 1752 in einen Kreis Schaaken kam natürlich auch Laptau an diesen. 1772 werden außer den oben genannten Ortschaften auch Bollgehnen, Twerhaiten und Uggehnen als zum Amt Laptau gehörend bezeichnet, das damals 52 Scharwerksbauern und 9 Eigenkätthner hatte; 1798 hatte es 2 Müller, 43 Köllmer und Freie, 8 Eigenkätthner und 60 Bauern, auffallend hoch war mit 14 die Zahl der Krüger im Amt; die Zahl der Feuerstellen betrug damals insgesamt 312. Die Zugehörigkeit der zum Kirchspiel Powunden gehörenden Dörfer Pomehnen, Wargien und der Fischerdörfer Neufitte und Fischerbude begründete sich in ihrem Anfall an Bledau.

Eine Änderung auf dem Gebiet der Rechtsprechung brachte das Jahr 1782, in dem fast sämtliche Ämter des westlichen Samlandes zum neugebildeten Justizamt Fischhausen kamen, Laptau dagegen zum Tapiau'schen Justizkommissionskreis. Die adligen Güter im Laptau'schen kamen wiederum zum Domänenjustizamt Neuhausen und darauf direkt unter das Kammerdepartement in Königsberg. Bemerkenswert ist noch, daß das Amt Laptau seit der Gründung des Königsberger Waisenhauses aus seinen Gefällen jährlich 180, später 720 Taler an dieses zu zahlen hatte, nachdem es bereits vordem mit zur Unterhaltung der Königsberger Universität verpflichtet war.

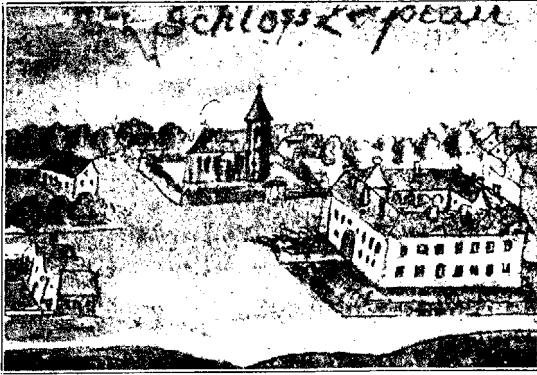
Die Burg Laptau.

Der Sitz des Kammeramtes Laptau war die angeblich, trotzdem das Gelände dieses als wenig wahrscheinlich erscheinen läßt, auf den Resten einer alten Preußenburg vom Bischof erbaute Burg. Bei Gründung des Kammeramtes im Jahre 1351 soll sie dann ausgebaut worden sein, wobei man bereits auf Geschützwirkungen Rücksicht nahm. Die Laptauer Burg hatte unter allen Kammeramtsburgen des westlichen Samlandes die Zeit am besten überstanden; der Grund für diese lange bauliche Erhaltung dürfte aber darin zu suchen sein, daß sie in den Jahren 1560 bis 1607, vermutlich unter Fortfall der Vorburg, einer durchgreifenden Erneuerung unterzogen wurde, zu der die Insassen des Amtes scharwerken mußten. In den Jahren 1586 wurden z. B. 3275 Mark, 1588 2124 Mark und 1607, dem der Fertigstellung, 1000 Mark für den Bau aufgewendet; dieses waren für damalige Zeit ganz bedeutende Summen. Selbst die Burg Powunden wurde abgerissen, um aus ihr Material für Laptau zu gewinnen.

Die Länge und Breite des quadratischen, sehr stattlichen Baues betrug in jeder Richtung etwa 50 Meter. Der mit einem Turm gezierte Haupteingang lag



Die Ruine der Burg Laptau. Aus dem Erläuterten Preußen 1724.

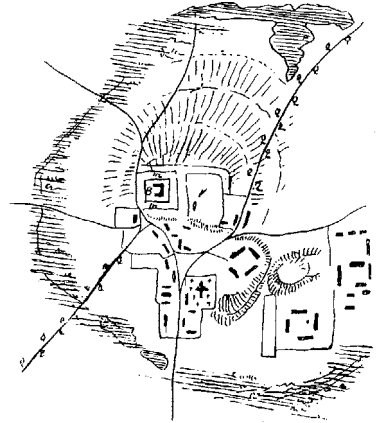


Die Burg Laptau.
Nach einer Zeichnung von de Collas um 1713.

Feldsteinen, worauf vor Zeiten schon ein Haus gestanden haben muß, wie rudera ausweisen“. Das $1\frac{1}{2}$ Morgen große Terrain wurde dem damaligen Amtmann Passarge auf dessen Bitte erb- und eigentümlich übergeben. 1764 wurde auf ihm ein kleiner Gasthof errichtet, wahrscheinlich das noch heute hier stehende Gebäude, bei den Laptauern noch jetzt „Schloß“ genannt. 1777 wurde das Amtshaus stark repariert und das Brau- und Brennhaus neu erbaut, hierunter haben wir aber wohl bereits das jetzige Gutshaus zu verstehen; 1780 werden nur noch Mauerreste von der Burg erwähnt, aber selbst 1850 waren die Ringmauern noch etwa 2 Meter hoch; sie wurden im Jahre darauf abgetragen und beim Bau der Cranzer Kunststraße verwendet. Jetzt ist von der Laptauer Burg noch ein flacher, mit Unkraut überwucherter Hügel übrig, an dem nur an einigen Stellen noch das Mauerwerk hervorblickt; vorhanden sind aber noch die gewaltigen, 2 bis 3 Meter starken Grundmauern, sowie die alten, leider verschütteten Kellergewölbe.

nach Norden, über den sie ringsum einschließenden Graben führte eine Zugbrücke zu der gleichfalls nach Norden liegenden Vorburg. Bald nach 1700 muß die Burg aber dem Verfall preisgegeben sein, denn die vorstehende Zeichnung aus dem Jahre 1724 zeigt sie uns, im Gegensatz zu jener von de Collas, nur noch als Ruine. Die Wirklichkeit lag vermutlich in der Mitte.

Um 1760 heißt es, daß der alte Schloßberg bei Laptau wüst inmitten des Feldes liege, „der Grund besteht aus lauter alten Ziegeln und



Lageplan der Burg und des Dorfes Laptau.

Nach einer Zeichnung von Giese um 1820.

Die Verwaltung des Kammeramtes war durch Jahrhunderte die übliche, zumeist war es vom sechzehnten Jahrhundert ab, natürlich ohne die Rittergüter, verpachtet. Beachtenswert ist, daß in den Jahren 1767 bis 1773 der Pächter angehalten wurde, in dieser Zeit 576 Obstbäume und 1440 Weiden zu pflanzen; damals baten auch die Bauern gegen Zahlung eines jährlichen Betrages von den drückenden Scharwerkslasten befreit zu werden. 1805 kam dann das als Domänenvorwerk bezeichnete Gut Laptau für das Einstandsgeld von 14100 und eine jährliche Zahlung von 1150 Talern in Erbpacht; sein Umfang war in jenem Jahr 2173 Morgen, auch gehörten zu ihm die Laptauer Wassermühle und zwei Windmühlen, ferner die ebenfalls als Erbpachtvorwerk bezeichnete Schäferei. 1847 wurden Laptau adlige Rechte verliehen, die aber nur so lange Geltung haben sollten, als es im Besitz der damaligen Familie Caspar blieb.

Die moralische Kraft der Nationalität, ohne die zu bestehen sich keiner überreden kann, ist gleichbedeutend mit der Liebe zum Vaterland. Sie ist zur Abwehr zerstörenden Aufruhrs zu pflegen und aus der Tiefe der Volksseele heraus in die breitesten Kreise des Volkes zu tragen. Leopold von Ranke.

Das Kirchdorf Laptau.

Die Kirche.

Als den ältesten Teil der Laptauer Kirche haben wir wohl ihren Chor anzusprechen, der vermutlich einst als Kapelle der „ecclesia parochialis Powunden“ errichtet und auch kirchlich von dort aus betreut wurde. Über den Zeitpunkt ihrer Erbauung haben wir als einzigen Anhalt die aus dem Jahre 1354 stammende Nachricht, in der von ihr gelegentlich der Belehnung eines Kruges in Wiskiauten gesprochen wird; vermutlich fällt ihr Bau unter die Regierung des frommen, kirchenbauenden Bischofs Johannes I. Auch über das Zeitalter ihrer Vergrößerung, sowie jenes des Turmbaues berichtet keine Urkunde, vermutlich fallen beide in eine wesentlich spätere Zeit, hat doch der Turm der Laptauer Kirche auch auf den älteren Zeichnungen ein spitzes Dach, eine Form, die er auch nach dem durch den Orkan des Jahres 1818 verursachten Einsturz wieder erhielt, dieses im Gegensatz zu den später erbauten alten bischöflichen Hauptkirchen in Fischhausen, Medenau und Thierenberg, die alle ein Satteldach tragen. Ganz unrichtig dürfte die Überlieferung sein, daß die Laptauer Kapelle erst anläßlich des Todes von Hennig Schindekopf nach der Rudauer Schlacht erbaut worden ist.

Die ganze Kirche ist aus Feldsteinen, zum Teil mit Ziegelecken erbaut, die dann verputzt wurden. Durchgreifend wurde die Kirche in neuerer Zeit in den Jahren 1895/96 erneuert; die Turmuhr ist ein Geschenk des Besitzers von Corben, Siebert. Besonders beachtenswert ist das schöne Sterngewölbe des Chors, dieser



Die Kirche in Laptau.

enthält im Ostgiebel die übliche Nische zur Aufbewahrung der früheren heiligen Gefäße und Kirchenfahnen. Auch die Laptauer Kirche hat nur auf der Südseite Fenster, gegen Norden vertreten Blenden ihre Stelle.

Der im Jahre 1605 erbaute Altar mit seiner reich vergoldeten Schnitzarbeit kann als ein überaus ansehnliches Werk der damaligen Zeit angesprochen werden, seine letzten Wiederherstellungen erfolgten 1826 und 1896; ein unter der neuen Altardecke befindlicher Altarbehang mit Figurenstickerei soll noch aus katholischer Zeit stammen. Im Chor befinden sich noch zwei weitere alte Altaraufsätze aus gleichfalls spätkatholischer Zeit, von denen namentlich der eine, links auf der Abbildung sichtbar, künstlerisch sehr wertvoll ist. Sein Mittelstück zeigt in farbig bemalter Holzschnitzerei die Figuren der heiligen Maria und Anna, jene mit



Chor der Kirche in Laptau.

dem Christuskind im Arm. Die Flügeltüren tragen auf den Innenseiten biblische Szenen und auf den Außenseiten Darstellungen der heiligen Catharina, Barbara, Margaretha und Dorothea, also wieder jener Frauengestalten, deren Zusammenhang mit dem samländischen Bistum noch zu klären bleibt. Die Sage läßt das dem Christuskind seit alter Zeit umgelegte Hemdchen ungewaschen immer sauber erscheinen, die Frau des Kirchendieners ist darüber anderer Meinung. Beide Altäre dürften aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts stammen. Unter einigen älteren in der Kirche aufbewahrten Holzskulpturen ist besonders jene bemerkenswert, auf der eine Gans ein Hundeanthlitz trägt. Eine eigenartige, bemalte Holzschnitzerei in halber Lebensgröße ist die des heiligen Martin, sein Hemd mit einem Bettler teilend, an der Südwand der Kirche (siehe Titelabbildung).

Von sonstigen Einrichtungen der Kirche ist die gleichfalls reichgeschnitzte Kanzel aus dem Jahre 1690 recht beachtenswert; die Türe zu ihr zeigt Jesaias,

dem ein Engel die Zunge mit glühender Kohle berührt, eine Darstellung, die wir auch in Kumehnen und Pobethen an den Kanzeln finden. Den Unterbau der Taufe hält man für den obersten Stein der alten Rudauer Schlachtsäule; von der Schlacht selbst soll sich früher in der Kirche eine Abbildung befunden haben. Recht wertvoll sind die drei Altarkelche der Kirche. Eine Namenstafel erinnert an die 40 Gefallenen des Kirchspiels im Weltkrieg.

Sehr freundlich ist der bei der Kirche liegende Friedhof, auf ihm trägt das Kreuz eines 1852 ertrunkenen zwanzigjährigen Fischers die eigenartige Inschrift:

Die Ostsee ist mein Sterbebette;
 Nachmittag war mein Ende da;
 Vergebens rief ich rette! rette!
 Obschon man mich ertrinken sah.
 Drauf schlief ich dann nach kurzer Pein
 So nach und nach im Wasser ein.

Das nahebei liegende 1780 erbaute Pfarrhaus mit prächtigem Garten brannte 1921 völlig ab, wobei leider auch die alten Pfarrakten und die Chronik des Kirchspiels vernichtet wurden. Von den früheren Pfarrern soll sich der 1768 verstorbene Rosenbaum um das Schulwesen sehr verdient gemacht haben; sehr geschäftstüchtig scheint jener Geistliche gewesen zu sein, über den sich 1508 die Stadt Königsberg dahin beschwert, daß er die Brauerei und den Handel mit dem Bier tonnenweise betreibe und damit den Königsberger Brauern Abbruch zufüge. Eine Volksmeinung läßt den Pfarrer im Garten und Kirchhof spuken.

Jahrhunderte lang gehörten die Kirchspiele Laptau wie auch Powunden zum Fischhausener Kirchenbezirk. Erst 1815 kamen sie neben Rudau und Rossitten zur Superintendentur Schaaken, der aus dem Kreise Fischhausen früher bereits Sankt Lorenz und Pobethen angehörten. Jetzt gehört das Kirchspiel zur Diözese Königsberg II Land in Quednau.

Das Dorf Laptau ist scheinbar eine spätere oder höchstens gleichaltrige Gründung wie das Kammergut und die Kirche. 1528 erhielten die bei ihr angesiedelten „Gärthner vor unserem Hause Laptau“ ihre Handveste, nach der sie jährlich $\frac{1}{2}$ Mark Zins zu zahlen hatten. Aus diesen Gärtnern wurden dann dem Namen nach Eigenkätthner, deren 1830 17 im Dorfe gezählt wurden. 1858 hatte Laptau 346 Einwohner, von denen 198 auf das Dorf, 134 auf das Gut und 16 auf die Mühle entfielen; 1919 dagegen hatte das Dorf 326 und das Gut 149, also insgesamt 475 Bewohner. Die jetzt dreiklassige Schule bestand bereits in alter Zeit als Kirchschule.



Blick auf Laptau von Kiauten.

Wer Freude an der Natur hat, hat auch Freude an der Heimat, und in der Liebe zur Heimat wurzelt das Beste unseres Wesens. Jacob Löwenberg.

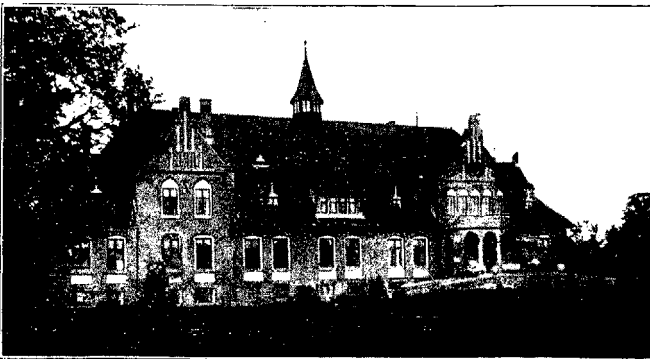
Die weiteren Ortschaften und Güter des Kirchspiels Laptau.

Östlich von Laptau liegt an dem breiten Wiesental des Backeln'schen Mühlenfließes, des alten Baches Keuthe, auf einer Anhöhe das Dorf Kiauten; auf seine Lage weist auch sein aus dem Altpreußischen herkommender Name, der etwa eine Oberfläche oder Höhe bedeutet. 1255 hören wir von einem campus Keuthe und 1258 wird das Dorf Kyawte genannt. Die inmitten fruchtbaren Bodens liegende Ortschaft hatte vor hundert Jahren bei einem Umfang von 1744 Morgen Land noch ein Freigut und sieben Bauerngüter, heute sind diese in zwei Besitzungen mit 456 Hektar zusammengefaßt. Zu Kiauten gehört das nördlich liegende, 1829 gegründete köllmische Gut Samuelshof, ferner ein Abbau bei der Dariener Beek.

Etwas südlich von Kiauten liegt das Gut Corben, 1400 Cuwerin, das seinen Namen aus dem altpreußischen curwis = Ochse herleitet. Die älteste eingehendere Nachricht über „Kerwen“ stammt aus dem Jahre 1436; in diesem saß auf ihm ein Simon aus dem alten Geschlecht der Kariothe, dem dann 1489 von dem Bischof Johannes II., nachdem das Gut bereits 1450 gewisse adlige Rechte erhalten hatte, ein größerer Landbesitz zu preußischen Rechten verliehen wurde. Von den Kariothen kam Corben an Andreas Gnadkowitz, dessen letzter Nachkomme es 1670 an einen Oberstleutnant von Klitzing verkaufte, um dann in der Folge häufiger den Besitzer zu wechseln, so besaß es um 1700 ein Generalmajor von Rapp. 1777 war es Domäne, damals heißt es von Corben, daß in ihm alles Inventar, bis auf die Kneifzange hinab, königliches Eigentum sei; dann besaß es um 1790 der Etatsminister und Kanzler von Korff. 1820 wurde Corben ohne das Forstland vergeblich für 14670 Taler ausgeteilt, und 1849 erwarb es Quedenfeld, von dem es an den jetzigen Besitzer Siebert kam.

Im Jahre 1830 gehörten zu Corben 951 Morgen Land, ferner waren als Abfindung zu ihm 731 Morgen Domänenforstland gekommen; Tirrhaus war ein Abbau des Gutes. Dieses Tirrhaus, das jetzige Trentitten, die alte villa Trintiton, wurde 1307, nachdem bereits vordem der Withing Tyrune im Felde Trentitten erwähnt war, als Trinczieyten von dem Bischof Siegfried den treuen Samen Rasin

und Nantin übergeben. Trintitten, das früher ein Dorf war und noch 1820 aus einem Frei- und fünf Bauerngütern bestand, hat seinen Namen von dem alten Preußen Trinte. Sein Umfang beträgt heute etwa 395 Hektar; da derjenige Corbens etwa 279 Hektar ist, so gehört Corben mit insgesamt 674 Hektar zu den größten Besitzungen des



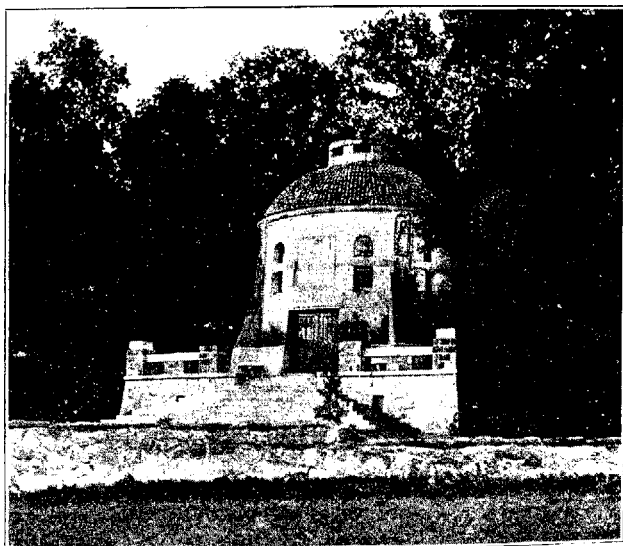
Gutshaus Corben.

Laptauer Kirchspiels. Entsprechend seinem Umfang besitzt Corben ein in neuester Zeit erbautes besonders stattliches Gutshaus, dessen Backsteinfassade, wie auch die mächtigen Wirtschaftsgebäude, schon aus weiter Ferne rot aus der Landschaft hervorleuchten. Künstlerisch bedeutend ist die überaus wirksam am Rande des Hasenberges liegende Grabkapelle der Familie des jetzigen Besitzers; die an den Berg stoßende Wiese dient als Festplatz bei Sonnenwendfeiern, deren Wiederbelebung in unserem prosaischen Samland als eine mutige Tat ihrer Veranstalter zu begrüßen ist. Im Dunkel des Hasenbergwäldchens liegt noch eine weitere Grabkapelle für die Familie des Vorbesitzers von Corben.

Zeitweilig gehörte zu Corben das Waldgrundstück Matzkahlen, bekannt als Todesort Henning Schindkopps, der auf dem Transport vom Schlachtfeld nach Königsberg in der Nähe des dortigen Kruges starb. Eine Zeitlang bildete Corben auch mit Carmitten einen Besitz.

Ein nicht minder ansprechendes Gutshaus hat das angrenzende Mollehen, mit dem als Molleyne 1295 ein Naudiothe für den Verrat eines beabsichtigten Aufstandes vom Orden oder Bischof belehnt wurde. 1336 werden Eytike, dem Kämmerer von Powunden, drei Haken Land bei Mollehen verliehen und 1528 wird es drei köllmischen Leuten zu gleichen Rechten verschrieben. Bis auf Bischof Johannes II. hatte der Ort jährlich drei Mark an die Königsberger Domkirche zu zahlen; diese Verpflichtung wurde dadurch hinfällig, daß der Bischof 1427 die Erträgnisse der neu errichteten Krüge in Compennen, Peyse, Dirschkeim und Rinau dieser Kirche überwies. 1629 erhielt Mollehen eigene Gerichtsbarkeit, auch wurde es von der Zinszahlung befreit, behielt jedoch den Charakter als köllmisch-adliges Gut bei. Um 1700 besaß es ein Justus von Auer, zeitweilig war es auch Vorwerk der anstoßenden Güter; eingegangen ist Hopfenhaus, ein früheres Vorwerk des etwa 320 Hektar umfassenden Gutes.

Ein weiteres recht bedeutendes Gut mit wechselnd köllmischen und adligen Rechten ist Schreitlacken, bis in die neuere Zeit auch Schrötlaken geschrieben, so benannt nach dem alten auf ihm wohnenden Preußen Saroyte. Zeitweilig war es überhaupt der umfangreichste Besitz des Kirchspiels, da zu ihm Kiauten, Mollehen, Schugsten und Trentitten gehörten. Die älteste Nachricht über Schreitlacken stammt aus dem Jahre 1627, in dem es dem Sohn des kurfürstlichen Leibapothekers Panzer mit Gerichtsbarkeit zu köllmischen Rechten verliehen wurde. Unter seinen Besitzern sind zu nennen um 1700 der Oberforstmeister von Kreytzen, zu dessen Zeit das Gut 22 Hufen 20 Morgen hatte, 1723 erhielt es adlige Rechte; weitere Besitzer waren später u. a. von Kunheim und von Czudnochowski.



Grabkapelle bei Corben.

Das hübsch liegende gediegene alte Gutshaus hat einen prächtigen Garten mit altem Baumbestand, in dem ein Ahorn und eine Pappel besonders bemerkenswert sind. Gegenüber dem Gutsgarten befindet sich auf einem der charakteristischen samländischen Rundhügel der Begräbnisplatz der Besitzer des Gutes. Die im Samland häufig wiederkehrende Wahl derartiger Erhebungen zu Grabstätten dürfte unbewußt auf eine uralte Tradition zurückzuführen sein, worüber erst eingehende Untersuchungen dieser sicher künstlich geschütteten Anhöhen ein klares Bild bringen können. Bergenua, das Vorwerk Schreitlackens, ist das alte Bersenicken, das in neuerer Zeit Bars- oder Barschnicken hieß, unter welchem Namen es früher ein angesehenes selbständiges Gut war. Die Schule Bergenaus bestand als adlige Schule bereits vor einigen Jahrhunderten in Schreitlacken. Insgesamt umfaßt Schreitlacken 629 Hektar, darunter etwa 60 Hektar Wald.



An der Schreitlacker Gutsschmiede.

Das etwa 300 Hektar große Gut Norgehnen wird bereits 1258 gelegentlich einer Verschreibung an einen Preußen Grande als Norieyn genannt; auch dieses Gut war ursprünglich ein Dorf mit 1697 drei Freigütern. Beachtenswert ist sein Rotbuchenbestand, der aber wie alle Buchenhaine des Samlandes auf Anpflanzung zurückgeführt wird. In Norgehnen ist eine durch Friedrich Wilhelm I. begründete, jetzt zweiklassige Schule. Backeln hieß noch 1302 gelegentlich der Verleihung einer Kruggerechtigkeit Wirdegithen. Seine Lage an dem sich aus einer Reihe von Sümpfen am Nordrande der Fritzener Forst bildenden Backeln'schen Mühlenfließ, das sich dann später mit der Bledauer Beek vereinigt, war wohl die Ursache zur Anlage einer kleinen Stampfmühle, der Backelsmol. Unter Bischof Johannes kam ein Drittel des Dorfes — auch Backeln war ein solches — an einen Preußen Stantico, 1781 wurden einem Teil des Dorfes, den sich ein Oberst von Sommerfeld als Alterssitz gekauft hatte, auf dessen Eingabe adlige Rechte zuerkannt. Um 1830 war es wieder völlig ein köllmisches Dorf mit fünf Freigütern, einer Wassermühle und einem Krug mit Braugerechtigkeit. 1860 war Backeln ein Vorwerk von

Schreitlacken und erst in der Folge, nachdem auch Mühle und Krug eingegangen, wurde aus ihm ein selbständiges Gut von mittlerer Größe. Verschwunden ist der alte Backelner Mühlenteich.

Konnten wir bisher im Laptau'schen die Umwandlung verschiedener einstiger Dörfer in Güter feststellen, so haben es doch zwei große Ortschaften, Transsau und Mülsen, verstanden, sich als Dörfer zu behaupten, wengleich auch in ihren Gemeinden bereits einige große Besitzungen liegen, die weit über den bauerlichen Umfang hinausgehen. Transsau, in dem die preußische Familie Transde wohnte, erhielt 1332 seinen Krug; gelegentlich eines bald darauf folgenden Grenzstreites heißt es Transyow. Der Umfang des Dorfes ist mit etwa 840 Hektar recht bedeutend, der Größe entsprechend befanden sich vor hundert Jahren in ihm noch 3 Freie, 13 Bauerngüter und 4 Eigenkätthner. Auf einem der Freigüter finden wir sogar Adelsfamilien erwähnt, wie die von Hoberg und die Thiesel von Taltitz. Die Schule wurde durch König Friedrich Wilhelm I. eingerichtet. Die Bewohnerzahl betrug 1844 280, 1858 319 und 1919 382 Personen. Über das bei Transsau, also im Laptauer Kirchspiel liegende Denkmal der Rudauer Schlacht, wurde an anderer Stelle berichtet.

Fast gleicher Größe mit Transsau ist das etwa 800 Hektar große Dorf Mülsen. Die Ortsbenennung als Mülsen kommt bereits 1328 vor. Der Ort scheint dann durch den Litauereinfall des Jahres 1370, der zur Rudauer Schlacht führte, oder jenen des Jahres 1383 völlig zerstört worden zu sein, denn in letzterem Jahre wird er als Kristansdorf mit der Zuweisung von 44 Hufen zu kulmischem Recht von dem damaligen Bischof Dytherich Tylo neu besiedelt. Bemerkenswert ist in der Besiedlungsurkunde, daß sich der Bischof die Hälfte des gewonnenen Honigs vorbehält. Noch von Collas nannte das Dorf auf seiner aus dem Jahre 1713 stammenden Karte (siehe Band I Seite 8) Kirschen-dorf, diese Veränderung beruht aber sicher auf einem Schreibfehler, wie es überhaupt Collas als Ausländer mit der richtigen Schreibweise nicht sonderlich genau nahm. Der Bevölkerung muß der alte Name aber wohl immer geläufig geblieben sein, denn anders ist seine Wiederaufnahme, der auf altpreußisch eine große Anhäufung bedeutet, nicht gut zu erklären.

Im Jahre 1830 wird der Umfang Mülsens mit 2988 Morgen angegeben, der Ort selbst hatte 3 Frei- und 10 Bauerngüter; eins dieser Freigüter, und zwar jenes, das gleichzeitig Posthalterei- und Kruggrundstück war, hat heute durch Zusammenlegung von 5 Stellen allein 352 Hektar; die Posthalterei selbst wurde nach Aufhebung der alten Poststraße nach Laptau verlegt. Die Zahl der Einwohner stieg von 244 im Jahre 1844 auf 319 1919. In Mülsen ist das nördlich gelegene Gut Friedrichshof eingemeindet, das vor etwa 80 Jahren an Stelle eines abgebrannten Bauernbesitzes hier gegründet wurde.

Zu erwähnen bleibt noch das in der Nähe von Laptau liegende köllmische Gut Giedauten, 1390 Gedauthe, heute als Vorwerk zum Gut Laptau gehörend, das hierdurch insgesamt eine Größe von etwa 500 Hektar hat. Die von der Kintau, bekannt in ihrem späteren Verlauf auch als Cranzer oder Bledauer Beek, gespeiste Mühle Laptau wurde noch 1785 als Mühlengut jährlich für 5 Taler verpachtet.



Aus der Fritzenschen Forst bei Groß Raum.

Ja, die Deutschheit hat in diesen sumpfreichen und waldreichen Nordrevieren zwischen Weichsel und Njemen recht feste, tiefe Wurzeln getrieben, und die Stämme, welche von ihnen gehalten und genährt werden, stehen stolz und grad in den Stürmen des Tages. Ernst Moritz Arndt.

Die Fritzensche Forst.

Die vielbesuchte Fritzensche Forst ist der Rest jenes Urwaldes, der noch in der ersten Ordenszeit die ganze Gegend bis zur See und zum Kurischen Haff bedeckte; auffallend ist, daß über den Ursprung ihres Namens keinerlei Anhalte vorliegen. Nachdem bereits unter dem Orden große Waldflächen urbar gemacht waren, brachte in neuerer Zeit besonders das Jahr 1824 bedeutende Abgänge in Form von Verpachtungen, Abfindungen, namentlich aber in Schenkungen mit insgesamt 934 Morgen. Zurzeit umfaßt das Fritzensche Forstrevier 4297 Hektar, von denen 2997 Hektar im Kreise Fischhausen und 1300 Hektar im Landkreis Königsberg liegen. Sehr stark hatte die Forst in den Jahren 1856 bis 1865 durch Nonnenfraß und Verwüstungen des Rüsselkäfers zu leiden, ihr Hauptreiz liegt daher weniger in alten Baumbeständen, sondern in den vielen versprengten Laubhölzern, deren Mannigfaltigkeit man in den letzten Jahrzehnten durch Anpflanzung seltener Holzarten noch zu heben bemüht ist. Der Wildbestand ist in dem am stärksten besuchten westlichen Forstabschnitt nur gering, als Wechselwild kommen Elche vor. Bemerkenswert ist ein großes Steinlager, das sich quer durch die Forst über Mülsen, Laptau bis zum Pregel hinzieht.

Für die Beliebtheit dieses westlichen, im Kreise Fischhausen liegenden Forsteils wurde der Bau der Cranzer Bahn von besonderer Bedeutung. Tausende von Besuchern strömen an schönen Sommertagen nach dem im Herzen der Forst gelegenen Hauptausgangspunkt Groß Raum, um in dem weiten Waldrevier Erholung

— oder Pilze zu suchen. Der eigentliche Ausflugswald ist der links der Bahn gelegene Wald mit seinem beliebten Ruhepunkt Försterei Groß Raum; einsam im Walddickicht befindet sich in der Nähe die seismographische und Wetterstation



Bahnhof Groß Raum.

der Königsberger Universität. — Ein anderer Zugangspunkt für den Besuch dieses Waldteiles ist das an der Samlandbahn gelegene Trenker Waldhaus. Der Weg führt zunächst durch den Forstbelauf Wilky, dem alten Wolfswald, und nach dem Überschreiten des Wirrgrabens zu dem ehemaligen am Dammteich gelegenen Wirtshaus Dammkrug. Auf hübschem, diesem größten Teich des Samlandes entlang führenden Wege kommt man zum Wasserbehälter der Wirrgrabenleitung, um dann an der Telegraphenstation vorüber auf den nach der Försterei Groß Raum verlaufenden Weg zu gelangen; diese erreicht man dann in etwa einer Stunde. Leider lassen Wegebezeichnungen, aber auch die Wege selbst viel zu wünschen übrig. An der Nordwestseite der Forst liegt der zu Maldaiten gehörende Waldanteil mit seinem Forsthaus Georgshöhe, in dessen Nähe sich umfangreiche Moorflächen mit starkem Pflanzenwuchs, namentlich Brennnesseln, befinden.



Alte Linde in der Fritzenschen Forst.

In dem zwischen der Cranzer Bahn und Schugsten befindlichen Waldabschnitt liegt nördlich vom Bahnhof Groß Raum ein größeres mit Erlen und schlingenden Hopfenpflanzen bestandenes Flachmoorgebiet, das noch völlig den Eindruck eines Urbruchwaldes macht, und dessen tiefer Waldes-

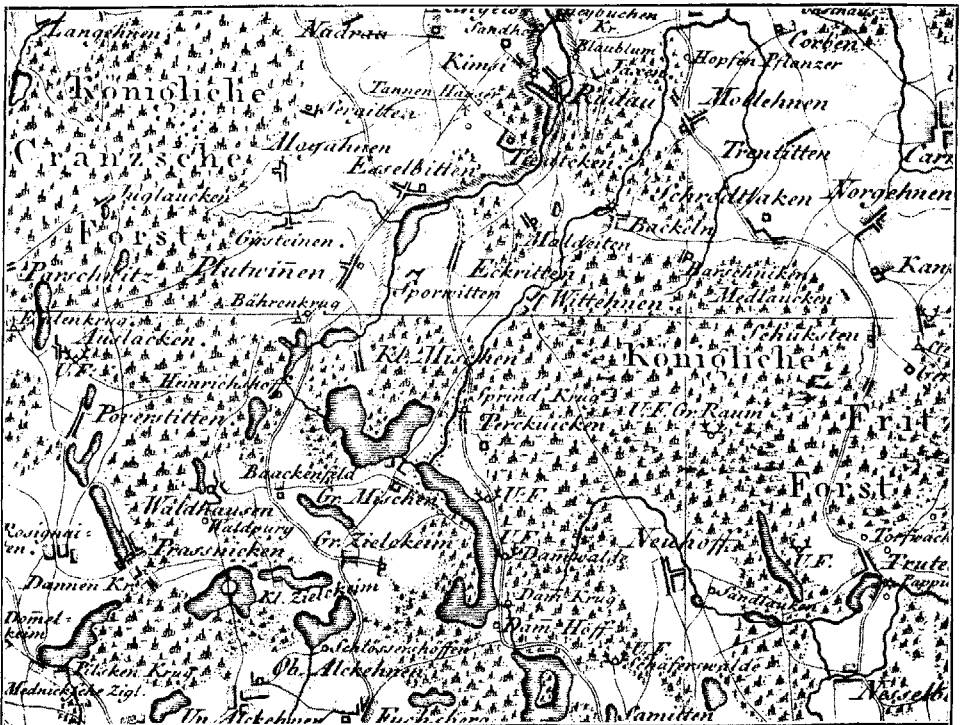


Oberförsterei Fritzen.

frieden nur dreimal des Tages durch das nach Ellerkrug vorbeifahrende Bähnlein unterbrochen wird. Weiter nördlich steht im Jagen 77 eine als Naturdenkmal beachtenswerte alte Linde mit einem Umfang von über 5 Metern; ein nahebei befindlicher kleiner Friedhof gehört zu Kanten. In der Nähe des Bahnhofes liegt als höchste

Erhebung der 40 Meter hohe Heldenhügel. Dort wo der Wald durch das langgestreckte landwirtschaftlich bebaute Gelände in die zwei verschiedenen Kreisen zugehörnden Abschnitte, getrennt wird, liegt die Oberförsterei Fritzen, der Verwaltungssitz der Forst, in ihrer Nähe der Steinerkrug, früher Steinerhof genannt, jetzt ein kleiner ländlicher Besitz.

Größeren Umfang haben die beiden in der Nähe liegenden Güter Kanten und Schugsten. Über das 220 Hektar große Kanten liegen aus der Ordenszeit keinerlei

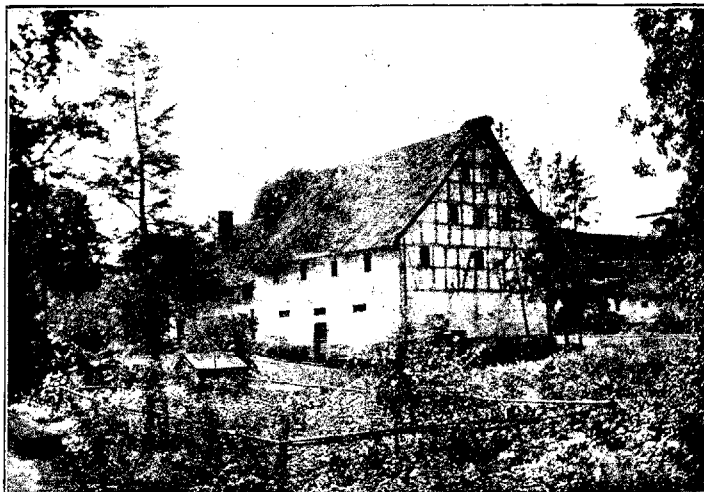


Die Fritzensche und die Grünhoffer Forst. Nach der von Schrötter'schen Karte um 1800.

Nachrichten vor, erstmals wird es 1525 schon in seiner jetzigen Schreibweise erwähnt, dann hört man von ihm 1555 anlässlich des Tausches einiger dem Wargener Kämmerer Gruber gehörenden Güter im Wargen'schen gegen Kantzen; den Sohn Grubers finden wir dann als Gläubiger des Herzogs Albrecht für geliehene 300 Mark. Um 1632 kam Kantzen, vermutlich auch Schugsten, an Adrian von Trankwitz, der eine Tochter des letzten Gruber heiratete, 1683 war es Eigentum des Dietrich von Taubenheim; die gleiche Familie besaß es noch 1790 in einer Frau Oberstleutnant von Taubenheim. 1797 kam Kantzen zur Subhastation und wurde für 16050 Taler an von Perbandt verkauft.

Das andere Gut mit 320 Hektar ist das gleichfalls auf den Rodungen der Forst entstandene Schugsten, das hierdurch den jüngsten Gütern des Samlandes hinzuzurechnen ist. 1681 wurde Schugsten dem Michael von Hirsch zu köllmisch-adligen Rechten verschrieben; weitere Besitzer waren von Wallenrodt, dem auch Mollehenen und Schreitlacken gehörte, 1790 ein Steuerrat Magirus, 1800 der Major von Landwehr, ferner von Pusch und andere. 1817 wurde auch Schugsten, wie so viele Güter des Samlandes in der für die Landwirtschaft traurigen Nachkriegszeit, für 10555 Taler in der Subhastation ausbezogen. Einige der letzten Besitzer haben ihre Ruhestätte auf dem in der Nähe gelegenen kleinen Gehölz, Schatzberg, auch Schatzwäldchen genannt, gefunden. Recht stattlich ist das Gutshaus Schugsten, bemerkenswerter ist aber in seiner für das Samland ungebräuchlichen Bauweise ein Wirtschaftsgebäude des Gutes.

Die ganze Gegend war während des Krieges in den Schutzbezirk der Festung Königsberg einbezogen, zu der auch einige, jetzt scheinbar aufgegebene Befestigungswerke gegenüber dem Wirtshaus zum Seehund gehören. Eingegangen ist ein früher zwischen Schugsten und Norgehnen liegendes köllmisch-adliges Gut Polkehnhof.



Wirtschaftsgebäude in Schugsten.

„Der ist in tiefster Seele treu,
Der die Heimat liebt wie du!“
Theodor Fontane.

Bledau.

Im nördlichen Teil des Kirchspiels Laptau sowie im Kirchspiel Cranz liegt eine Gruppe von Gütern, die mit einigen weiteren des Powundener Kirchspiels die Begüterung Bledau bilden. Heimatgeschichtlich ist dieser Landstrich von besonderer Bedeutung, liegen doch in ihr jene vorgeschichtlichen Fundstätten, deren Ergebnisse eigentlich erst einiges Licht in die für das Samland so wichtige, aber noch lange nicht genügend geklärte Dänen- oder Wikingerzeit brachten. Bereits etwa sechs Jahrtausende vor dieser Periode finden wir diese Gegend bevölkert, und zwar durch jenen aus dem Westen kommenden Stamm der Goten, der nach dem Abschmelzen des Inlandeises — etwa 12000 v. Chr. — langsam gegen die Gestade der nun wieder ein freies Meer gewordenen Ostsee vorrückte. Das Andenken an jene steinzeitlichen Urbewohner des Samlandes ist uns in den Funden zweier Skelette in Gräbern mit Steinpackung erhalten, die man in dem Wäldchen Kaup und im Kunterstrauch bei Wiskiauten freilegte.

Jahrtausende vergingen, in denen sich diese Goten des allmählich einsetzenden Andranges lettisch-litauischer Volksstämme zu erwehren hatten, um von diesen umschlossen, schließlich ein samländisch-natangisches Kulturgebiet zu bilden. Hiermit dürfte wohl auch das nach den Ziesemer'schen Feststellungen besonders im Natangenschen häufige Vorkommen einer Anzahl auf nordische Einflüsse hinweisender Wörter, wie *sunde*, *lysenmole*, *karke*, ebenso auch die Namen verschiedener Ortschaften zu erklären sein. Noch bestand damals vielleicht das alte mächtige Cranzer Tief, und an ihm jenes von Plinius erwähnte Land *Seria*, in dem wahrscheinlich die in der Lebensbeschreibung des 865 gestorbenen heiligen Ansgar erwähnte Handelsstätte *Selburg* lag, die, wie die bedeutenden Vorkommen römischer Goldmünzen in dieser Gegend vermuten lassen, noch weit nach Christi von einer gewissen Bedeutung gewesen sein dürfte. Erwähnt mögen die Funde von 412 römischen Münzen bei Backeln, von 323 bei Bergenau und von 1034 Goldmünzen bei Schreitlacken im Jahre 1878, über deren Verbleib nichts bekannt wurde, sein; letztere aus der Zeit von 81 bis 192 n. Chr. stammend. Lange vor der Wikingerzeit, die man ungefähr mit den Jahren 800 bis 1050 n. Chr. umgrenzt, bestand, wie die Funde von Waffen und köstlichen Schmuckgegenständen nordischer Herkunft aus der Zeit von etwa 500 n. Chr. an beweisen, ein lebhafter Verkehr vom Samland zu den Skandinaviern, ja diese bildeten hier wie in Reithgotland, wie die östlichen Länder an der Ostsee ehemals genannt wurden, festangesessene Kolonien.

Das umfangreiche Vorkommen von Gegenständen der Wikingerzeit in der Nähe des alten Cranzer Tiefs, namentlich im Wäldchen Kaup, legt die Gewißheit nahe, hier eine größere Niederlassung dieser nordischen Handels- und Eroberungsfahrer in jener Art zu vermuten, wie sie uns in dem sagenhaften *Jumento* — aus dem dann ein *Vineta* wurde —, ferner in dem am Elbingfluß gelegenen *Truso* und anderen Plätzen überliefert sind. Nach diesem Hafenplatz des Samlandes zogen von *Hadeby* (*Haithabu*) bei Schleswig und dem bei Stockholm gelegenen *Birka*, damals die größten Handelsplätze der Ostsee, die Kauffahrer des skandinavischen Nordens. Bereits Adam von Bremen spricht von nach dem „*Samlant*“ fahrenden Schiffen, auch

in Birka werden samländische Kaufleute erwähnt. Hier fand man z. B. eine bronzene Büchse zur Aufbewahrung von Gewichten, deren Inschrift besagt, daß sie von einem Mann aus dem Samland gekauft wurde; auf einem Stein aus jener Zeit in Södermanland heißt es „er fuhr nach Samland“; sogar den Namen eines durch Handel reich gewordenen im Samland ansässigen Skandinaviens lernen wir in einem Vidgauto kennen. Diese Namensnennung bildet vielleicht eine Brücke zu mehreren im Bledau'schen liegenden Ortschaften, in denen man, wie bei Wiskiauten (Wissegauten), Wosegau, Wikiau (Wikiauten), ferner in den weiteren Gauten, Giedauten und anderen samländischen Ortsnamen Spuren jenes Wikingervolkes erblicken will. Bedauerlich bleibt das Fehlen jeglichen Vorkommens von Denksteinen im Samland in Art jener alten Runensteine, wie sie aus dieser Periode in Skandinavien selbst so zahlreich erhalten sind.

Die Bodendenkmäler altnordländischer Kultur im Samland zu entdecken, war dem Zufall vorbehalten. Gelegentlich der Verlegung des von Mülsen über Wiskiauten nach Cranz führenden Landweges im Jahre 1865 durchstach man die kleine mit Eichen und Unterholz bestandene Anhöhe des Kaup (kapis — Begräbnisplatz), wobei man eine Menge alter Waffen, Menschen- und Pferdeknochen freilegte. Diese Funde gaben Veranlassung zu weiteren Forschungen an dieser Stelle und so stellte man schließlich fest, daß der Kaup selbst ein großes, noch nie durch einen Pflugschar entweihetes Gräberfeld ist, das durch Jahrtausende der gleichen Bestimmung diente. Auch die Benennung des zum Kurischen Haff fließenden Cranzer resp. Bledauer Baches als Beek — richtiger wie früher „Bäk“ —, die sich in weiteren zum Haff verlaufenden Bächen des nördlichen Samlandes wiederholt, ferner die einer Örtlichkeit nördlich Bledaus als Garbeek dürften gleichfalls auf alte skandinavische Niederlassungen am ehemaligen Cranzer Tief und dem Südufer dieses Haffes hinweisen.

Der Garbeek, im Volksmund auch Gorbick genannt, ist eine inmitten des Bledauer Niederungsmoores liegende, leicht erhöhte Diluvialinsel, auf der einst eine Preußenburg gestanden haben soll. In dieser wurde nach Voigt der erste preußische Bischof Christian von den Samländern acht Jahre in Gefangenschaft gehalten, bis er nebst anderen von diesen als Geiseln zurückgehaltenen Gefangenen 1240 für 800 Mark Lösegeld befreit wurde. Nichts erinnert jedoch auf dem Garbeek an die alte Wallburg, ebensowenig an die vielumstrittene 1331 erwähnte Burg Neuhaus, die man nach hier verlegen will, deren einstiges Vorhandensein an dieser Stelle aber zum mindesten anzuzweifeln ist, es sei denn, daß es an der über die Kurische Nehrung nach Kurland führenden Straße neben dem Neuhaus bei Pillkopen einstmals noch eine zweite Burg dieses Namens gab.

Die Örtlichkeit des nahe der Kunststraße liegenden Garbeek ist leicht kenntlich durch eine auf ihm stehende Scheune, sowie durch die Reihe alter sorgsam behüteter Linden, die, auf einem etwas erhöhten Damm gepflanzt, einst die Umrahmung jenes Hauses bildeten, das sich der Bischof Johann von Kurland infolge Streitigkeiten mit den dortigen Ordensrittern hier 1352 als Ruhesitz errichtete. Der ihm vom samländischen Bischof überlassene Platz hatte eine Länge von vierzig Schritten bei einer Breite von dreißig Schritten. Ein in der Nähe, zum Teil in der Erde liegender Stein wird von den Anwohnern als Opferstein bezeichnet. In neuerer Zeit ist der Name Garbeek auch auf das nördlich am Beekhafen gelegene Meierei- und Holzhandlungs-Etablissement übergegangen.

Die Besitzer der Bledauschen Güter.

Seit altersher besteht zwischen diesen Gütern ein gewisser Zusammenhang, der vielleicht dadurch begründet werden kann, daß die im nördlichen Teil des Laptauer Kammeramtes liegenden Ländereien den Bischöfen so wenig wertvoll erschienen, daß sie diese nur in besonders großen Flächen zur Belehnung ausstatten; noch 1343 heißt es von ihnen, „daß sie zumeist ungerodet und unvermessen seien.“ Bereits der frühest erwähnte Lehnsmann dieser Gegend, Ponato, erhielt eine Bestätigung über die große Landfläche von 40 Haken (1 Haken = $1\frac{1}{2}$ Hufen = etwa $11\frac{1}{2}$ Hektar). Weitere Belehnungen innerhalb des jetzigen Bledauer Güterumfanges aus älterer Zeit mögen, soweit die Urkunden noch vorhanden sind, hier der Reihe nach aufgeführt sein.

Im Jahre 1283 wird ein „veld der von Wissecawten“ erwähnt. Dann erhielten 1291 die Kämmerer Mantuo und Sangite Land in den Feldern Plons und Bumitigen — Plons ist das unter Maldaiten genannte Friedrichswalde —, beide in der Nähe Wiskiautens liegend. 1327 hören wir von einem Johann aus Wiskiauten, dem eine Hufe in dem mit Brombeerstrauch bestandenen Gelände „Sorcz“ verliehen wird. 1331 wird die villa Wosgow, das jetzige Wosegau, erwähnt; unter der in alten Urkunden häufig wiederkehrenden Bezeichnung als „villa“ scheinen stets größere Güter gemeint zu sein. Dieses Wosgow lag am Wosegowiskapynis, dem Totenberge dieser Ortschaft, der, wie bereits erwähnt, als Wäldchen Kaup eine gewisse Berühmtheit für die preußische Vorgeschichte erlangte. Die Wosegowiske wiederum war eine alte Bezeichnung für den Brastgraben; aber auch das Wort Brast ist altpreußischen Ursprunges und bedeutet etwas Unordentliches, oder in diesem Fall ein seichtes, stagnierendes Gewässer.

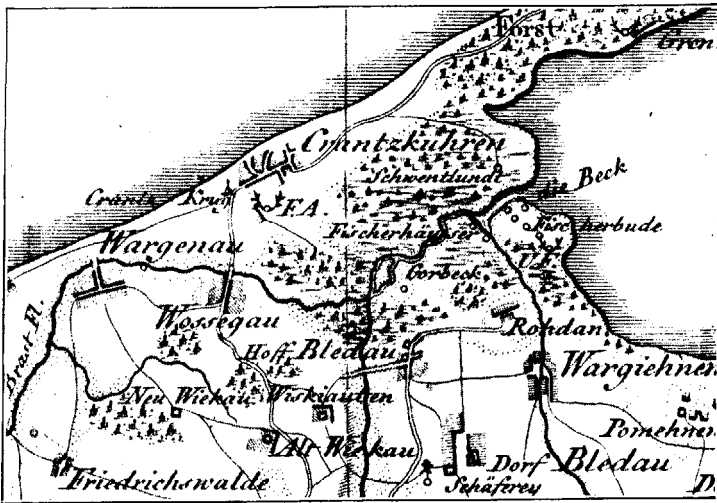
Im Jahre 1343 hören wir unter dem Namen Nyskirden erstmalig von Nuskern, das 1357 vom Bischof Jacob einem Naskyrn mit 5 Haken sowie den Erträgen der hohen und niederen Gerichtsbarkeit verschrieben wird, ein Zeichen, daß dieser Naskyrn eine angesehene Persönlichkeit war. 1439 heißt der Ort dann Niskern, aus dem in der Folge unter Verkennung seines Namensursprunges ein Nuskern wurde. Der gleiche Bischof verleiht 1352 einem Hermann Münsterberg den am flumen Byledow, der Bledauer Beek, gelegenen Krug, aber bereits zwei Jahre später finden wir Münsterberg in Wiskiauten wieder, wo ihm, wie auch einem Stellmacher Peter, je ein Krug verliehen wurde. Wiskiauten soll damals den Namen Auctekaym geführt haben.

Als ältester Besitzer Bledaus ist uns der Name eines Tulegedde erhalten; 1431 saß auf der villa Bledow ein Nedrow; bereits damals war Bledau das bedeutendste Gut der ganzen Gegend. 1553 wird es von Herzog Albrecht dem Georg von Tharau verschrieben, um dann an den Günstling und Kanzler des Herzogs Albrecht, Christoph von Rapp, überzugehen, der nach einer im Bledauer Gutshause vorhandenen Gedenktafel dortselbst 1619 verstarb. Vorübergehend besaß dann ein Thiesel von Taltitz die Bledauer Güter, der sie 1646 wieder an Magdalena von Rapp verkaufte, die 1665 Nuskern hinzu erwarb. Auf dem Wege des Erbrechts kamen die Güter dann 1680 an ihren Enkel, von Korff, bei dessen Nachkommen sie bis 1820, dem Todesjahre des Generallandschaftsdirektors von Korff, verblieben. Die von Korff wie auch die von Rapp waren aus Kurland, wohin sie den Schwertbrüdern aus Deutschland gefolgt waren, nach Preußen gekommen.

Fast immer waren in den letzten Jahrhunderten die im jetzigen Kreise Fischhausen belegenen Güter in einer Hand vereinigt, so nennt uns von Collas um

1713 als zu Bledau gehörend: Wosegau, Wiskiauten, Nuskern, das Cariothergut (?) und den Rodankrug mit insgesamt 95 Hufen 51 Morgen. Bei Beginn des vorigen Jahrhunderts erwarb von Korff zu diesen aus dem jetzigen Landkreise Königsberg: Neu Bledau, jetzt Steinitten, Teile des Dorfes Fischerbude, dessen Häuser 1803 als baufällig bezeichnet wurden und dessen Bewohner wegen Vordringen der Fluten des Kurischen Haffes vor etwa 70 Jahren in Neu Kunzen auf der Nehrung angesiedelt wurden, sowie Teile des Dorfes Wargienen, des heutigen Darienen, damals noch ein Dorf mit vier Freigütern. Lange Zeit gehörten auch der Sarkauer Krug und der Wald zwischen Sarkau und Rossitten, ferner der Crantzkrug, sowie Wargenau, dieses als adliges Vorwerk, zu Bledau.

Nach dem Tode von Korffs standen die Bledauer Güter wegen Überschuldung, und zwar mit einer Taxe von 136630 Talern öffentlich zum Verkauf, wobei sie durch einen seltsamen Zufall an den Königsberger Justizkommissarius und Bcsitzer



Die Bledauer Gegend um 1800.
Nach der von Schrötter'schen Karte.

des Gutes Thierenberg, Dr. Wilhelm Ephraim Tortilowius kamen. Dieser hatte den Auftrag erhalten, Bledau für die von Korff'schen Erben wieder zu erstehen, überschritt aber beim Bieten die ihm vorgeschriebene Summe und war nun gezwungen, die Güter selbst zu übernehmen. Es gelang Tortilowius den völlig heruntergewirtschafteten Besitz trotz der für die Landwirtschaft damals überaus schwierigen Lage sich zu erhalten und derart zu heben, daß er heute zu den wertvollsten des Samlandes gehört. 1849 wurde dann noch Pomehnen hinzuerworben, dagegen 1863 Wargenau an den bisherigen Pächter Huuk verkauft.

1821 erhielt Tortilowius die königliche Genehmigung zur Wiederaufnahme des alten adligen Familiennamens als Tortilowicz von Batocki. Nach seinem 1862 erfolgten Tode gingen die Güter auf seinen Enkel, den späteren Königlichen Kammerherrn Otto Tortilowicz von Batocki-Friebe über, der Bledau zum Majorat machte; diesem folgte 1890 dessen Sohn und jetziger Besitzer Adolf Tortilowicz von Batocki-Friebe. Da der Name dieses hervorragenden Mannes während der Jahre des Krieges zu den in Deutschland meistgenanntesten gehörte, mögen hier



Exzellenz

Dr. Adolf Tortilowicz von Batocki-Friebe.

juristischen Fakultät der Königsberger Universität, die ihn auch zu ihrem Ehrendoktor machte.

einige nähere Angaben über seinen bisherigen Lebenslauf der Nachwelt aufbewahrt werden. Adolf von Batocki wurde 1868 in Bledau geboren; nachdem er von 1900 bis 1907 den Landkreis Königsberg als Landrat geleitet, war er von 1907 bis 1914 Vorsitzender der ostpreußischen Landwirtschaftskammer, welche Stelle er im Oktober 1914 mit der eines Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen vertauschte, seine Hauptaufgabe war der Wiederaufbau des durch die Russen zerstörten Teiles dieser Provinz. Als dann die Ernährungsverhältnisse im Reiche sich immer schwieriger gestalteten, begründete und leitete von Batocki ein Jahr lang bis zum August 1917, also während der Zeit größter wirtschaftlicher Not, das Kriegsernährungsamt.

Gegenwärtig ist von Batocki ordentlicher Honorarprofessor an der

Die einzelnen Güter.

Noch bei der Übernahme durch Tortilowius bestand das Hauptgut Bledau selbst aus dem adligen Gut Bledau und dem adligen, aus dreizehn Bauernstellen bestehenden Dorf Klein Bledau. Von diesen wurden 1822 zwölf eingezogen und daraus das Vorwerk Schulstein gebildet; ihre Besitzer wurden anderweitig angesetzt. Der Grund für diese Verkäufe durch die Bauern war zunächst wirtschaftlicher Natur: auf dem zu jener Zeit noch undrainierten nassen und schweren Boden konnten sich die durch die Agrarreform zu freien Eigentümern gemachten Bauern nicht halten, umso mehr, da die Unterhaltungspflicht ihrer Gebäude durch die Gutsherrschaft in Fortfall kam, und ihnen die Kriegsjahre auch noch Inventar und Betriebsmittel geraubt hatten. Damals gehörten zu Bledau noch zwei weitere Vorwerke, ein Freigut, die Schäferei und eine Mühle mit insgesamt 2188 Morgen Land und etwa 300 Bewohnern. Das frühere, 1694 nach einem Brande wiederhergestellte Gutshaus in Bledau brannte 1913 zum zweiten Male ab; das heutige, erst nach dem Kriege fertiggestellte Gebäude wurde nach den Plänen des Architekten Grafen von Hochberg errichtet; es gehört mit zu den schönsten des Samlandes.

Der vielleicht wertvollste Teil der Bledau'schen Besitzungen dürfte infolge der unmittelbaren Nähe des Seebades Cranz das Gut Wosegau sein, liegen doch teilweise sogar die Häuser von Cranz, wie auch die auf der nach dem jetzigen Besitzer Bledaus benannten Adolfshöhe, ferner die ganze Strandkolonie Westend auf Wosegauer Gebiet. Wosegau, dessen altpreußischer Name ein Ziegenfeld bedeutet, hat eine Größe von 442 Hektar, von denen 8 Hektar auf das Wäldchen des Cunterstrauches mit seinem schönen Rotbuchenbestand, und 75 Hektar auf Erlenwald entfallen.

Auch Wosegau war früher ein Dorf mit fünf Bauernstellen, neben denen noch ein zu Bledau gehörendes adliges Vorwerk bestand. Die einklassige Schule soll bereits 1786 eingerichtet worden sein, ständig wurde sie erst 1810. Beachtenswert sind zwei im alten Wosegauer Gutshause eingerichtete Wohlfahrtsanstalten: eine Landpflageschule, die zukünftigen Gemeindeschwestern die erste Vorbildung gibt, und das evangelische Volkshochschulheim, das in veredelter Form junge Mädchen für das Heimleben auf dem Lande vorbereitet. Beide Anstalten werden von der Ostpreußischen Hauptwohlfahrtsstelle geleitet, bedeutend ist die ihnen von dem Besitzer Bledaus zuteil werdende Förderung. Zu Wosegau gehört eine größere Dampfziegelei; verschieden werden die hier untergebrachten deutschen Rückwanderer aus Rußland beurteilt.

Zu dem 498 Hektar großen Wiskiauten gehört als Vorwerk das alte Lehns-
gut Wikiau. Dieses war um 1700, als es abbrannte, im Besitz eines Erhard
von Hirsch; andere Eigentümer waren von Oletzko, Thiesel von Taltitz, von Czud-



Schloß Bledau.

nochowski und von Hobegk, worauf es mit dem damals im Besitz der Familie von Rapp befindlichen Bledau vereinigt wurde. Im Jahre 1820 wurde Wikiau, das damals aus Alt- und Neu Wikiau bestand, gleichzeitig mit Bledau für den Preis von 13940 Talern durch Tortilowius von der Ostpreußischen Landschaft erworben. In dem nahebei gelegenen 76 Hektar großen Wikiauer Wäldchen ist eine Gruppe schöner Rotbuchen bemerkenswert, an deren stärkster zur Erinnerung an den im Kriege gefallenen Sohn des jetzigen Besitzers von Bledau eine darauf hinweisende Tafel angebracht ist, nach der der Wald auch nunmehr den Namen Carl-Otto-Wald führt. Das dritte der zu Bledau gehörenden adligen Güter ist das hochgelegene Nuskern mit einem Umfang von 240 Hektar, darunter das 33 Hektar große Wäldchen Komar.

Von den im Kirchspiel Powunden und im Landkreise Königsberg liegenden Bledau'schen Gütern, zu denen Bledau selbst nebst Garbeek und Rodahn mit 514 Hektar gehören, umfassen Darienen mit dem Vorwerk Schulstein 833, Steinitten 185, Pomehnen mit dem Vorwerk Pomellen 263, der in den fünfziger

Jahren als Abfindung für Holz- und Weidrechte hinzugekommene Postwald mit Waldstein 350 und das 1877 zugekaufte Konradshorst bei Trömpau 145 Hektar. Insgesamt beträgt der Umfang der Bledau'schen Güter etwa 3500 Hektar, von denen 1180 Hektar im Kreise Fischhausen liegen. Gegen 1500 Hektar des Landes sind fruchtbarer Ackerboden, der infolge seiner ebenen Lage das Bestellen großer Schläge zuläßt; etwa 900 Hektar bilden Waldflächen und der Rest ist Hutung und Wiesen, deren bedeutender Umfang in den eigenartigen Wasserverhältnissen dieser Gegend begründet ist. Im Jahre 1844 waren die Einwohnerzahlen von Bledau 55, Wiskiauten 46, Wikiau 76, Wosegau 156, Klein Bledau 17 und Nuskern 80 Personen.

Die Gewässer der Bledauer Begüterung.

Die Wasserverhältnisse Bledaus sind insofern bemerkenswert, als zu ihnen der einzige auf 3 Kilometer schiffbare Flußlauf des westlichen Samlandes, die Cranzer Beek, gehört. Sie entsteht aus dem Zusammenfluß der im Moorgelände südlich Pluttwinnens entspringenden Kintau und des Backeln'schen Mühlenfließes, die sich in der Gegend von Mülsen treffen und von hier den Namen als Beek annehmen. Ursprünglich führte die Beek ihr ganzes Wasser direkt an dem jetzigen Gasthaus Cranzbeek vorbei zum Haff; wegen der großen durch sie verursachten Überschwemmungen kanalisierte man sie 1875, indem man ihr meistes Wasser durch den sogenannten Bledauer Beekkanal in östlicher Richtung über Rodahn zum Haff leitete. Den Unterlauf des Beekkanals bildet das Rodahn'sche Fließ, das bei der Cranzer Beekinsel, wo die große Wasserlache die Mündungsstelle erkennen läßt, zum Haff fließt. Die Dariener, auch Wargiener Beek, vereinigte sich früher mit dem Rodahn'schen Fließ, jetzt ist sie direkt zum Haff geführt. Das hier gelegene Rodahn, noch heute ein kleines Fischerdorf, hatte früher einen lebhaften Fischmarkt, zu dem die Aufkäufer von Meilen weit herkamen; der Rodahner Krug hieß im Volksmunde Glomsack. Weiteres Wasser führte der Beek früher noch der Brastgraben zu, der jedoch abgedämmt wurde und bei Wargenau durch den Allgraben zur See geleitet wird.

Die jetzige Beek, auch Cranzer Beek genannt, ist in der Hauptsache eine vom Kurischen Haff aus gespeiste langgestreckte Haffbucht; da sie eine durchschnittliche Tiefe von etwa zwei Metern hat, ist sie bis Cranzbeek für sämtliche auf dem Haff verkehrenden Dampfer und Böte befahrbar. Die Wasserstände der Beek sind je nach der Windrichtung häufig wechselnd — so maß man solche von 0,4 unter bis 2,82 über dem Normalpegel —; immerhin besteht für die Schiffbarkeit der Beek keine Gefahr, da der Wasserspiegel des südlichen Haffes, wie festgestellt, dauernd in langsamem Steigen begriffen ist.

In dieser Bucht hab ich als Kind gespielt,
Der Sand war sonndurchglüht und weich und warm,
Geborgen wie in einer Greisin Arm
Lag ich am Hang der Düne.

Agnes Miegels (Gedichte und Sprüche).

C r a n z .

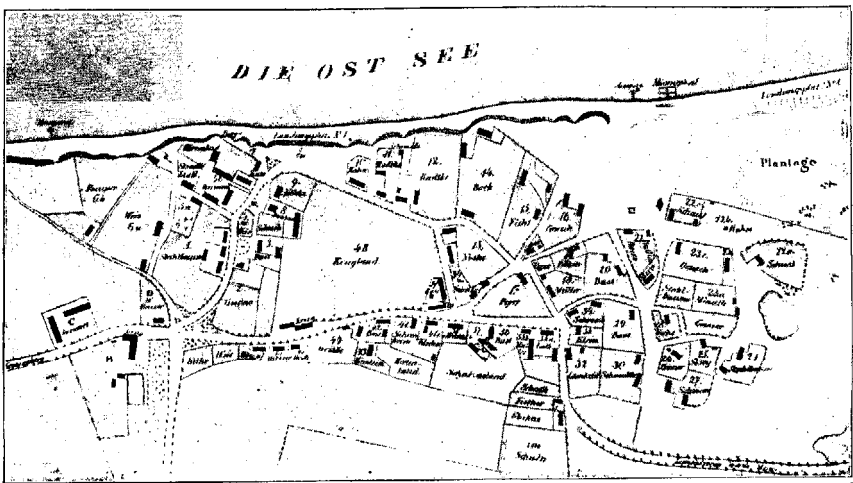
Der legendären Vorgeschichte der Ortschaft Cranz wurde bereits bei Bledau gedacht; in die Geschichte wird sie erst durch den Orden eingeführt, der hier am Ausgangspunkt der großen Heerstraße über die Kurische Nehrung gen Norden ein Wirtshaus anlegte, das als der Cranzkrug noch heute besteht und daher das bei weitem älteste Grundstück des Ortes ist. Der Krug lag am „krantas“, der lettischen Bezeichnung für einen abgebrochenen Uferrand, aus dem im Lauf der Zeiten Cranz wurde; sein Krüger zahlte dem Orden weniger Zins als andere Krüger, da er den Nehrungswald bis Sarkau beritt, das heißt beaufsichtigte. Dann wurde der Cranzkrug ein köllmisches Gut mit zwei Feuerstellen, das zeitweise auch einen Bestandteil Bledaus bildete. Jetzt ist der Cranzkrug, der in völliger Verkennung seines Namensursprunges sich auch als „Krug zum grünen Kranz“ bezeichnet, längst ein Bestandteil des Dorfes Cranz. Bei dem Cranzkrug lag das Dorf Cranzkuhren, sicher bereits immer ein größerer Ort, berichtet doch ein Reisender aus dem Jahre 1700, daß er hier einen zweihundert Schritt langen Kirchhof mit entblößten Totenkisten und Knochen sah.

Die Begründer des alten Cranzkuhren waren, soweit nachweisbar, lettische Fischer, die sich hier in der Ordenszeit ansiedelten oder angesiedelt wurden. Noch 1723 soll in Cranz nachweislich preußisch, richtiger wohl lettisch gesprochen worden sein, war doch das Dorf durch alle Jahrhunderte hindurch fast ausschließlich von Fischern bewohnt, die schwerer als andere Berufe von ihren alten Sitten und Gewohnheiten abgehen. Noch bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, nachdem bereits lange seine Umgestaltung zu einem Badeort im Gange war, hieß der Ort Cranzkuhren. Vor etwa hundert Jahren betrug die Zahl seiner Bewohner gegen 270, 1844 war sie auf 402 in 86 Wohngebäuden gestiegen, unter diesen 13 auf Bauernstellen sitzende Fischerwirte und 40 Fischer mit dem kleinen Landbesitz von je 13 bis 16 Morgen Acker. Bemerkenswert ist, daß es 1835 in Cranz erst ein mit Ziegeln gedecktes Gebäude gab. Insgesamt umfaßte der Ort damals 691 Morgen, von denen noch an 100 zu der Cranzer Oberförsterei gehörten. 1858 war die Bewohnerzahl auf 794 in 144 Gebäuden, und 1875, in dem Cranz Landgemeinde wurde, auf 1070 in 250 Wohnstätten gestiegen.

Ausschlaggebend für die bemerkenswert kräftige Entwicklung der Ortschaft Cranz war das Jahr 1816 geworden. In diesem wurde es von der Regierung als zur Anlage eines Seebades, des ersten an der preußischen Küste, für geeignet befunden, und noch heute steht Cranz, trotz der Bemühungen der anderen samländischen Badeorte, ihm seinen Vorrang streitig zu machen, als solches an erster Stelle. Diese Bedeutung hat Cranz aber weniger seiner an der flachen Küste ziemlich ausdruckslosen Lage zu verdanken, die z. B. nicht mit den Reizen eines Rauschen in Wettbewerb treten kann, sondern der hier besonders bemerkenswerten Heilwirkung der See und schließlich der Nähe von Königsberg. Zieht man noch in Betracht, daß die Cranzer Bucht mit ihrem reinen, ungetrübten Seewasser den

stärksten Wellenschlag der gesamten preußischen Ostseeküste besitzt, so wird es verständlich, daß vor nunmehr über hundert Jahren bei der Anlage des beabsichtigten Seebades im Samland die Wahl auf Cranz fiel. Ein Jahrhundert machte dann aus dem armseligen Fischerdorf Crantzkuhren das weit bekannte und beliebte Seebad Cranz.

Um die Wende vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert hören wir zum ersten Male von Badegästen in Cranz. So erwähnt Nancke in seinen Reisebeschreibungen durch Preußen, daß hier hin und wieder Personen das Seebad genießen, und daß sich die Anlage einer richtigen Badeanstalt wohl lohnen würde. Um die gleiche Zeit findet von Baczko viele alte Leute in Cranzkuhren wohnend und wundert sich, daß bei dem Nutzen des Seebades sich hier noch niemand zur Anlage einer Badeanstalt verstanden habe. Diese Anregungen fanden Beachtung, und bereits 1800 wurde das Ostpreußische Sanitätskollegium durch König Friedrich Wilhelm III. aufgefordert, einen Plan zur Anlage eines Seebades aufzustellen;



Plan von Cranz um 1850.

die Kriegsjahre unterbrachen jedoch die Vorarbeiten hierzu und erst 1813 kam der Gedanke wieder in Aufnahme.

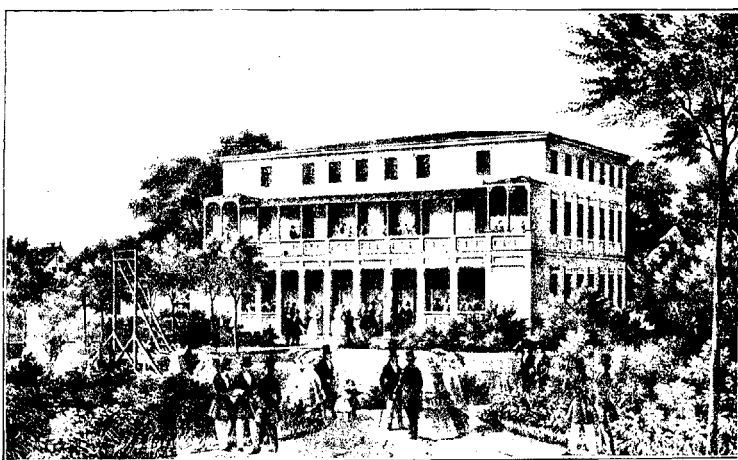
Damals wurde der Königsberger Arzt und spätere Regierungsmedizinalrat Dr. Kessel beauftragt, die Wünsche des Publikums nach einem als Badeort geeigneten Platz zu erforschen, worauf von ihm nach sehr sorgfältigen Erörterungen die Ortschaften Neuhäuser, Palmnicken, Dirschkeim, Rauschen, Eisseln und Cranz in Vorschlag gebracht wurden. Schließlich wurde seiner oben geschilderten Vorzüge wegen Cranz gewählt und bereits 1816 wurde es als ein vom Staat gegründetes Seebad der Öffentlichkeit übergeben; 35 Badegäste und 2 Badezellen, zu denen 1817 noch ein Warmbadehaus kam, bildeten seinen Anfang. Das Andenken an den Begründer des Seebades Cranz lebt noch heute in der Kesselstraße fort.

Nur wenige Königsberger Familien kamen in den ersten Jahren im Sommer nach Cranz hinaus, um dort „ihren Grillen zu leben und sich hin und wieder durch ein Seebad zu stärken“. Um billig zu wohnen, zog man in die mit Stroh gedeckten und äußerst ärmlich eingerichteten Fischerhütten, deren Bewohner sich

um diese Zeit in die Viehställe zurückzogen; die am Strand als Badehütten dienenden Strohhütten machten in ihrem Aussehen den Eindruck von Negerkolonien.

Im Jahre 1821 wurde das erste größere Logierhaus gebaut, das 1835 abbrannte und 1842 durch ein von Königsberger Bürgern auf Aktien errichtetes Konversations- und Logierhaus ersetzt wurde, das dann jahrelang den Mittelpunkt des Cranzer Badelebens bildete. 1859 wurde in seinem Garten ein Sommertheater gebaut, in dem während des Sommers fast täglich Vorstellungen gegeben wurden. Überhaupt wurde für die Zerstreung der Badegäste in so reichlicher Weise gesorgt, daß es in den fünfziger Jahren sogar hieß, daß $\frac{7}{12}$ von ihnen aus vergnügungssüchtigen Leuten bestehen, $\frac{4}{12}$ seien polnische Juden und nur $\frac{1}{12}$ wirklich Gesundheitsbedürftige.

Bestimmend für das Aufblühen von Cranz war das 1834 aus Besuchern des Bades gebildete Verwaltungskomitee, dem auch der Landrat in Fischhausen angehörte und das, trotzdem Cranz ein „Königliches Seebad“ war, ausschlaggebend



Das frühere Cranzer Kurhaus, um 1850.

in allen öffentlichen Angelegenheiten wurde. Auf seine Veranlassung wurde 1850 ein neues, 1870 bedeutend erweitertes Warmbad eröffnet, nachdem das alte von den Wellen fortgerissen war; 1879 ersetzte man es durch einen Neubau neben dem Gemeindehaus. Gewährten anfänglich nur wenige Bäume dürftigen Schatten, so begann man auch mit der Anpflanzung von Bäumen, die sich auf dem guten Boden so trefflich entwickelten, daß Cranz heute den Eindruck einer Gartenstadt macht. 1851 wurde auch der erste Brunnen von 72 Fuß Tiefe erbohrt. Hierzu möge bemerkt werden, daß Cranz in der Hauptsache auf blauem Diluvialmergelboden steht, der westlich des Ortes eine rötliche Farbe annimmt. Bereits in einer Tiefe von 15 bis 21 Metern steht unter dem Mergel die Kreideformation an, die man bisher in einer Mächtigkeit von etwa 130 Metern erbohrt. Im Jahre darauf kaufte die Gemeinde vom Forstfiskus das jetzt den östlichen Ortsteil mit der Kirchenstraße bildende Gelände, das Bauplätze für 23 Villen ergab. Noch heute findet man Ortsteile, die in ihrem Aussehen uns in jene geruhsamen Zeiten versetzen.

Einen interessanten Einblick in das damalige Cranzer Badeleben gibt uns der 1844 von Bürkner unter dem Titel: „Wanderungen durch das Samland“ heraus-

gegebene Führer. Nach ihm hatte Cranz um jene Zeit 500—600 Badegäste, hierzu kamen aber an den Sonntagen mit Journalieren viele Hundert Besucher aus Königsberg. Die geselligen Verhältnisse waren durch einen traurigen Kastengeist geradezu unmöglich, es herrschte bornierte Versessenheit auf verrosteten Standesvorurteilen. Das Amüsement war in Tortenverlosungen, Soireen und bal champêtres organisiert, eine Theatergesellschaft spielte in einer Bretterbude; auch wurde viel gespielt, namentlich Whist um hohe Summen. Im Bad gab es vier Badewagen und drei Badehütten, der Tarif betrug für eine halbe Stunde Benutzung zwei Silbergroschen, war jedoch im Abonnement billiger.

Wichtig wurde für Cranz die Vollendung der Kunststraße im Jahre 1852, die es ermöglichte, daß die Fahrt von Königsberg nunmehr in drei Stunden zurückgelegt werden konnte; die später mehrmals den Tag verkehrenden Journalieren rechneten für die Fahrt 1,— bis 1,50 Mark. Die bereits 1869 projektierte Bahn



Alte Dorfstraße in Cranz.

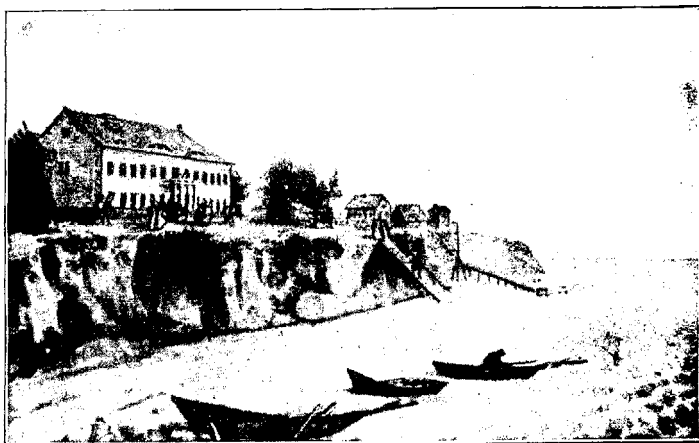
sollte erst am Ende des Jahres 1885 Wirklichkeit werden, dagegen erhielt Cranz bereits 1864 Telegraphenanschluß.

Ein wichtiger Tag wurde für Cranz der 9. Juli 1843, an dem König Friedrich Wilhelm IV. den Ort besuchte. Im allgemeinen wurde Cranz seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts besonders vom ostpreußischen Landadel, sehr stark auch von Ausländern, namentlich Polen, besucht, während die Königsberger mehr die damals noch ruhigen Neukuhren und Rauschen bevorzugten. Die Besucherzahlen hielten sich zumeist auf gleicher Höhe: so zählte man 1854 insgesamt 1714 Fremde und die 1871 erstmals gedruckte Kurliste wies 1148 zur Kur anwesende Personen auf. Ein 1841 von Professor Hagen als Tagebuch für die Cranzer Ereignisse angelegter Foliant existierte noch 1896.

Von besonderer Wichtigkeit für Cranz als Badeort war seit jeher die Befestigung und Instandhaltung seines Ufers gegen die hier besonders starken Angriffe der See; der Cranzer Strand ist ihnen besonders ausgesetzt, da sich hier

verschiedene Seeströmungen treffen, die bei dem flachen Seeufer das heftige Zusammenprallen der Wellen verursachen. Dieser starke Wellenschlag ist in Cranz fast dauernd, umso mehr, da die hierfür erforderlichen Winde zumeist aus Nordwesten kommen; er steigert sich, namentlich zur Zeit der Herbst- und Winterstürme, zu imposanten Höhen.

Wie gewaltig die Naturkräfte hier wirken, bewies unter anderen der Winter des Jahres 1850, in dem die Küste hier in einer Breite von 15 Metern bis weit in den Frühling hinein mit Eis bedeckt war, bis es dann ein kräftiger Südost in ein paar Stunden abtrieb. Im Jahre 1867 war die See so hoch, daß sie in Gemeinschaft mit einem Schneesturm die Feuer auf den Herden erlöschte; damals suchte das Seewasser den Ausgang durch die Gräben zur Beek. Dann wurde am 23./24. Oktober 1899 die Uferpromenade zum größten Teil zerstört, selbst die östlich liegenden Fischerhäuschen in Cranz, „Klein Berlin“ genannt, wurden teilweise von der See fortgerissen. Auch die neueste Zeit ist nicht frei von gewaltigen Angriffen auf das Cranzer Ufer.



Am Cranzer Ufer um 1850.

Zum Schutze der Ufer begann man daher 1854 mit der Anlage von Befestigungswerken durch Pfahlwände, die aber mehr als einmal die Opfer der Sturmfluten wurden. 1874 legte man Pfahlbuhnen an, die gleichfalls den Stürmen nicht standhielten, erst die jetzigen Steinbuhnen scheinen sich zu bewähren. Als ein Teil der Uferbefestigung ist auch die etwa 900 Meter lange Seepromenade, eine vierfach mit Bodenbelag bedeckte Pfahlreihe, anzusehen, die seit jeher das Schmerzenskind von Cranz war. Sie wurde vom Sturm 1890 total zerstört, jedoch im Herbst desselben Jahres in verbesserter Form wieder hergestellt, der Vernichtung im Jahre 1899, der die Wiederherstellung 1900 folgte, wurde bereits gedacht; im Januar 1914 wurde die Seepromenade nochmals das Opfer einer großen Sturmflut. Von wesentlicher Bedeutung für den Cranzer Uferschutz sollten eigentlich erst die vom Jahre 1897 ab erbauten Steinbuhnen werden, die nach menschlicher Berechnung den Ort in Wirklichkeit retteten, und die an anderer Stelle eingehender behandelt werden sollen.

Nachdem wir den älteren Entwicklungsgang des Dorfes Cranz zum Seebad kennen lernten, möge auch seiner Fischerbevölkerung gedacht sein, die Cranz

zum Teil noch heute seinen Charakter gibt und ihm das Aussehen einer Mischung von Fischerdorf und Modebad aufprägt. Während jetzt die Fischerfamilien westlich des Ortes zumeist zusammenhängend, dagegen östlich zerstreut wohnen, befand sich die alte Fischersiedlung bis zur großen Sturmflut des Jahres 1899 hauptsächlich dort, wo heute der Marktplatz ist, sie wurde aber durch dieses Naturereignis derartig zerstört, daß damals in ganz Deutschland Gaben für die Cranzer Fischer gesammelt wurden. Die Fischer zogen dann nach der in der Nähe der Bahn gelegenen langgestreckten Kolonie, mit deren Anlage man bereits Ende der achtziger Jahre begonnen hatte. Hier in der Nähe liegen auf der Adolfshöhe und bereits auf Wosegauer Flur in langer Reihe auch ihre Räucherherde, die bei ungünstiger Witterung der Schrecken der Anwohner sind, da zum Räuchern leider anstatt Fichten- und Tannenzapfen zumeist alte Lumpen genommen werden, deren unerträglicher Geruch die ganze Gegend verpestet.



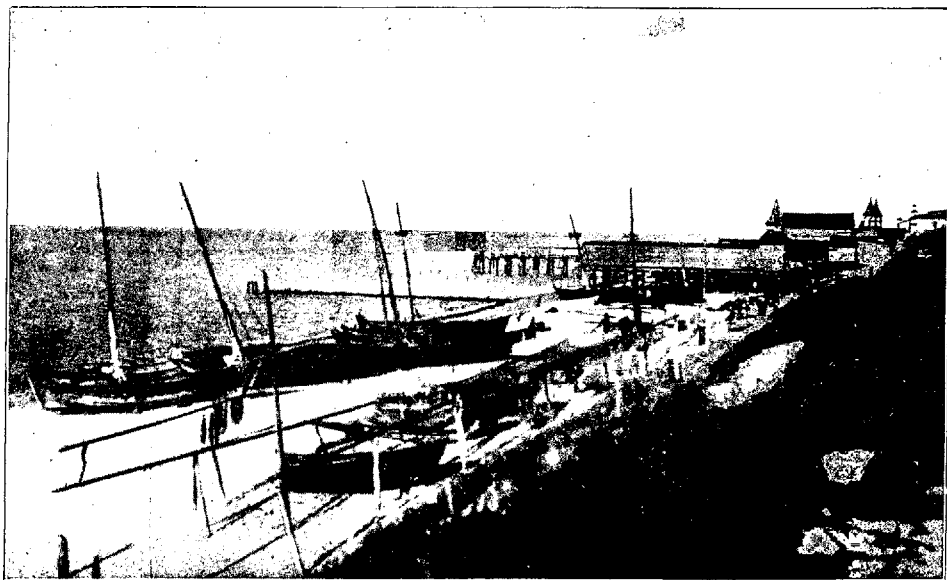
Fischerstraße in Cranz.

Die getrennten Wohngelegenheiten brachten es mit sich, daß Cranz auch zwei räumlich von einander liegende Bootsliegstellen hat. Zurzeit beschäftigt die Cranzer Fischerei insgesamt etwa 80 Fischer mit 20 Segel- und 8 Motorbooten; einige Stellen der alten Fischerbauern besitzen noch jetzt das Recht der Fischerei nach alten Privilegien. Den Hauptfang bilden Dorsch und Flunder, während der Lachsfang nur ausnahmsweise betrieben wird. Der in Neukuhren gebaute Hafen für den Nordstrand war ursprünglich für Cranz in Aussicht genommen, seine Anlage in Cranz wurde damals durch Torheit vereitelt. Wie notwendig aber auch hier ein Schutzhafen ist, geht aus zahlreichen Unglücksfällen hervor, so sei jenes des Jahres 1877 gedacht, bei dem vier Lachsfischer ertranken.

Verwaltungstechnisch hing Cranz als noch immer königliches Seebad für preußische Verhältnisse eigentlich völlig in der Luft. Zwar wurde jährlich von der Königsberger Regierung ein Verwaltungsetat aufgestellt und für den Sommer ein Badekommissar, meist in der Person des Cranzer Dünenplantageninspektors, ernannt; etwaige Überschüsse wurden von der Regierungshauptkasse als besonderer Fond verwaltet. Die Gesamtaufsicht unterstand bis 1870 dem Regierungspräsidenten,

um von da an von dem Ministerium des Innern unter Mitwirkung des Oberpräsidenten kontrolliert zu werden. Die Polizeigewalt wurde vom Domänenamt Pobethen und während der Badesaison vom Badekommissar ausgeübt. Diese etwas ungewöhnliche Geschäftsführung führte 1876 zu Angriffen im preußischen Abgeordnetenhaus, und noch im gleichen Jahre wurde Cranz auf den Etat der preußischen Domänen übernommen und seine Ausgaben mit 12000 Mark in Ansatz gebracht. Gleichzeitig damit wurden aber auch 90000 Mark für die Ausbesserung der Uferbefestigungen ausgeworfen, ferner kaufte der Fiskus für seine Zwecke zwei Grundstücke in Cranz.

In ruhiger Weise entwickelte sich nun Cranz, das als Badeort z. B. 1880 3261 Badegäste zählte, bis mit der Ende 1885 eröffneten Eisenbahn von Königsberg nach Cranz, der am 8. Juli 1895 die Anschlußstrecke nach Cranzbeek und 1900



Westliche Bootsliagestelle in Cranz.

die nach Neukuhren folgte, eine neue Zeit auch für Cranz anbrach. Bereits in den siebziger Jahren waren Bestrebungen zur Übernahme des Bades seitens der Gemeinde im Gange, diese führten endlich 1895 zum Ziele; in jenem Jahre trat die Regierung die Badeeinrichtungen für einen mäßigen Preis an Cranz ab.

Cranz vom Jahre 1895 bis zur Gegenwart.

Bei einem großen Kurort wie Cranz ist die Beschaffenheit der Badeeinrichtungen von besonderer Bedeutung, erfreulicherweise sind diese seit dem Jahre 1907, in dem sie völlig der damaligen Zeit entsprechend umgebaut wurden, als vorbildlich zu bezeichnen. In jenem Jahre wurde auch als erstes im Samland das vor den Blicken Unberufener durch einen mächtigen Bretterzaun geschützte Familienbad eingerichtet, sowie der Eingang zu den Bädern durch das schöne Hauptportal geschmückt. Das Familienbad mit gesonderter Männer- und Frauenabteilung hat 190 Badeszellen, da es sich neuerdings als nicht mehr ausreichend erwies, änderte man

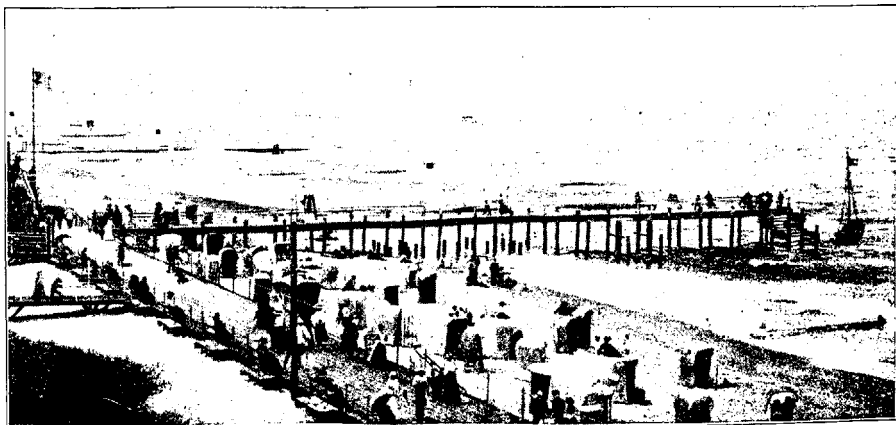
1920 das bisherige Frauenbad an der Plantage gleichfalls in ein Familienbad um. Die dem Gemeindehaus angegliederte Warmbadeanstalt erhielt in neuerer Zeit fünf Moorbadekabinen, die trotz ihrer vorläufig geringen Zahl einen großen Fortschritt für Cranz bedeuten, umso mehr, da das Cranzer Hochmoor ein vorzügliches, nicht ausgelaugtes und keine erdigen Bestandteile enthaltendes Material hierfür liefert. Die Cranzer Moorbäder erfreuen sich daher wegen ihrer Heilwirkung einer immer



Am Korso.

steigenden Anerkennung; bemerkenswert ist der Dank eines durch sie Geheilten durch die Stiftung eines leider noch nicht aufgestellten eisernen Kandelabers. Für die Bade- und Rettungseinrichtungen gelten auch für Cranz die 1911 erlassenen allgemeinen amtlichen Bestimmungen.

Der Beginn der Badesaison wurde früher durch Flaggenhissung auf dem Korso angezeigt. Hier stand bis 1916 durch Jahrzehnte der Musikpavillon, an dem sich bei Konzerten große Menschenmengen ansammelten; auch die Kurmusik wurde, da die Mittel für sie nicht mehr aufzubringen waren, 1919 abgeschafft.



Der Seesteg in Cranz.

Länger her ist jene Zeit, in der die heiratsfähigen Mädchen mit Blumenkränzen geschmückt das letzte Bad nahmen: führten die Wellen den Kranz seewärts, so galt das Opfer als gütig angenommen, warfen sie ihn an das Ufer zurück, so bedeutete es, daß die Badende wiederkehren möge. Jetzt entwickelt sich das Cranzer Badeleben, namentlich an Sonntagen, weit weniger poesievoll, ja es ist zum Teil von jener ungebundenen Rücksichtslosigkeit, die leider das Zeichen unserer Zeit ist.

Wenig erfreulich haben sich die Unterkunftsverhältnisse in Cranz nach dem Kriege entwickelt, umso mehr, da 1915 das bekannte Hotel Just abbrannte und das große Ostsee-Hotel die hierher verlegte Abwicklungsstelle der Eisenbahnverkehrskontrolle Bromberg aufnahm. Heute ist der bedeutendste Gasthof das anfänglich einer Gesellschaft gehörende, am 16. Juni 1904 in Benutzung genommene Kur- und Logierhaus. Der 1907 von der Gemeinde gefaßte Beschluß, ein wirkliches Kurhaus,



Die Königsberger Straße mit dem Postamt.

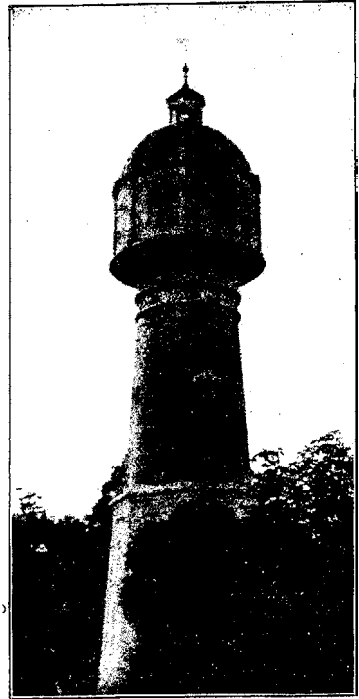
und zwar auf dem erweiterten Marktplatz, nach einem späteren Plan am Eingang der Plantage zu errichten, ist bisher nicht zur Ausführung gelangt. Neben den Gasthöfen standen den Badegästen früher auch gegen zweihundert Landhäuser zur Verfügung, da Cranz aber jetzt für viele Familien dauernder Wohnsitz geworden ist, kamen auch diese teilweise in Fortfall, und es ist daher naheliegend, daß diese Umstände auch auf den Besuch des Bades nicht ohne Einfluß bleiben konnten.

Die Zahl der Badegäste, die vor dem Kriege in dauerndem Steigen war, betrug 1899 8183, 1909 13005, um schließlich 1913 auf etwa 15000 anzuwachsen. 1921 wurden deren erst wieder 10250 gezählt, unter ihnen der Herkunft nach 4860 aus Königsberg, 3870 aus der Provinz, 425 aus Berlin, ferner unter anderem 179 Russen und 129 Sachsen. Diese Zahlen allein beweisen schon die Bedeutung von Cranz für Königsberg, das in erster Reihe das größte Interesse an einer gesunden Entwicklung dieses Seebades hat.

Während die Zahl der Einwohner im Jahre 1895, jenem der Übernahme des Bades durch die Gemeinde, erst 1843 in 228 Wohngebäuden betrug, war sie bei

der Volkszählung 1919 bereits auf 4426 und 1921 sogar auf über 6000 Seelen gestiegen, ohne daß ein Ende dieser Entwicklung absehbar ist. Erst jetzt macht sich daher die frühere kurzsichtige Cranzer Kommunalpolitik bemerkbar: so hat das sein Wasser aus Tiefbrunnen erhaltende Wasserkwerk bei trockener Jahreszeit so gut wie kein Wasser, ein Übelstand, der bei einer immerhin möglichen Feuersgefahr das Schlimmste für die überaus leicht gebauten Häuser in Cranz befürchten läßt. Die Kanalisation wurde gleichfalls ungenügend angelegt und muß nach einem 1918 gefaßten Beschluß völlig umgebaut werden; die Gasanstalt, wie auch das Elektrizitätswerk reichen in ihren Leistungen bei weitem nicht mehr aus, so daß ihre Erweiterung oder ein Anschluß an die Überlandzentrale dringend erforderlich sind. Erfreulicher sind die Verhältnisse des 1918 mit Kühlhausanlage versehenen Schlachthauses, sowie die des 1904 eingerichteten Krankenhauses.

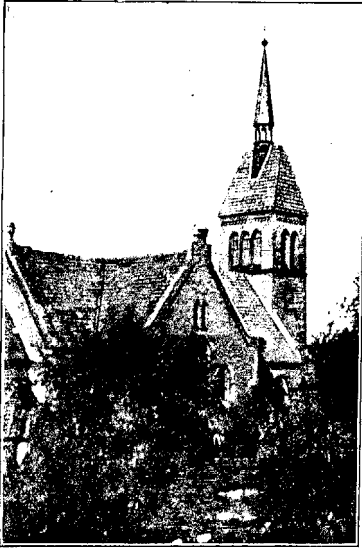
Auch auf dem Gebiet einer gesunden Bodenpolitik ist so gut wie nichts geschehen, um der Gemeinde das zu ihrer Entwicklung benötigte Land rechtzeitig zu sichern; so beträgt der Landumfang von Cranz nur etwa 200 Hektar, gegen z. B. von Rauschen mit 504 Hektar. Fast bei jeder Vergrößerung ist die Kommune auf das Wohlwollen des Forstfiskus oder des sie zum großen Teil umgebenden Bledau angewiesen. So ist das Gelände um den Mertensplatz Staatseigentum, nur die darauf stehenden Gebäude gehören der Gemeinde. Die letzten Häuser der Adolphshöhe, darunter die drei 1920 und sechs 1921 von der Siedlungskommission dort erbauten Doppelwohnhäuser, deren jedes einen halben Morgen Land hat und etwa 120000 Mark kostete, stehen auf Wosegauer Boden. Die Kinder der Siedler besuchen natürlich die näher liegende Cranzer Schule und belasten hierdurch diese Gemeinde. Leider hat es auch der Staat versäumt, rechtzeitig der Gemeinde



Der Cranzer Wasserturm.



Neue Häuserkolonie auf der Adolphshöhe 1921.



Kirche in Cranz.

fördernd beizustehen, fast erscheint es jetzt zu spät, alles Versäumte nachzuholen. Zielbewußter als die politische Gemeinde Cranz hat, wie die nachfolgenden Ausführungen beweisen, seine Kirchengemeinde gehandelt.

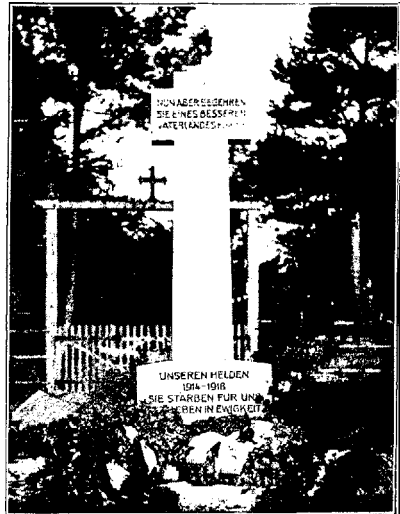
Das Kirchspiel Cranz und seine Kirche.

Das Bestreben des Ordens, möglichst die ganze Ostseeküste in seiner Hand zu vereinigen, führte bei der Teilung des Samlandes im Jahre 1253 dazu, daß auch die alte Cranzer Fischer-siedlung, soweit überhaupt von einer solchen die Rede war, an das Ordenskammeramt Rudau kam; Jahrhunderte mußten deren Bewohner, um zu ihrer Kirche zu gelangen, durch das bischöfliche Kirchspiel Laptau fahren. Wohl kam seit den vierziger Jahren während der Badezeit der Rudauer Pfarrer einigemal nach Cranz, wo der Gottesdienst auf einem freien Platz in der Nähe des Korso abgehalten wurde, auch erscheint 1866

erstmals ein Badeprediger, der 75 Taler Entschädigung erhielt; der Wunsch, eine eigene Gemeinde mit einer entsprechenden Kirche zu bilden, blieb trotzdem seit Jahrzehnten reger.

Der Bau eines vorläufigen Gebetshauses wurde durch freiwillige Beiträge, Unterstützung der Regierung, sowie durch ein königliches Gnadengeschenk erleichtert, und am 22. Juli 1855 konnte ein kleines, 350 Personen fassendes, anfänglich auch von den Katholiken mitbenutztes Kirchlein feierlich eingeweiht werden. Die Glocke wurde von der Rudauer Kirche gekauft, eine kleine Orgel erhielt sie 1880. Einen in Cranz ansässigen Pfarrer erhielt es erst im Jahre 1863 in der Person des Hilfsgeistlichen der Rudauer Gemeinde, Rehbein. Trotz einer größeren Reparatur des Kirchleins im Jahre 1889 blieb das Gebäude doch recht wacklig und unzureichend, es diente aber noch bis zur Einweihung der jetzigen Kirche seinem Zweck, um dann nach Zimmerbude verkauft zu werden.

Der Oktober des Jahres 1877 brachte endlich das ersehnte Kirchspiel Cranz, das nach langwierigen Verhandlungen aus den gleichfalls zu Rudau gehörenden Wargenau und Rosehnen, Wosegau aus dem Laptauer und Bledau nebst Rodahn und Garbeek aus dem Powundener Kirchspiel, ferner aus dem zu Sarkau gehörenden Schwentlund gebildet wurde; den Plan, auch die anderen Bledauer Güter Wikiau, Wiskiauten und Darienen in Cranz einzugemeinden, ließ man fallen; erster Pfarrer wurde Adalbert Ebel. Die Gemeinde

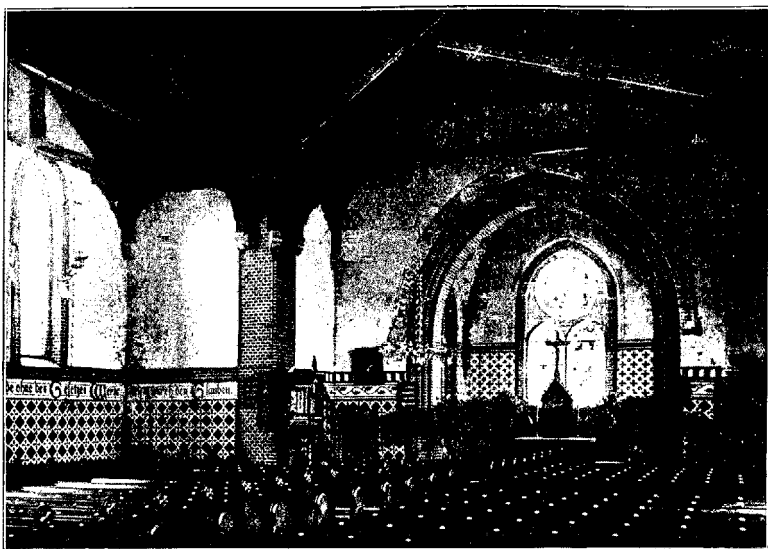


Erinnerungskreuz 1914/18.

galt aber anfänglich für so arm, daß die Regierung zunächst das ganze Pfarrergehalt zahlte. Im Jahre 1883 wurde Sarkau als Filiale an Cranz angegliedert, nachdem es nach dem Eingang der Kirche in Kunzen zunächst von Rossitten, dann von Laptau aus versorgt worden war. Der Cranzer Pfarrer predigt jetzt in Sarkau an jedem vierten Sonntag und an allen zweiten Feiertagen.

Längst war das erste Kirchlein zu enge geworden, bereits 1882 hatte man in der jetzigen Kirchenstraße Bauland für ein neues Gotteshaus erworben, aber erst am 10. August 1896 wurde der endgültige Beschluß zum Bau einer neuen Kirche nach dem Plan des Baumeisters Launier gefaßt, dem bereits am 23. August die feierliche Grundsteinlegung folgte. Nach einer Abschiedsfeier in der alten Kapelle wurde das neue Gotteshaus, Adalbertskirche genannt, am 5. November 1897 eingeweiht.

Die Kirche ist in Rohziegeln geräumig erbaut, innen hat sie eine Holzdecke. Die erste wenig dauerhafte Bedachung wurde durch eine aus sogenannten Mönchs-

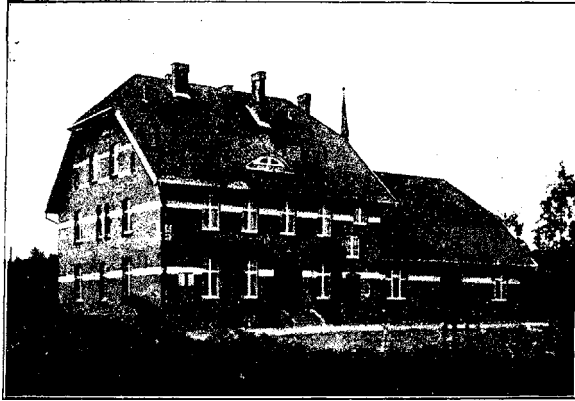


Inneres der Kirche in Cranz.

und Nonnenpfannen ersetzt; eigenartig ist, daß das Seeklima eine Oxydierung der kupfernen Turmbedachung verhindert. Der Altar ist Harzer Arbeit, sein Mittelbild zeigt „Christus den See überschreitend“. Die Kanzel und die drei farbigen Fenster hinter dem Altar sind Stiftungen der Bledauer Gutsherrschaft; einige wertvolle ältere Einrichtungsgegenstände Geschenke des verstorbenen Königsberger Kaufmanns August Honig. Die drei Stahlglocken der Kirche wurden in Lauchhammer (Sachsen) gegossen; die Kosten der Taufe wurden durch Sammlungen aufgebracht. Insgesamt betragen die Baukosten der Kirche gegen 85000 Mark, von denen 55000 Mark durch ein Darlehn beschafft wurden, das Restgeld zumeist durch staatliche Bauhilfen. In der Turmhalle wird zurzeit ein während des Krieges zu Wohltätigkeitszwecken genageltes Kreuz aufbewahrt.

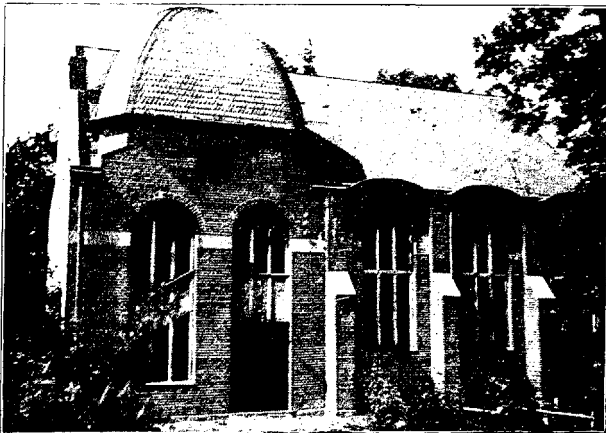
Von den sonstigen Einrichtungen der Kirchengemeinde wurde der Friedhof im Jahre 1893 in Benutzung genommen; auf einer Düne in der Plantage gelegen, wird sein Eingang durch ein schönes Kreuz geschmückt, das im Jahre 1921 zum

Andenken an die im großen Krieg Gefallenen der Gemeinde errichtet wurde. Das Pfarrhaus wurde 1900 erbaut und das gemeinnützigen Zwecken der Kirchengemeinde dienende Lutherhaus im Jahre 1911.



Das Lutherhaus in Cranz.

Der starke Fremdenbesuch im Sommer brachte es mit sich, daß auch die anderen Konfessionen hier Bethäuser für notwendig hielten. So errichteten die Katholiken 1903/4 im Stil der samländischen Bischofskirchen die kleine, leider sehr versteckt liegende Andreaskapelle auf dem Hof eines Schwesternerholungsheims, in der im Sommer aller zwei und im Winter aller vier Wochen durch einen



Synagoge in Cranz.

Königsberger Geistlichen Gottesdienst abgehalten wird. Ein recht stattlicher Bau ist die 1911 von der Königsberger jüdischen Gemeinde erbaute Synagoge.

Wenig entwickelt, namentlich in Anbetracht der Qualität seiner Bewohner, erscheint das Cranzer Schulwesen. Da die vorhandene vierklassige Mädchenschule aus natürlichen Gründen nicht den Anforderungen an ein gehobenes Schulwesen entsprechen kann, muß eine große Anzahl älterer Schüler, trotz der besonders im

Winter ungünstigen Bahnverbindungen, die Königsberger Schulen besuchen. Die allgemeine, bereits über 200 Jahre alte Ortsschule ist siebenklassig, baulich ist auch sie längst von den Bedürfnissen überholt.

Werfen wir noch einen Blick auf das Cranz der Gegenwart, wie es sich namentlich im Sommer den Besuchern zeigt, so ist die Rührigkeit seiner Bewohner, mit den Veranstaltungen anderer großer Badeorte gleichen Schritt zu halten, anzuerkennen. Da gibt es Ostpreußische Sportwochen mit Pferderennen, Tennisturniere, Freilichttheater, selbst aviatische Wettfahrten; aber auch Weindielen, Kabarets, Konzertkaffees und andere heute scheinbar selbst im Sommer unentbehrliche Vergnügungsstätten sind überreich vorhanden. Neuerdings ist Cranz bemüht, Stadtrechte zu erhalten, auch die Einrichtung eines eigenen Amtsgerichts wurde bereits 1918 beantragt.

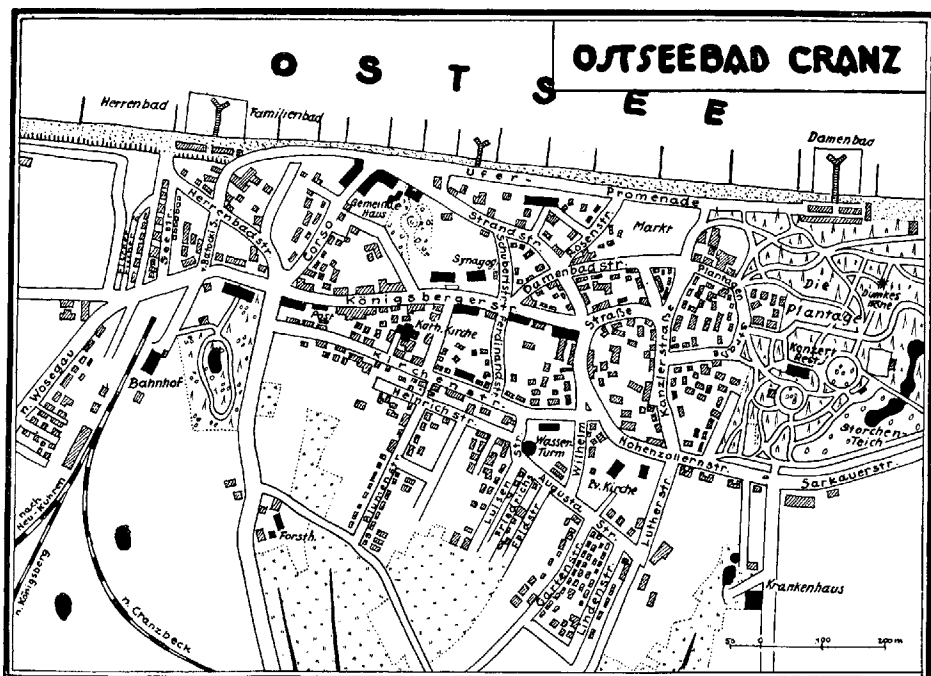
Von größter Bedeutung ist aber für Cranz eine völlige Neuordnung der Bahnverbindung mit Königsberg, die heute das Schmerzenskind der Ortschaft ist.



Der Bahnhof in Cranz.

Wohl versucht die Bahnleitung nach Möglichkeit den Wünschen der Cranzer entgegenzukommen, war doch z. B. vor dem Kriege bereits die Umwandlung für elektrischen Betrieb vorgesehen; als Privatbahn hat sie natürlich auch andere Interessen zu vertreten, die nicht immer diejenigen der Bewohner von Cranz sind. Da Cranz eigentlich jetzt nur noch ein Vorort von Königsberg ist, dürfte eine Änderung erst dann eintreten, wenn die Bahn unter die Verwaltung dieser Stadt kommt, nur dann könnte es zu jener großzügigen Erholungsstätte für alle Bevölkerungsschichten der Großstadtbewohner werden, wofür es die Natur selbst in hervorragender Weise bestimmt hat.

Gegen Westen schließt sich enge an Cranz die Villenkolonie Westend, die einige Zeit vor dem Kriege von dem Königsberger Kaufmann Mendthal auf Wosegauer Grund und Boden angelegt wurde, aber erst 1914 ihren Bebauungsplan erhielt. An der langen Kayserlingkstraße, deren Terrain von dem Besitzer Bledaus kostenlos zur Verfügung gestellt wurde, liegen etwa fünfundzwanzig im



Lageplan von Cranz im Jahre 1921.

Blockhausstil erbaute Landhäuser; ein weiterer Fußweg läuft auf der Kante des Uferberges. Am Ende der Kolonie beginnt die 2,5 Kilometer lange Kunststraße nach dem politisch zum Rudauer Kirchspiel gehörenden Rosehnen. Auf halbem



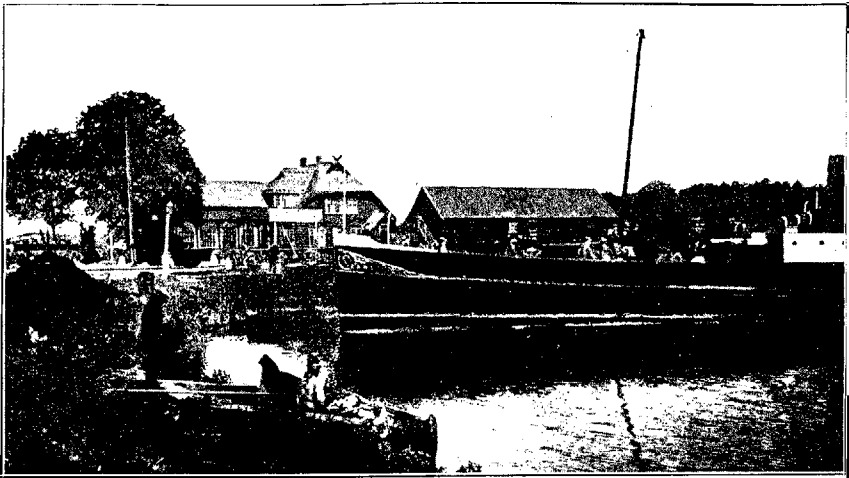
Am Ufer der Villenkolonie Westend.

Wege dorthin ist der kanalisierte Allgraben, die alte Dialle, zur See geleitet; er leidet bei Stürmen und einbrechender See sehr unter Versandungen und Steinablagerungen, die dann nur mit großer Mühe wieder zu beseitigen sind.

Das zum Cranzener Kirchspiel gehörende Wargenau ist die bereits 1255 als im campus Wergenow liegend genannte villa Wergenow; es führt seinen Namen auf

einen Preußen Wargino zurück. In Wargenau wohnten in früher Ordenszeit die Withinge Pagaule und sein Schwager Panache; später werden als Besitzer ein Jonusch und ein Thomas, ferner ein Godecke genannt. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts bestand Wargenau aus einem köllmischen und einem adligen Dorfteil, letzterer erhielt seine adligen Rechte im Jahre 1528. Dieser adlige, 1830 20 Hufen große Besitz, früher auch der Kuntershof genannt, war bis zum Jahre 1863 ein Vorwerk von Bledau, nachdem er vordem, 1820, wie auch die sonstigen Bledauer Güter, für 9530 Taler zum Verkauf ausgedoten war. Die drei Wargenauer Bauerngüter waren der Grundherrschaft gegenüber sehr stark mit Lasten beschwert, so mußten sie unter anderem jährlich sechs Stück Leinwand weben; die Verpflichtungen lösten sie 1822 derart ab, daß sie von ihren insgesamt 1223 Morgen Land je 138 Morgen an die Grundherrschaft abtraten. Jetzt ist Wargenau ein in einer Hand vereinigtcs Gut von etwa 480 Hektar Größe.

Auf Bledauer Gebiet liegt der Dampferanlegeplatz Cranzbeek, früher auch Strombeek genannt, der seine Einrichtung auf die Anregung des Justizkommissarius



Dampferhaltestelle Cranzbeek.

von Batocki zurückführt. In einem im Jahre 1849 von v. Batocki veröffentlichten längeren Hinweis betonte dieser die Notwendigkeit eines Hafens in der „Bak“, in der alle Schiffe des Haffes bequem und sicher liegen könnten. v. Batocki sah bereits einen Hafen mit Speichern und Wohngebäuden entstehen, der schließlich mit Cranz ein organisches Ganzes bilden sollte. Wohl wurden schon 1849 einige Krümmungen der Beek reguliert und ihr Bett auf 2½ Meter Tiefe gebracht, aber erst etwa ein Jahrzehnt später sollte dann die völlige Regulierung und Baggerung der Beek erfolgen. 1858 begann dann auch von Cranzbeek der regelmäßige Dampferverkehr nach Memel, der, schon seit 1844 bestehend, bis dahin von Schaaksvitte aus betrieben wurde.

Das freundliche Gasthaus an der Haltestelle Cranzbeek, zu der am 8. Juli 1895 die 1½ Kilometer lange Bahnstrecke von Cranz in Betrieb genommen wurde, enthält eine kleine Sammlung von auf die Moorkultur bezugnehmenden Pflanzen und Gerätschaften. Als Zollstation hat Cranzbeek durch die Abtrennung des Memelgebietes eine hoffentlich nur vorübergehende erhöhte Bedeutung erhalten.

Laß deine Augen offen sein,
 Geschlossen deinen Mund
 Und wandle still, so werden dir
 Geheime Dinge kund.

Hermann Löns.

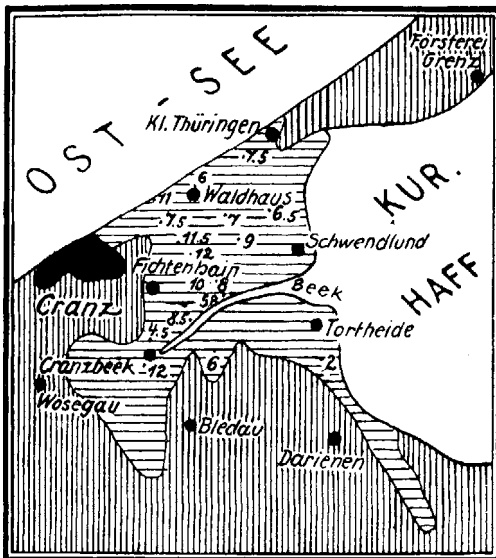
Das Cranzer Moorgebiet mit der Plantage.

Bereits die östlich gelegenen Häuser von Cranz sind auf jener großen Moorfläche erbaut, die sich von hier nordöstlich bis zum Aussichtsturm Klein Thüringen, südlich bis zur Beek und darüber hinaus erstreckt. Dieses gewaltige Moor ist die Stätte eines ehemaligen Tiefes; es als solches erkannt zu haben ist das Verdienst des verstorbenen Königsberger Geologen Berendt, seine Forschungen zu vertiefen und zu ergänzen u. a. jenes des Landesgeologen Hess von Wichdorff.

Wir müssen uns mit dieser vorgeschichtlichen Verbindung von See und Haff bei Cranz in weit zurückliegende Zeiten versetzen. Wahrscheinlich wurde sie so lange befahren, bis durch einen Durchbruch am Nordende der Nehrung das Memeler Tief entstand. Wassermangel und Ablagerungen des Haffes verlandeten die alte Fahrstraße und verwandelten sie in eine Moorfläche, die an ihren meist feuchten Rändern den Charakter eines Flachmoors, in ihrer etwa vier Meter über dem Haffspiegel liegenden Mitte den eines Hochmoors besitzt. Eingehende Untersuchungen des Cranzer Moors, namentlich in neuerer Zeit durch Hess von Wichdorff, führten zur Klärung der Frage über den Umfang des alten Tiefes; Bohrungen an verschiedenen Stellen auch zu jener der Stärke des Moorbodens. Darnach hat dieser

eine Mächtigkeit bis zu 12 Metern, der unter dem Moor lagernde alte Seeboden eine solche von etwa 1½ Metern. Einen genauen Anhalt gibt die nebenstehende Karte.

Bis zur Verlandung des Tiefes in seiner jetzigen Gestalt, die auch heute noch nicht als abgeschlossen anzusehen ist, vergingen natürlich große Zeitabschnitte. Wie aus den vorgefundenen eingelagerten großen Baumresten hervorgeht, gab es aber gewisse Stillstandsperioden, in denen das Moor einen urwaldartigen Charakter hatte; noch jetzt erinnern Teile des nach dem Haff zu gelegenen und nur bei längerer Trockenheit zu betretenden Elsenmoors an einen solchen Urwald. Die nach der See zu gelegene Seite des Moors hat durch die Sandaufwehungen ein völlig verändertes Aussehen erhalten; selbst diese Flugsande würden es aber nicht verhindern können, daß hier im Notfall durch Forträumung des Moors und



Diluviale Hochfläche / Ehem. Cranzer Tief

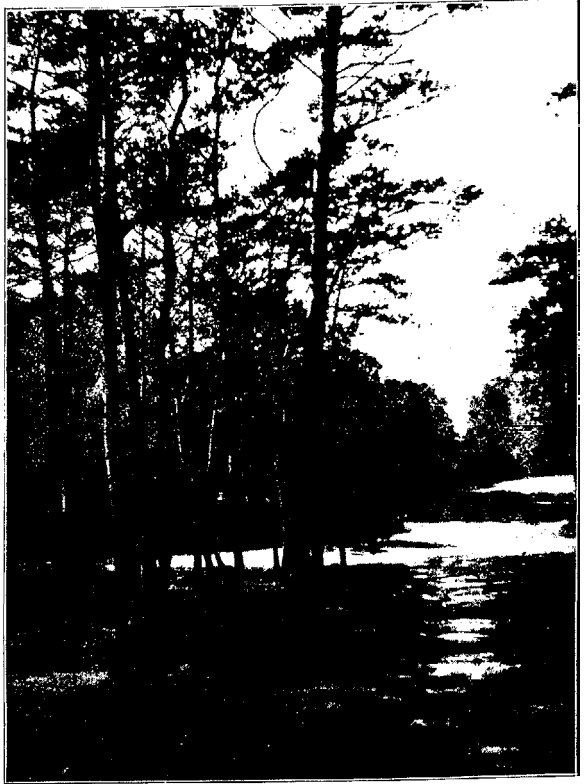
Karte des ehemaligen Cranzer Tiefes.

Nach Hess von Wichdorff.

mit verhältnismäßig geringen Mitteln wieder eine ausgezeichnete Fahrrinne, ja selbst ein größerer Hafen entstehen könnte.

Bemerkenswert ist die Flora des Cranzer Moores, unter der wiederum die Sumpfwergbrombeere seine eigentliche Charakterpflanze bildet. Die Hochfläche ist zumeist mit Fichten, richtiger Kiefern, bestanden, die hier eine Höhe bis zu zwei Metern erreichen, und im Wald trifft man die in Ostpreußen nur noch bei Neidenburg vorkommende *gymnadenia cucullata*, das Knabenkraut. Eine unangenehme Beigabe des Cranzer Moorgebietes ist eine kleine, zeitweilig besonders stark auftretende Stechmückenart, deren Beseitigung man zwar mehrfach, aber anscheinend nicht mit genügendem Nachdruck versuchte. Wirtschaftlich wird das Moor zurzeit sehr umfangreich zur Torfgewinnung ausgebeutet, nachdem größere Waldteile für diese Zwecke niedergelegt worden sind.

Trotzdem das Kurische Haff nun wohl bereits seit langen Zeitläufen seinen Hauptabfluß im Memeler Tief hat, besteht selbst in der Gegenwart noch eine gewisse Gefahr für die gewaltsame Wiedereröffnung des alten Cranzer Tiefes.

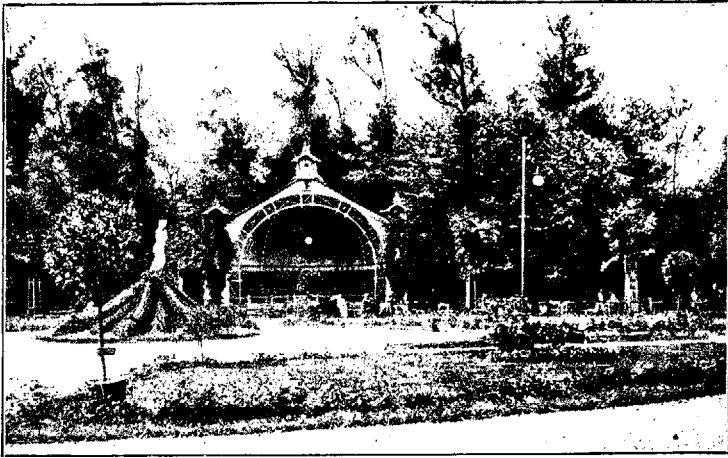


Blick von Dumckes Höhe (Dünenbildung) nach der See.



Buhnen bei der Cranzer Plantage. Links das Wrack eines gestrandeten Schiffes.

durch die See. Seit etwa einem Jahrhundert verfolgt man daher besorgt das bis in die neuere Zeit mit etwa zwei Metern berechnete jährliche Vorrücken der See, dem heute nur noch eine Landbreite von etwa einem Kilometer gegenübersteht. Als erste Schutzanlage gegen die Angriffe der See sind die in den Jahren 1812 bis



Musikhalle am Rondell.

1823 in einer Länge von 932 Ruten bei 10 Fuß Höhe und auf der Krone 50 bis 60 Fuß Breite aufgeworfenen Seedeiche anzusehen, die dann bepflanzt wurden. 1897 schritt man zum Bau von Pfahlbuhnen mit Steinfüllung, die, sich bis nördlich



Der Storchenteich.

des Aussichtsturmes erstreckend, scheinbar auch mit Erfolg einen Stillstand des Seeuferabbruches bewirkten.

Die Gefahr für eine Wiedervereinigung von See und Hafl kommt aber hier nicht nur von der See-, sondern auch von der Haflseite. Durch die Wasser der

Deime, der Gilge, des Nemonien und anderer Zuflüsse ist der Wasserspiegel des südlichen Haffes durchschnittlich immer 80 Zentimeter höher als jener der See; tritt nun durch zu Lande stehende Winde ein Rückstau ein, so erhöht er sich ganz wesentlich, gelegentlich des Orkans im Jahre 1818 sogar bis über einen weiteren Meter. Da nun in jenem Jahr, wie auch 1830, die See ebenfalls um einen Meter gestiegen war, vereinigten sich hier tatsächlich bereits für einige Tage See und Haff. 1874 brachte das Haff derartig große Überschwemmungen bei Cranz, daß die Fischerkähne zwischen den Bäumen lagen, und gelegentlich des Hochwassers im Jahre 1889 standen große Teile des Waldes auf dem alten Tief unter Wasser. Sollten sich einmal diese Naturereignisse, denen der Mensch fast machtlos gegenübersteht, in längerer Dauer wiederholen, so könnten jene Befürchtungen sich bewahrheiten, die hier wie in Urzeiten ein Tief entstehen sehen, das natürlich jenem bei Memel ein Ende machen würde.

Die Cranzer Plantage.

Wie erwähnt begann man vor etwa hundert Jahren mit der Bepflanzung und Festlegung der dem Moor aufgewehten oder künstlich aufgeworfenen Dünenketten, die sich schließlich landschaftlich so gut entwickelten, daß man sich Cranz jetzt ohne diese Plantage überhaupt nicht mehr denken kann. Rechtzeitig erkannte der Kessel'sche Verschönerungsverein die Bedeutung der Anpflanzung für Cranz; in Gemeinschaft mit der Dünenbauverwaltung schuf er 1844 die prächtigen Parkanlagen, in denen sich seit



Birkenweg nach der Wirtschaft Fichtenhain.

nunmehr vielen Jahrzehnten im Sommer ein großer Teil der Cranzer Geselligkeit abspielt. Weniger erfreulich ist in neuerer Zeit die Rücksichtslosigkeit, mit der viele Plantagenbesucher die so wichtigen Dünenanpflanzungen gedankenlos vernichten, nicht ahnend, daß sie hierdurch die Plantage der Versandungsgefahr aussetzen.

Im Jahre 1856 entstanden die ersten Kolonnaden am Rondell und 1861 folgten die gedeckten Aussichtspunkte Dumckeshöh und Belvedere; 1862 errichtete die Gemeinde das Waldhaus, das ebenso wie die ihr auch gehörende Wirtschaft Fichtenhain verpachtet wird. In der Senkung hinter dem Waldhaus kann man deutlicher als an anderen Stellen den Verlauf des alten Tiefes erkennen. Die im Park stehende Friedenseiche wurde am Sedantage 1872 gepflanzt, und auf einer besonders sumpfigen Stelle schuf man den freundlichen, leider eine Hauptbrutstätte

der Mücken bildenden Storchenteich mit seiner Seufzerbrücke, dessen Umgestaltung bereits 1907 beschlossen wurde. Eine schier endlose Promenade ist der etwa vier Kilometer lange, nach Klein Thüringen führende Verlobungsweg.

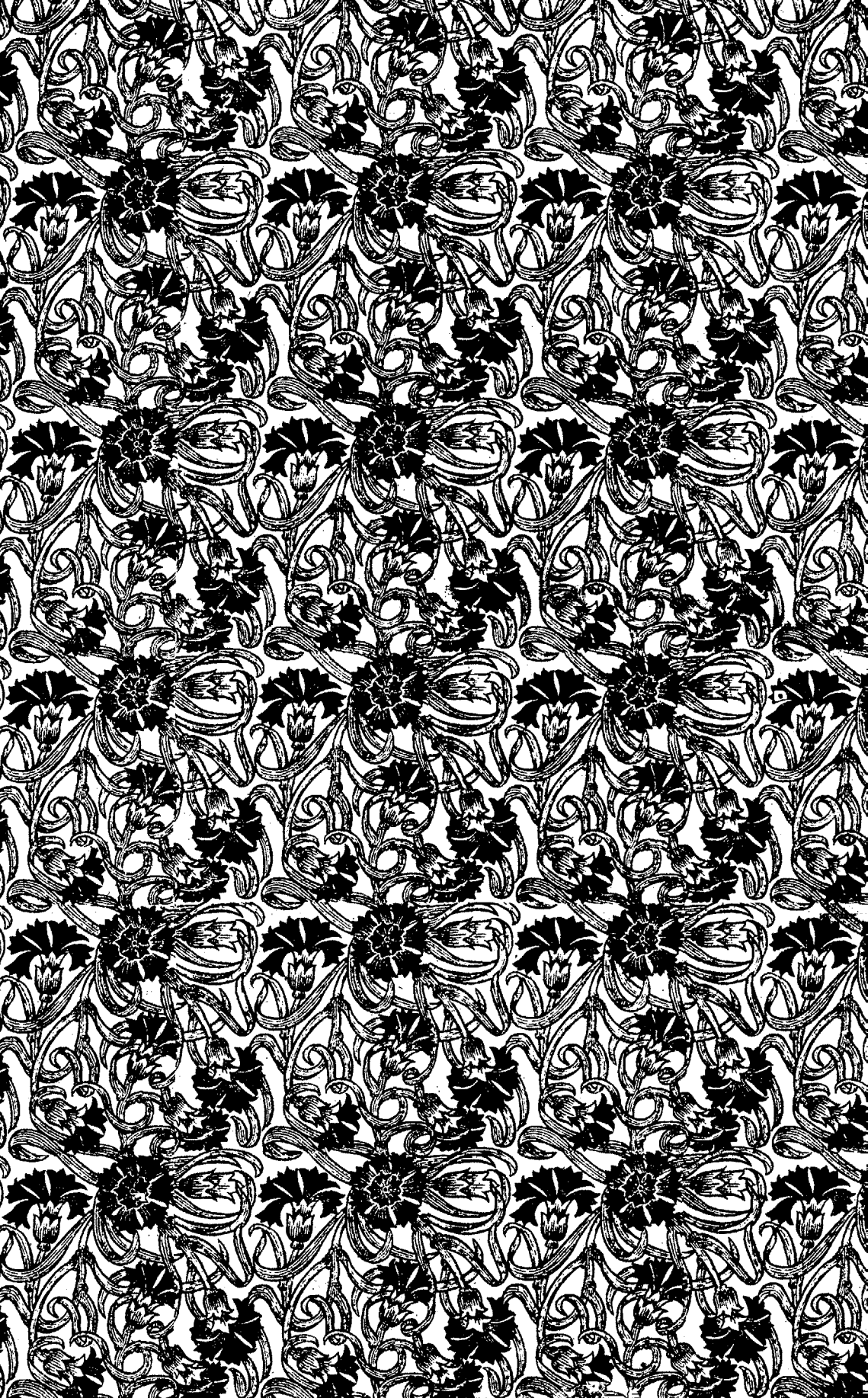
Noch bis in die neueste Zeit war das an der Mündung der Cranzer Beek am Haff liegende, durch das Cranzer Moor auf zwei Wegen erreichbare Schwentlund ein beliebtes Wanderziel; ehemals ein köllmisches Gut, war es bekannt als Erfrischungsstation der Cranzer Ausflügler. Seinen Namen hat es wahrscheinlich in der Zeit der schwedischen Besetzung des Samlandes, 1629–35 erhalten, so heißt noch eine Wiese am jenseitigen Ufer der Beek „Fogelund“, auch der nach dem Forsthaus Grenz verlaufende Schwedensteig erinnert an jene Schwedentage. Zu Schwentlund gehören die eigenartig auf der Beekinsel liegenden Häuser einer Fischerfamilie, ebenso die stromaufwärts errichteten Gebäude einiger weiterer Hafffischer.

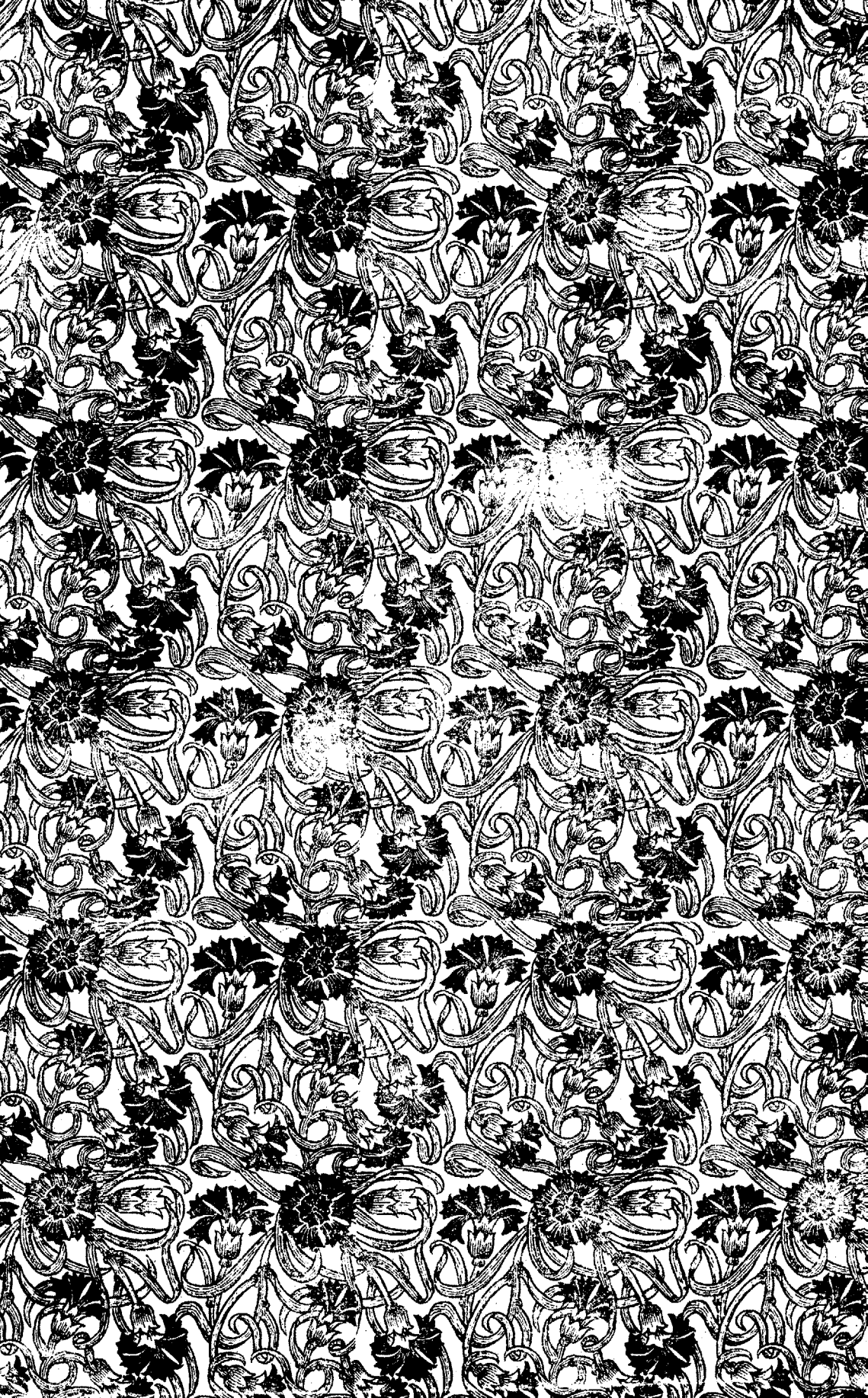
Das ganze Cranzer Moorgebiet, ferner der Nehrungswald bis Sarkau, bilden das zum Forstbezirk Fritzen gehörende Forstrevier Cranz. In früherer Zeit war Cranz der Sitz eines Oberförsters, dem unter anderem auch die Grünhoffer Forst unterstand. 1828 gehörten zum Bezirk 5159 Morgen Wald, zu denen später noch 780 Morgen Wald und 8000 Morgen Sanddünen des Niddener Belaufs hinzukamen. Zurzeit umfaßt der auf der Kurischen Nehrung sich bis Kilometer 79 erstreckende Revierforstbezirk Cranz etwa 1680 Hektar. Nach dem Beginn der Dünenbepflanzungen der Kurischen Nehrung wurde Cranz Sitz der Dünenbauinspektion, die später nach Rossitten verlegt wurde; jetzt befindet sich in dem alten Forstgebäude die Revierförsterei. Beachtenswert ist vor der Försterei die große Pappel, deretwegen sogar die Kunststraße beim Bau ihre Richtung ändern mußte. Besonders bemerkenswert ist das Forsthaus aber in geschichtlicher Beziehung: hier war es, wo die Königin Luise auf ihrer Flucht über die Kurische Nehrung die erste Nacht nach der Abfahrt von Königsberg verbrachte.



Revierförsterei Cranz.







CHLICHT 0.

WOJEWÓDZKA
BIBLIOTEKA PUBLICZNA



ELBLĄG

IV. 9 Rybaki